

# Zeitgeschichte in Hamburg · 2020



**FZH** Forschungsstelle  
für Zeitgeschichte  
in Hamburg

ZEITGESCHICHTE IN HAMBURG  
NACHRICHTEN AUS DER FORSCHUNGSSTELLE  
FÜR ZEITGESCHICHTE IN HAMBURG (FZH)  
2020





# ZEITGESCHICHTE IN HAMBURG

2020

Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH)  
Wissenschaftliche Einrichtung an der Universität Hamburg  
Beim Schlump 83  
20144 Hamburg  
Tel. +49 40 43 13 97 0  
Fax +49 40 43 13 97 40  
[www.zeitgeschichte-hamburg.de](http://www.zeitgeschichte-hamburg.de)

Die FZH ist seit 1997 eine Stiftung bürgerlichen Rechts, die von der Freien und Hansestadt Hamburg getragen wird.



»Zeitgeschichte in Hamburg 2020« wird kostenlos von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) abgegeben und steht auf [www.zeitgeschichte-hamburg.de](http://www.zeitgeschichte-hamburg.de) als Download zur Verfügung.

ISSN Print 2366-6412

ISSN Web 2366-6420

Herausgeber: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH)

Hamburg 2021

Umschlagabbildung Vorderseite: Maike Raap

Umschlagabbildung Rückseite: Aus einem Antrag der Bürgerschaftsabgeordneten Jan Jalass, Jan Klarman und Dorothee Stapelfeldt (alle SPD) an die Hamburgische Bürgerschaft vom 5. April 1989, in: Archiv FZH 376-22.

Redaktion: Thomas Großbölting, Kirsten Heinsöhn, Stefan Mörchen, Maike Raap

Satz und Layout: Das Herstellungsbüro, Hamburg

1. Auflage 2021

# INHALT

THOMAS GROSSBÖLTING UND KIRSTEN HEINSOHN  
Vorwort 7

## ■ 30 JAHRE WERKSTATT DER ERINNERUNG

KATJA KARGER  
Die Werkstatt der Erinnerung: 30 Jahre erzählen,  
zuhören, Geschichte machen! 12  
*Grußwort zur Jubiläumsveranstaltung am 3. November 2020*

LINDE APEL  
30 Jahre Oral History in der Werkstatt der Erinnerung 15  
*Zur Geschichte und Zukunft eines Interviewarchivs*

MARLEN SUNDERMANN  
Von eBay in die Werkstatt der Erinnerung 37  
*Persönliche Dokumente aus dem Nachlass von Ingrid Wecker*

## ■ AUS DER FORSCHUNG

THOMAS GROSSBÖLTING  
Von »blühenden Landschaften«, »Dunkeldeutschland«  
und nationaler Identitätspolitik 46  
*Politische Fehlkommunikationen in der Wiedervereinigungs-  
gesellschaft*

JÜRGEN ZIMMERER  
Zwischen »Askari-Reliefs« und Speicherstadt 70  
*Hamburg als Kolonialmetropole*

DANIEL GERSTER  
»Hinaus aus dieser Pestluft, diesem Höllenpfehl!« 97  
*Großstadtleben und Internatserziehung im 19. und  
20. Jahrhundert – eine Spurensuche am Beispiel Hamburg*

ALINA L. JUST  
Vergnügen mit Plan 117  
*Der Luna Park in Altona als Motor für Stadtentwicklungs-  
prozesse*

THORSTEN LOGGE, NILS STEFFEN, CHRISTIAN BUNNENBERG UND BENJAMIN ROERS	
<i>Das coronarchiv</i>	140
<i>Crowdsourcing als Citizen Science in den Geisteswissen-     schaften. Ein Projektbericht</i>	
<b>■ TAGUNGSBERICHT</b>	
LISA HELLRIEGEL	
Achstes Netzwerktreffen-Oral History 2020	159
<b>■ TÄTIGKEITSBERICHT 2020</b>	167
Abbildungsnachweise	223

# VORWORT

**C**orona – nichts schiebt sich beim Rückblick auf das vergangene Jahr stärker in den Vordergrund als diese eine Vokabel. Auch wer nicht unmittelbar von der Infektion betroffen war und ist, erlebte spätestens ab dem März 2020, wie grundlegend sich der Alltag änderte: Das Tragen von Masken und die veränderten Hygienevorschriften waren und sind allenfalls lästige Randerscheinungen. Die wegen der steigenden Inzidenzen notwendigen Kontakteinschränkungen hingegen legten das soziale Leben lahm und reichten bis hin zur Einschränkung von Grundrechten. Der notorisch nüchterne Politikhistoriker Heinrich August Winkler erkannte darin die »rigorosesten und umfassendsten« Freiheitsbeschränkungen seit 1945. Für Angehörige und Mitarbeitende von Wirtschaftszweigen und Branchen, die auf den persönlichen Kontakt zu Kunden und Publikum angewiesen waren – vom Gastwirt über die Einzelhändlerin bis hin zur Galeristin und dem Kleinkünstler – brach die Existenzgrundlage für die Zeiten des Lock-downs weg. Im globalen Zusammenhang waren nahezu alle internationalen Kontakte eingefroren – und bewegen sich bis heute auf einem extrem niedrigen Niveau: Kommt damit eine Epoche der Internationalisierung und Globalisierung an ihr Ende, die die Jahrzehnte seit Beginn der 1970er Jahre so stark geprägt hat?

Für das Gros von uns stehen der Covid-19-Virus und seine Folgen für eine prägende, da biografisch neue Erfahrung. Zugespitzt formuliert: Im Erleben und auch im Selbstverständnis der meisten von uns war eine solche Zäsur bisher nicht vorgesehen. Unabhängig von persönlichen Schicksalsschlägen und individuellen Lebenswendungen war die einzelne Biografie doch in Kontexte eingebettet, die auf Ableitbarkeit aus der Vergangenheit und auf Vorhersehbarkeit in die Zukunft getrimmt waren. Allenfalls in der ehemaligen DDR und den neuen Ländern gab es seit den 1990er Jahren eine neue gesellschaftliche Erfahrung von Umbruch und Diskontinuität, während sich die Gesellschaft der alten Bundesrepublik mental auf Verlässlichkeit und Kontinuität eingerichtet hatte (vgl. dazu den Beitrag ab S. 46).

Mit Corona erwies sich diese Selbstgewissheit als trügerisch. Da immer noch offen ist, ob und wie die Pandemie an ein Ende kommen wird, ist eine



Historisierung des Geschehens noch im Fluss. Und doch lassen sich schon jetzt einige Punkte identifizieren, an denen sich das gesellschaftliche Verhältnis zu Vergangenheit und Geschichte (vermutlich) verändert. Prinzipiell gefragt: Wird sich dort, wo die Gegenwart eher als disruptiv erlebt wird, der unmittelbare Bezug zum Gestern als identitätsstiftende Vergewisserung abschwächen? Ein erster Hinweis in diese Richtung sind die in der Form so anders ausgefallenen Veranstaltungen zu den Jahres- und Gedenktagen im Jahr 2020, seien es die zum 30. Jahrestag der Wiedervereinigung, die im Vorfeld durchaus groß geplanten Feiern zur 75. Wiederkehr des Jahrestages der Befreiung der nationalsozialistischen Konzentrationslager Buchenwald und Sachsenhausen oder auch des Kriegsendes am 8. Mai. Oder wächst umgekehrt gerade bei den tiefgreifenden Veränderungen und Neuausrichtungen der historische Orientierungsbedarf? Zumindest für den Geschichtsort Hamburg und die hier praktizierte Geschichtskultur verweisen die Beiträge in diesem Heft auf beide Tendenzen: Linde Apel stellt die 30-jährige Geschichte der Werkstatt der Erinnerung vor sowie die veränderten technischen und fachwissenschaftlichen Bedingungen, unter denen sich das Oral History-Archiv der FZH entwickelt hat. Auch dieses Jubiläum fiel 2020 ruhiger aus als ursprünglich geplant. Jürgen Zimmerer liefert eine wichtige Positionierung in der Diskussion um das postkoloniale Erbe Hamburgs und den Umgang damit in Wissenschaft und Politik, aber auch an besonderen Erinnerungsorten wie dem Denkmal für den Reichskanzler Bismarck am Hafen. Dass und wie Internate trotz und wegen des aufklärerischen Erziehungsideals vom Landleben mit der bürgerlichen Stadt des 19. Jahrhunderts und speziell mit Hamburg verbunden waren, skizziert Daniel Gerster in seinem Beitrag. Alina Just entfaltet die Gründung des Ham-

burg-Altonaer Vergnügungsareals Luna Park und entwickelt die Geschichte des damit erschlossenen Gebiets bis hin zu aktuellen städtebaulichen Projekten. Thorsten Logge, Nils Steffen, Christian Bunnenberg und Benjamin Roers präsentieren erste Beobachtungen zum *coronarchiv*, in dem ein Team von Historiker\*innen vor allem Ego-Dokumente zum Umgang mit und zum Erleben der Pandemie zusammengetragen hat.

Ganz praktisch lassen sich die Veränderungen durch Corona und im Umgang mit der Vergangenheit auch im zurückliegenden Tätigkeitsjahr der FZH beobachten. Ab Mitte März war die Forschungsstelle für die Mitarbeitenden geschlossen, die ihre Arbeit im Homeoffice fortsetzten. Erst ab Juni gab es eine schrittweise Rückkehr unter Einhaltung der Abstands- und Hygieneregeln, bevor dann mit dem erneuten Lockdown am 16. Dezember wieder die Arbeit zu Hause angesagt war. Teamsitzungen und Kolloquien per Videokonferenz traten an die Stelle des direkten Austauschs, ohne aber die sonst so prägende FZH-Diskussionskultur in Präsenz ersetzen zu können.

Bis heute eingeschränkt sind auch viele Möglichkeiten der Außenwirkung: Mit den Lockdowns kam zunächst die Reduzierung, teilweise aber auch die komplette Einstellung des Publikumsverkehrs in Bibliothek, Archiv und Werkstatt der Erinnerung (WdE). Als letzte Präsenzveranstaltung tagte das Netzwerk Oral History Ende Februar in der FZH (siehe dazu den Tagungsbericht im Heft). Die WdE und das Archiv präsentierten sich am 7. März auf dem »Tag der Archive« noch einmal der Öffentlichkeit, während die Sommerschule der WdE auf das Jahr 2021 verschoben werden musste.

Die Absage vieler Präsenzveranstaltung provozierte aber auch eine steile Lernkurve: Nicht nur Lehrveranstaltungen, Vorträge und Sitzungen fanden jetzt im Digitalen statt, sondern die Verantwortlichen in den Bereichen Öffentlichkeitsarbeit und Technik, Maike Raap und Rupert Marienfeld, setzten alles in Bewegung, um möglichst viel in veränderten Formen möglich zu machen. Die Feierlichkeiten zum 30. Jahrestag der Einrichtung der WdE, der mit einer ebenso aufwändig wie sorgsam geplanten Vortragsreihe sowie einem Empfang begangen werden sollte, wurden zum Teil ins Netz verlegt, zum Teil aber auch abgesagt. Ein Grußwort der Hamburger DGB-Vorsitzenden und stellvertretenden Vorsitzenden des Kuratoriums, Katja Karger, und die Präsentationen der Geschichte der WdE durch Linde Apel und Andrea Althaus lockten zahlreiche Besucher\*innen auch von außerhalb. Dasselbe galt für das im Zwiegespräch mit einem Zeitzeugen präsen-

tierte Buch von Sebastian Justke, »Brückenbauen gegen Apartheid«. Das (mindestens ergänzende) digitale Format unserer Veranstaltungen wird auch über Corona hinaus bleiben!

Eine Reihe von Veränderungen gab es auch jenseits von Corona: Drei Jahre lang hatte Kirsten Heinsohn als Alleinvorständin die Geschicke der FZH souverän und mit großem Erfolg geleitet. Ab dem 1. August verstärkte Thomas Großbölting als neuer FZH-Direktor den Vorstand, so dass dieser »weiterhin mit voller Pulle, aber seitdem mit doppelter Kraft« agierte – um an dieser Stelle ein beliebtes FZH-Bonmot aufzunehmen. Stefan Mörchen stieß im März 2020 als neuer Lektor zur FZH. Claudia Kemper, Daniel Gerster und Marcel Bois verstärken seit dem vergangenen Jahr die wissenschaftliche Arbeit, Sebastian Justke wechselte zum Ende des Jahres in ein Drittmittelprojekt, ebenso Alexandra Jaeger zu Beginn des Jahres. Andrea Althaus trat ab Herbst als neue Kollegin in die WdE ein. Sandra Frühauf und Alexander Buerstedde nahmen die Arbeit an ihren Doktorarbeiten auf, während Lena Langensiepen die FZH verließ und sich seit Oktober mit einem Abschlussstipendium der Uni Hamburg ganz ihrer Dissertation widmet. In der Bibliothek übernahm Dorothee Mateika die Leitung und wird dabei seitdem von Hartmut Finkeldey unterstützt.

2020 startete eine ganze Reihe von neuen Forschungsprojekten, die im hier vorliegenden Tätigkeitsbericht vorgestellt werden. Hervorgehoben seien die Studie zu gewerkschaftlichen Zeitpolitiken seit den 1970er Jahren, eine Machbarkeitsstudie zur Geschichte der Hamburger Senatsverwaltung, ein DFG-Projekt zur Internatserziehung im 19. und 20. Jahrhundert im deutsch-britischen Vergleich, eine Analyse zur NS-Belastung der Hamburger Handelskammer sowie das an der FZH betriebene Projekt zur Aufarbeitung sexu-

ellen Missbrauchs im Rahmen der Evangelischen Kirche Deutschlands und zwei Promotionsarbeiten zur »Priesterkrise« im bundesdeutschen Katholizismus.

Wie für die Geschichtswissenschaft insgesamt markieren auch für die FZH die Veröffentlichungen die wichtigsten Erfolge. Was für die Autor\*in eine beglückende Zäsur ist, wird doch ein meist jahrelanger Forschungsprozess damit (halbwegs) abgeschlossen, ist für die FZH insgesamt zumal dann ein besonderes Ereignis, wenn die Bücher in einer ihrer Reihen erscheinen. Das gilt für Moritz Liebeknechts Studie »Wissen über Sex. Die deutsche Gesellschaft für Sexualforschung im Spannungsfeld westdeutscher Wandlungsprozesse« ebenso wie für Sebastian Justkes Buch »»Brückenbauen« gegen Apartheid. Auslandspfarrer in Südafrika und Namibia«. Axel Schildts posthum veröffentlichtes Opus Magnum »Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik« ist jedoch viel mehr als nur eine Veröffentlichung. Dieser Meilenstein wird nicht nur in der FZH weit über sein Erscheinungsjahr hinausragen, sondern auch wissenschaftlich nachhaltig die Forschung zur Ideengeschichte der Bundesrepublik und darüber hinaus prägen.

Auch 2020 erhielt die FZH Drittmittel zur Förderung von Forschungen und Publikationen, insbesondere von der Deutschen Forschungsgemeinschaft, dem Senat der Freien und Hansestadt Hamburg, der Hamburger Behörde für Wissenschaft, Forschung, Gleichstellung und Bezirke (BWFG), der Evangelischen Kirche in Deutschland, der Hans-Böckler-Stiftung sowie der Wirtschaftsgeschichtlichen Forschungsstelle Hamburgs. Die Mitglieder des Kuratoriums sowie des Wissenschaftlichen Beirates unterstützten uns wie immer mit Rat und Tat. Wir sind allen Zuwendungsgebern und Gremienmitgliedern sehr dankbar für ihre Unterstützung, insbesondere Frau Staatsrätin Dr. Gumbel sowie Frau Wilms und Frau Sachau-Böhmert aus der BWFG.

In vieler Hinsicht scheint Anfang 2021 unsicherer denn je, was die Zukunft bringt. An einem Punkt aber gilt das Gegenteil: Wir werden auch in diesem Jahr alles geben, um die zeithistorische Forschung voranzubringen – und freuen uns dabei auf vielfältige Kooperationen, Diskussionen und Kontakte.

Hamburg, im Januar 2021

Thomas Großbölting und Kirsten Heinsohn

KATJA KARGER

■ DIE WERKSTATT DER  
ERINNERUNG: 30 JAHRE  
ERZÄHLEN, ZUHÖREN,  
GESCHICHTE MACHEN!

Foto: DGB Hamburg / Peter Bisping.



KATJA KARGER

## DIE WERKSTATT DER ERINNERUNG: 30 JAHRE ERZÄHLEN, ZUHÖREN, GESCHICHTE MACHEN!

Grußwort zur Jubiläumsveranstaltung  
am 3. November 2020

**H**erzlichen Glückwunsch zum 30. Geburtstag! Als stellvertretende Vorsitzende des Kuratoriums der Forschungsstelle für Zeitgeschichte freue ich mich, auf diesem Wege meine Anerkennung für Ihre Arbeit in der Werkstatt der Erinnerung aussprechen zu können. Die Erforschung der Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg ist das wesentliche Standbein der Forschungsstelle für Zeitgeschichte. Als antifaschistische Gewerkschaften haben wir dieses Anliegen immer unterstützt, denn die Aufarbeitung der Geschichte ist wichtig, um für die Zukunft gewappnet zu sein.

Darüber hinaus liegt unser Archiv, die Hamburger Bibliothek für Sozialgeschichte und Arbeiterbewegung, in den Händen der FZH. Das ist übrigens auch der Grund, warum der DGB seit langem die Geschicke der Forschungsstelle begleitet. Gleiches gilt für die Werkstatt der Erinnerung, deren Arbeit wir gerne unterstützen und fördern. Viele meiner Vorgänger und gewerkschaftliche Zeitzeug\*innen haben der Werkstatt Interviews gegeben. Diese Berichte sind in vielerlei Hinsicht wichtig und bemerkenswert: Sie bieten eine zusätzliche Perspektive der Betrachtung von histo-

rischen Ereignissen und sind für viele Betroffene ein Weg, um über das Erlebte zu reflektieren.

Ich hatte das große Glück, in den 2000er Jahren an einem Schulprojekt der Shoah Foundation mitzuarbeiten. Hier sah und hörte ich – im wahrsten Sinne des Wortes – das erste Mal die persönliche Geschichte der Überlebenden. Die radikale Subjektivität dieser Interviews, die Emotionalität, die sie auslösten, war eine Wucht – eine Unfassbarkeit, die kaum Worte fand. Diese Geschichten waren weit davon entfernt, klassische nüchtern-sachliche Wissenschaft zu sein. Mit dem Projekt waren wir mitten in der Auseinandersetzung um die Oral History, der ja zunächst alle Wissenschaftlichkeit abgesprochen wurde.

Es ist das Verdienst solcher Institutionen wie der Werkstatt der Erinnerung, dass sich dies inzwischen verändert hat, dass sich die Geschichtswissenschaft der sie umgebenden Kultur öffnet und persönliche Erfahrungen ernst genommen werden. Umso bedeutender ist das, was die Werkstatt der Erinnerung bis heute leistet: sich gegen Widerstände durchzusetzen, Menschen zu überzeugen, persönliche Geschichte aufzuheben – ja, ihr Wichtigkeit zu geben und – das ist zum Jubiläumstag das Besondere – diesen Auftrag der Erinnerung weiterzudenken.

Längst sind wir bei Gesprächen mit der zweiten und dritten Generation angekommen, und auch die Täter geraten wieder anders in den Blick. Ein Resümee aus meiner Arbeit damals? Wir alle sind Zeug\*innen der Geschichte. Was also ist Geschichte? Nun – aus Sicht der Oral History wohl die aufgeschriebene Erinnerung.

KATJA KARGER

- DIE WERKSTATT DER ERINNERUNG: 30 JAHRE ERZÄHLEN, ZUHÖREN, GESCHICHTE MACHEN!

Sehr geehrte Frau Apel und liebe Kolleg\*innen der Forschungsstelle,

nur durch Erinnern werden einstige Erlebnisse lebendig, nur durch ihr Andenken gehen sie nicht verloren und nur durch Begegnungen bleiben sie vermittelbar. Ich wünsche Ihnen dafür von Herzen gutes Gelingen, den nötigen Gleichmut und die archivarische Geduld, die für eine solche Aufgabe notwendig ist.

- Katja Karger ist Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes Hamburg und stellvertretende Vorsitzende des Kuratoriums der FZH

LINDE APEL

- 30 JAHRE WERKSTATT DER ERINNERUNG

- 1 Detlef Peukert, Arbeitsbericht 1988/1989 vom 20.5.1989, S. 17, Archiv FZH, 376-22.
- 2 Vgl. dazu ausführlich Linde Apel, Ein besonderes Gedächtnis der Stadt? Eine Bestandsaufnahme zum 30-jährigen Jubiläum der Werkstatt der Erinnerung, in: dies. (Hrsg.), Erinnern, erzählen, Geschichte schreiben. Oral History im 21. Jahrhundert, im Erscheinen.

# 30 JAHRE ORAL HISTORY IN DER WERKSTATT DER ERINNERUNG

Zur Geschichte und Zukunft eines Interviewarchivs

Im April 1990 nahm die Werkstatt der Erinnerung (WdE) ihre Arbeit auf. Damals hatte die Forschungsstelle für die Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg mit Detlev Peukert (1950–1990) unlängst einen neuen Direktor erhalten. Peukert hatte sich zuvor gemeinsam mit sozialdemokratischen Bürgerschaftsabgeordneten erfolgreich dafür eingesetzt, die »Erhebung lebensgeschichtlicher Erinnerungen in Hamburg, vor allem von Verfolgten, Emigranten und anderen Widerstandskämpfern«, zu einer neuen Aufgabe der Forschungsstelle zu machen.<sup>1</sup> Gesellschaftliche Debatten über den Umgang mit den Verbrechen des Nationalsozialismus hatten in den 1980er Jahren auch in Hamburg dazu geführt, dass auf vielen Ebenen darüber nachgedacht wurde, wie eine Geschichte des Nationalsozialismus verantwortungsvoll und zukunftsweisend bearbeitet und erinnert werden könne. Die Idee, Opfer und Verfolgte des NS-Regimes zu befragen, ihre Erzählungen in einem Forschungsinstitut zu archivieren und für eine interessierte Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen, fand deshalb schnell Zuspruch.<sup>2</sup> Zu dieser Zeit gab es in der Bundesrepublik nur wenige wissenschaftliche Einrichtungen, die Interviews als relevante mündliche Quellen für eine moderne Geschichtswissenschaft betrachteten. Abgesehen von ersten und, wie sich herausstellen sollte, bahnbrechenden



Postkarte der WdE. Digitalisiertes Glasplattennegativ, überlassen von Frieda Herzog, Foto: unbekannt, o. O. und o. J.



LINDE APEL

■ 30 JAHRE ORAL HISTORY  
IN DER WERKSTATT DER  
ERINNERUNG

- 3 Aus dem Projekt Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet 1930–1960 gingen vier Publikationen hervor: Lutz Niethammer (Hrsg.), »Die Jahre weiß man nicht, wo man die heute hinsetzen soll.« Faschismuserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn 1983; Lutz Niethammer (Hrsg.), »Hinterher merkt man, daß es richtig war, daß es schiefgegangen ist.« Nachkriegserfahrungen im Ruhrgebiet, Berlin/Bonn 1983; Lutz Niethammer / Alexander von Plato (Hrsg.), »Wir kriegen jetzt andere Zeiten.« Auf der Suche nach der Erfahrung des Volkes in nachfaschistischen Ländern, Berlin/Bonn 1985; Alexander von Plato, »Der Verlierer geht nicht leer aus.« Betriebsräte geben zu Protokoll, Berlin/Bonn 1984. Die Interviews werden im Archiv Deutsches Gedächtnis der Fern-Universität Hagen archiviert und derzeit online zugänglich gemacht. Siehe <https://www.fernuni-hagen.de/geschichteundbiographie/deutschesgedaechtnis/> [5.2.2021].
- 4 Vgl. dazu den von Linde Apel und Karin Orth verantworteten Schwerpunkt Oral History in der akademischen Lehre in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 31 (2018), H. 1, mit Beiträgen von Linde Apel, Karin Orth, Albert Lichtblau, Lara Keuck, Seraphina Rekowski, Anke te Heesen, Kristina Schulz, Susanne Freund, Eva Och, Verena Lucia Nägel, Sarah Scholl-Schneider, Johanne Lehfeldt, Loretta Walz und Nicole Immler.
- 5 Anfragen kamen in den letzten Jahren aus Australien, Belgien,



akademischen Interviewprojekten unter der Leitung von Lutz Niethammer wurden in dieser Zeit unter dem Motto »Grabe, wo du stehst« Interviews überwiegend in außeruniversitären und sich neu konstituierenden Geschichtswerkstätten und Stadtteilarchiven geführt.<sup>3</sup> Dass die WdE als integraler Teil der Arbeit einer Forschungseinrichtung geplant war und sich der wissenschaftlichen Bearbeitung und dem Gedenken gleichermaßen widmen und überdies vor allem die Stadtgeschichte Hamburgs in den Blick nehmen sollte, war neu und ist auch heute noch dasjenige Merkmal, das sie von anderen Interviewarchiven unterscheidet. Auch in der Hamburger Forschungsstelle selbst dauerte es einige Zeit, bis die WdE zu dem Aushängeschild in Sachen Oral History wurde, das sie heute darstellt. In den vergangenen 30 Jahren wuchs nicht nur die Sammlung der Interviews auf etwa 2200 an, es entstand darüber hinaus eine Reihe von Publikationen, in denen Interviews neben anderen Quellen die zentrale Grundlage für geschichtswissenschaftliche Arbeiten bildeten.

Ging es anfangs vor allem darum, Frauen und Männer zu interviewen, die die Zeit des Nationalsozialismus überlebt hatten, kamen bald wissenschaftliche Projekte hinzu, die sich grundlegend mit mündlichen Quellen auseinandersetzten. Von großer Bedeutung



*Interviews aus der WdE bilden eine wichtige Quellengrundlage für eine Vielzahl von Publikationen.  
Fotos: Maike Raap.*

war stets, die Interviews so aufzuarbeiten, dass auch andere als diejenigen, die sie geführt haben, sie einsehen und für ihre Zwecke nutzen können. Diese Tätigkeit nimmt nach wie vor großen Raum ein. Seit Längerem steht daneben auch die Beratung von Projekten, in denen Interviews erhoben und ausgewertet werden sollen, im Zentrum der Arbeit. Dieses Angebot wird deshalb besonders stark nachgefragt, weil Oral History, ein Begriff, der sich sowohl auf die Quellen wie auf die Erhebungsmethode wie auf ein interdisziplinäres Forschungsfeld bezieht, an deutschen Hochschulen nicht kontinuierlich unterrichtet wird. Das Interesse von Studierenden an diesen Quellen ist jedoch ausgesprochen hoch.<sup>4</sup> Sie sind allerdings nicht die Einzigen, die sich mit ihren Fragestellungen an die WdE wenden. Der Kreis derer, die Interviews zurate ziehen, ist groß, vielfältig und international.<sup>5</sup> Er umfasst angehende und ausgebildete Wissenschaftler:innen verschiedener Disziplinen, Heimat- und Familienforscher:innen sowie Journalist:innen und Künstler:innen. In den vergangenen Jahren wurden die Interviews zunehmend auch von Ausstellungsmacher:innen in Museen und Gedenkstätten »entdeckt«.<sup>6</sup> Unterdessen melden sich immer häufiger auch Angehörige, die etwa im Nachlass

Dänemark, Deutschland, Finnland, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Indien, Irland, Israel, Italien, Japan, Kanada, Luxemburg, Malta, den Niederlanden, Norwegen, Österreich, Peru, Schweden, der Schweiz, der Slowakei, Spanien, Tschechien und den USA.

<sup>6</sup> Zwei Beispiele aus der jüngeren Zeit wären die 2013 eröffnete Dauerausstellung »Gomorrha 1943 – Die Zerstörung Hamburgs im Luftkrieg« im Mahnmal St. Nikolai sowie die geplante Dauerausstellung über die Deportation von Juden, Roma und Sinti aus Hamburg. Vgl. dazu Linde Apel, In den Tod geschickt. Die Deportationen von Juden, Roma und Sinti aus Hamburg 1940 bis 1945, Deutsch-Englischer Ausstellungskatalog, inkl. DVD, Berlin 2009, hrsg. im Auftrag der Behörde für Kultur, Sport und Medien in Zusammenarbeit mit der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg und der KZ-Gedenkstätte Neuen- gamme.

7 Vgl. dazu den Beitrag von Marlen Sundermann in diesem Band.

8 Vgl. dazu Martin Sabrow / Norbert Frei (Hrsg.), *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945*, Göttingen 2012. Zur spezifischen Problematik in der Oral History vgl. Dorothee Wierling, *Zeitgeschichte ohne Zeitzeugen. Vom kommunikativen zum kulturellen Gedächtnis. Drei Geschichten und zwölf Thesen*, in: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen* 21 (2008), H. 1, 28–36.

9 Diese Interviews sind neben weiteren bei den digitalen Interviewsammlungen am Center für digitale Systeme der FU Berlin einzusehen. Vgl. dazu auch Daniel Baranowski (Hrsg.), *»Ich bin die Stimme der sechs Millionen.« Das Videoarchiv im Ort der Information*, Berlin 2009.

Interviewtranskripte finden, die ihnen die Möglichkeit eröffnen, Neues über die Lebensgeschichte ihrer verstorbenen Mütter oder Väter zu erfahren, die zu Lebzeiten über ihre Verfolgungserfahrung nur wenig gesprochen haben, oder die uns Unterlagen aus dem Familienbesitz zur Archivierung übergeben möchten.<sup>7</sup> Nicht zuletzt ist die WdE ein Ort der methodischen Reflexion über den Umgang mit lebensgeschichtlichen narrativen Interviews sowie der Vermittlung dieser Reflexion in die wissenschaftliche und gesellschaftliche Öffentlichkeit. Seit einigen Jahren organisiert sie dazu das Netzwerk Oral History, ein Zusammenschluss von wissenschaftlichen Einrichtungen, Gedächtnisorganisationen und anderen Personen und Institutionen, die sich mit Interviews beschäftigen. Der Bedarf an Vernetzung und methodischem wie inhaltlichem Austausch ist ungemein groß, wie die von Jahr zu Jahr steigenden Zahlen der Teilnehmenden belegen.

## Vom singulären Projekt zum wachsenden Interviewarchiv

Entsprechend der Gründungsidee wurden in den ersten Jahren des Bestehens der WdE primär Interviews mit Frauen und Männern geführt, die im Nationalsozialismus verfolgt worden waren, Widerstand geleistet hatten oder hatten fliehen müssen. Diese Interviews bilden den Sammlungsschwerpunkt »Nationalsozialismus und seine ›zweite‹ Geschichte«. Ihnen wird nicht nur kontinuierlich das größte Interesse entgegengebracht, sie stellen gewissermaßen auch das Herzstück der Sammlung dar. Blickt man heute auf diese Interviews, so könnte man sie für nichts allzu Besonderes halten, ist doch der Zeitzeuge an sich mit seinen Äußerungen nunmehr gesellschaftlich anerkannt und vor allem



## 30 Jahre Werkstatt der Erinnerung



Postkarte der WdE. Collage von Fotos aus der WdE.

medial überpräsent.<sup>8</sup> Anfang der 1990er Jahre war das freilich noch anders, mündliche Quellen erhielten bei Weitem nicht die Anerkennung, die ihnen heutzutage zuteil wird. Inzwischen aber werden insbesondere die Erzählungen von NS-Verfolgten, Gegner:innen und Widerstandskämpfer:innen umso stärker wertgeschätzt, je weniger Menschen es noch gibt, die über ihre Erfahrungen in dieser Zeit Auskunft geben können.

Ein prominentes Beispiel für den Versuch, die Erinnerung an den Holocaust vor dem Vergessen zu bewahren, ist die weltweit größte Interviewsammlung zum Holocaust mit etwa 52 000 Interviews, die die Shoah Foundation zwischen 1994 und 1999 weltweit aufzeichnete, womit sie ein wichtiger Akteur im (memorial-)pädagogischen Kontext geworden ist.<sup>9</sup>

Vor etwa einem Jahrzehnt wurde der Entschluss gefasst, die Sammlung der Interviews mit NS-Verfolgten um Interviews mit ihren Angehörigen zu erweitern. Ausgiebige Gespräche mit Personen, die nach 1945 oder im Exil als Kinder von Verfolgten geboren wurden, wurden indes bereits in den frühen 1990er Jahren geführt, ohne dass die Interviewten damals mit dem Schlag-

## LINDE APEL

### ■ 30 JAHRE ORAL HISTORY IN DER WERKSTATT DER ERINNERUNG

- 10 Siehe dazu etwa Forschungsstelle für Zeitgeschichte / Werkstatt der Erinnerung 114, Interview mit Emilie Loeb (Pseudonym) am 25.5.1991, Interviewerinnen: Sybille Baumbach und Beate Meyer.
- 11 Vgl. dazu Malte Thießen, Geschichte und Psychoanalyse revisited. Praxis und Potenziale interdisziplinärer Forschungen für die Oral History, in: Knud Andersen / Linde Apel / Kirsten Heinssohn (Hrsg.), Es gilt das gesprochene Wort, Oral History und Zeitgeschichte heute, Göttingen 2015, S. 146–160.
- 12 Vgl. dazu den Abschlussband des Projekts: Ulrich Lamparter / Silke Wiegand-Gräfe / Dorothee Wierling (Hrsg.), Zeitzeugen des »Hamburger Feuersturms« und ihre Familien. Forschungsprojekt zur Weitergabe von Kriegserfahrungen, Göttingen 2013.
- 13 Vgl. dazu Linde Apel, Oral History reloaded. Zur Zweitauswertung von mündlichen Quellen, in: Westfälische Forschungen 65 (2015), S. 243–254.
- 14 Siehe dazu die Website <http://www.werkstatt-der-erinnerung.de/migration/> [5.2.2021] sowie Andrea Althaus, Migration und Mobilität. Neue Fragen an alte Interviews, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), Zeitgeschichte in Hamburg 2016, Hamburg 2017, S. 105–110.
- 15 Beate Meyer, Jüdische Mischlinge. Rassepolitik und Verfolgungserfahrung 1933–1945, Hamburg 1999.

wort »Zweite Generation« belegt worden wären.<sup>10</sup> Daran zeigt sich, wie sich mit dem wachsenden zeitlichen Abstand zu historischen Ereignissen Forschungsfragen wandeln und differenzierte thematische Schwerpunkte gesetzt werden. Eine weitere bedeutsame Veränderung der Akzentuierung der Sammlung bewirkten jene Interviews, die von 2005 bis 2010 im Rahmen des sogenannten »Feuersturm-Projekts« geführt wurden. Denn hier wurden erstmals explizit und weit überwiegend Personen befragt, die im Nationalsozialismus nicht zu den Verfolgten gehört hatten. Neu an diesem Ansatz war auch die interdisziplinäre Konzeption und Durchführung, die alle Beteiligten vor Herausforderungen stellte.<sup>11</sup> Die Kooperation mit Psychoanalytiker:innen und Psychotherapeut:innen des Universitätskrankenhauses Eppendorf umfasste auch Interviews mit der Kinder- und Enkelgeneration derjenigen, die die Bombenangriffe auf Hamburg im Sommer 1943 erlebt hatten.<sup>12</sup> Auch diesen Interviews gilt das besondere Interesse vieler Benutzer:innen. Damit bildet die Geschichte des Nationalsozialismus, seiner Deutungen und individuellen wie gesellschaftlichen Resonanzen nach wie vor das zentrale Thema der WdE.

Längst weist die Sammlung der Interviews jedoch über die Zeit des Nationalsozialismus und seine Nachgeschichte hinaus. Neben den thematischen Schwerpunkten, die sich am Forschungsprofil der Forschungsstelle für Zeitgeschichte (FZH) orientieren, ist ein Bestand gesondert zu benennen, da er einen Querschnitt aus verschiedenen Interviewsammlungen darstellt: der Schwerpunkt zur Migration. Nachdem sich dieser anfangs stark an der Geschichte der Zuwanderung ausländischer Arbeiter:innen orientiert hatte, wurde der Fokus mittlerweile auf ein Verständnis von Migration als Mobilität und als Grundbedingung menschlicher

Existenz ausgeweitet. Wurden die Interviews anfangs meist nach ihrem thematischen Entstehungskontext verwaltet, so treten heute auch inhaltliche Kriterien hinzu, die die Interviews definieren, darunter auch solche, die die Interviewer:innen ursprünglich nicht unbedingt im Blick hatten. Das ist auch auf die Tatsache zurückzuführen, dass die WdE bereits seit 30 Jahren Interviews archiviert. Fragen der Sekundärnutzung, der Betrachtung der Interviews unabhängig vom ursprünglichen Forschungszusammenhang, geraten zunehmend in den Vordergrund.<sup>13</sup> Als virtuellen Einblick in die Sammlung konzipierte Andrea Althaus die Website »Migration und Mobilität«, in der sie »alte« Interviews unter diesem »neuen« Oberbegriff zusammenstellte.<sup>14</sup>

Die Geschichte der Werkstatt der Erinnerung ließe sich auf vielen Ebenen erzählen. Eine besonders wichtige ist die der dort aktiven Personen, die die Einrichtung mit ihren Erkenntnisinteressen und methodischen Vorlieben prägten. So haben in den vergangenen 30 Jahren vier Personen die WdE geleitet. Das waren von 1990 bis 1995 Beate Meyer, die zur Geschichte der »jüdischen Mischlinge« forschte<sup>15</sup> und später lange am Institut für die Geschichte der deutschen Juden tätig war, von 1995 bis 2000 Uwe Kaminski, heute Universität Bochum, und von 2000 bis 2002 Angelika Eder, heute Stiftung Genshagen, die ich als Leiterin ablöste. Als wissenschaftliche Mitarbeiter:innen waren eine Vielzahl von Geschichts- und Kulturwissenschaftler:innen für eine kürzere oder längere Zeit tätig.<sup>16</sup> Nicht zu vergessen die bislang 168 Interviewer:innen, die die in der WdE archivierten Interviews durchgeführt haben. Besondere Erwähnung verdient der (freie) Mitarbeiter Jens Michelsen (1952–2007), der knapp 200 Interviews geführt hat und damit der produktivste Interviewer gewesen ist. Erwähnt werden sollen auch die vielen studentischen Mitarbeiter:innen und Praktikant:innen, die sich für die WdE engagierten und hier (erste) Erfahrungen mit mündlichen Quellen sammelten.<sup>17</sup>

16 Ohne Anspruch auf Vollständigkeit: Sybille Baumbach, heute freiberufliche Historikerin und Archivarin, Alfons Kenkmann, heute Professor für Geschichtsdidaktik der Universität Leipzig, Frauke Paech, Monika Sigmund, Kristina Vagt, heute KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Janine Schemmer, heute Senior Researcher an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Jessica Leffers, Andrea Althaus, heute FZH, Lena Langensiepen.

17 Ohne Anspruch auf Vollständigkeit: Claudia Lenz (heute Professorin an der Norwegian School for Theology, Religion and Society, Oslo), Ulrich Prehn (heute wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Antisemitismusforschung, Berlin), Christiane Berth (heute Professorin für Zeitgeschichte, Universität Graz), Lina Nikou (derzeit Martin Buber Society of Fellows an der Hebräischen Universität in Jerusalem), Henrike Rehders, Jan Kühne und Marlen Sundermann; Praktikantin war u. a. Carmen Ludwig, die heute den Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten in der Körber-Stiftung leitet.

## Oral History und Technik im Wandel

Auch die Entwicklung der (Aufnahme-)Technik prägte und prägt die Oral History stark. Dies wird etwa an den verschiedenen Geräten sichtbar, die in den vergangenen 30 Jahren zur Aufnahme der Interviews verwendet wurden. Nicht nur die physische Größe der Geräte hat sich erheblich reduziert, sondern auch ihr Preis. Die früheren analogen und großen Aufnahmegeräte waren kostspielig und empfindlich. Man musste sie während des Interviews im Auge behalten, denn die Kassetten, die als Speichermedium dienten, mussten nach 45 Minuten gewendet werden – möglichst ohne den Redefluss zu unterbrechen oder eine allzu große Lücke in der Aufnahme entstehen zu lassen. Anfangs wurden die Interviews noch auf analogen Tonkassetten aufgenommen, die sich nur mit gewissem Aufwand kopieren ließen. Dies führte dazu, dass die tatsächliche Aufnahme eines Gesprächs nur selten angehört werden konnte, zu kostbar war das Band, das zudem bei häufiger Nutzung reißen oder sich in den berüchtigten Bandsalat verwandeln konnte. Daher kam in der ersten Zeit dem Transkript, der verschriftlichten Version des Interviews, eine größere Bedeutung zu als heute.

18 Videointerviews werden in Museen und Ausstellungen bevorzugt. Zu fragen ist allerdings, ob die visuelle Komponente nicht die Aufmerksamkeit für die lebensgeschichtlichen Kontexte behindert.



*Aufnahmegeräte aus der WdE. Foto: Maike Raap.*

Wurden Interviews anfangs als Texte behandelt und überwiegend gelesen und nicht gehört, so ist es heute problemlos möglich und daher sehr viel selbstverständlicher, die Tonaufnahme des Interviews zu hören. Das Transkript als Navigationshilfe gibt es jedoch nach wie vor; es wird den Nutzer:innen mit der Aufnahme zur Verfügung gestellt. Heute werden kleine digitale Aufnahmegeräte mit langer Laufzeit und hoher Speicherkapazität verwendet, die es außerdem ermöglichen, die Tondatei des Interviews unmittelbar auf einem weiteren Datenträger zu sichern. Dies ist nicht nur in finanzieller Hinsicht bedeutsam. Die Geräte sind viel unauffälliger und laufen zudem derart störungsfrei, dass sich Interviewer:innen wie Interviewte sehr viel besser und nicht zuletzt entspannter auf das Gegenüber im Gespräch konzentrieren können. Aus diesem Grund tritt die WdE dafür ein, vorrangig Audiointerviews zu führen und auf Videointerviews zu verzichten.<sup>18</sup> Audiointerviews sind nicht nur günstiger, weil der benötigte technische Aufwand geringer und die Handhabung einfacher ist. Sie beeinträchtigen die Interviewatmosphäre weniger stark und wirken nur minimal auf den Gesprächsverlauf ein. Damit entstehen ungestörtere Quellen, auch wenn die starke mediale Verbreitung der emotional aufgeladenen Figur des Zeitzeugen häufig dazu führt, dass Personen, die für die WdE interviewt werden, enttäuscht sind, wenn zum Gespräch keine Videokamera aufgebaut wird.

## Anstelle des Jubiläums

Mit großer Begeisterung schmiedeten wir vielfältige Pläne, wie das 30-jährige Bestehen der Werkstatt der Erinnerung im Jahr 2020 gefeiert werden sollte. Die Corona-Pandemie und ihre nur allzu bekannten Konsequenzen führten dazu, dass alles ein wenig anders kam. Immerhin konnte Ende Februar noch die wie immer lebhafteste Jahrestagung des Netzwerk Oral History an der FZH stattfinden. Teilnehmer:innen aus der Bundesrepublik, Österreich und Israel diskutierten bei diesem Treffen – bei mitunter inspirierender gleichzeitiger physischer Anwesenheit vor Ort – intensiv über die Geschichte und Gegenwart der Oral History und über die ihr zugeschriebenen politischen und selbstermächtigenden Wirkungen. In den Pausen wurde allerdings bereits ungewohnt häufig über Infektionszahlen



und Tote gesprochen. Erstmals öffneten wir die wissenschaftliche Fachtagung, zu der sich die Netzwerktreffen längst entwickelt haben, und boten eine gut besuchte Abendveranstaltung an, auf der ich mich mit den erfahrenen und nach wie vor aktiven Oral Historians Dorothee Wierling und Alexander von Plato über die Vergangenheit, die Gegenwart und die Zukunft der Oral History unterhielt.<sup>19</sup>

Wenig später musste die FZH alle geplanten öffentlichen Veranstaltungen absagen. Eine Zeit, in der alle aufgefordert sind, ihre Kontakte zu reduzieren, bietet nicht gerade die besten Bedingungen, um Interviews zu führen. Wegen der Pandemie fand auch das diesjährige Besuchsprogramm des Hamburger Senats für die jüdischen ehemaligen Bürger:innen Hamburgs nicht statt. Die Einladungen im Rahmen dieses Programms haben es den Mitarbeiter:innen der WdE von Anfang an immer wieder – teils sogar mehrmals im Jahr – ermöglicht, Interviews mit ehemals in Hamburg ansässigen Juden und Jüdinnen und deren Kindern zu führen, die in der Stadt zu Gast waren.<sup>20</sup> Aufgrund der weltweiten Ausbreitung des Corona-Virus und der damit einhergehenden Reiseeinschränkungen kamen in diesem Jahr erstmals keine Interviews mit dieser Gruppe in den Bestand hinzu. Dass die Interviewsammlung dennoch wächst, verdankt sich der Kooperation mit einigen ausgewählten Projekten, die inhaltlich dem Sammlungsschwerpunkt »Der Nationalsozialismus und seine ›zweite‹ Geschichte« zugeordnet werden können. Zu den Zugängen werden jene Interviews gehören, die seit 2019 unter der Leitung von Ulrich Lamparter mit Personen geführt werden, die die Bombenangriffe auf Hamburg im Sommer 1943 erlebt haben. Lamparter und sein Team nutzen die Unterbrechung der Kontakte durch die Pandemie, um die bereits Befragten um eine schriftliche Einschätzung

19 Vgl. dazu Alexander von Plato und Dorothee Wierling im Gespräch mit Linde Apel, Zur Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Oral History, in: Apel (Hrsg.), *Erinnern, erzählen, Geschichte schreiben. Zur Netzwerktagung als Ganzes* vgl. den Tagungsbericht von Lisa Hellriegel in diesem Band.

20 Vgl. dazu Lina Nikou, *Zwischen Imagepflege, moralischer Verpflichtung und Erinnerungen. Das Besuchsprogramm für jüdische ehemalige Hamburger Bürgerinnen und Bürger, Hamburg/München 2011*; Linde Apel/Klaus David/Stefanie Schüler-Springorum (Hrsg.), *Aus Hamburg in alle Welt. Lebensgeschichten jüdischer Verfolgter aus der »Werkstatt der Erinnerung«*, München/Hamburg 2011.



*Teilnehmer\*innen der Netzwerktagung. Foto: Eike Eberhardt.*

der derzeitigen Lage zu bitten. Auch wenn dies keine mündlichen Quellen sind, sind damit doch wertvolle zeitnahe Selbstzeugnisse darüber entstanden, ob und wie die Kriegserfahrung den Umgang mit der Pandemie prägte, die die WdE als besondere »Corona«-Ergänzung gern archivieren wird. Neuerdings entstehen in Kooperation mit Psychoanalytiker:innen Interviews mit Nachkommen von Frauen und Männern, die im Nationalsozialismus politisch aktiv waren und verfolgt wurden, und nicht zuletzt erwarten wir in Kürze die in Zusammenarbeit mit der KZ-Gedenkstätte Neuengamme entstandenen Interviews mit Personen, die sich im langen Prozess der Entstehung und des Aufbaus der Gedenkstätte engagiert haben. Diese Interviewprojekte berät die WdE bei der Konzeption und Durchführung, und die entstehenden Interviews werden archiviert, für die Nutzung aufgearbeitet und für eine Nachnutzung bereitgehalten.

## Virtuell / präsent

Mehrmals verschoben und schließlich abgesagt wurde die Vortragsreihe, die im Sommer 2020 unter dem Titel »Erinnern, erzählen, Geschichte schreiben« verschiedene Ansätze im Umgang mit Interviewarchiven vorstellen sollte. In den letzten 30 Jahren hat sich der Umgang mit Interviews in der Geschichtswissenschaft stark verändert. Sie gelten heute als bedeutende Quellen für eine Erfahrungsgeschichte, die sich dafür interessiert, wie

Menschen sich ihre Geschichte erklären. In der Vortragsreihe wollten wir diesen Wandel der Oral History am Beispiel von Interviewsammlungen diskutieren, die sich mit der DDR-Geschichte, der Alltagsgeschichte und den Erinnerungen von Tätern und Profiteuren des Nationalsozialismus beschäftigen. Eingeladen war Aleida Assmann, die über den Wandel von Oral History zu Zeitzeugenprojekten sprechen wollte. Stefanie Rauch vom Centre for Collective Violence, Holocaust and Genocide Studies am University College London wollte im Rahmen ihrer Arbeiten zur NS-Täterschaft die Grenzen der Oral History ausloten. Christiane Kuller und Patrice Poutrus von der Universität Erfurt waren eingeladen, ihren Ansatz einer partizipativen Erinnerungsforschung im Kontext ihres Projekts zur Diktaturerfahrung und über Familienerinnerungen an die DDR vorzustellen, und Patrick Wagner von der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg hatte sein Vorhaben präsentieren wollen, Interviews mit Studierenden zur Transformationsgeschichte der DDR- und Nachwendezeit zu führen. Nicht zuletzt wollte ich die WdE vorstellen und in diesem Zusammenhang auf die Diskussionen um den Umgang mit der Geschichte des Nationalsozialismus in Hamburg ebenso eingehen wie auf neue methodische Zugriffe und inhaltliche Fragen innerhalb der Geschichtswissenschaft. Da Präsenzveranstaltungen nicht möglich waren, werden einige der geplanten Vorträge aus der Reihe nun, ergänzt um weitere Beiträge, in einem Sammelband veröffentlicht, der 2022 erscheinen soll.

Immerhin einen Termin konnte das nicht nur den Alltag bestimmende, sondern auch die Wissenschaft und die Möglichkeiten ihrer Vermittlung beeinträchtigende Virus nicht verhindern: Die Feier zum 30-jährigen Bestehen fand im November 2020 als Livestream und damit in einem für die FZH neuen Format statt.



*Andrea Althaus, Katja Karger und Linde Apel kurz vor dem Beginn des Livestreams am 3. November. Foto: Maïke Raap.*

Andrea Althaus und ich stellten die WdE vor. Dabei schlugen wir einen Bogen von den ersten Jahren der Einrichtung über die mit der Entwicklung der Oral History eng verknüpfte Technikgeschichte bis zur Gegenwart und ihren aktuellen Aufgaben und Projekten. Im Zentrum der Veranstaltung standen zwei Interviewpassagen, anhand derer wir die Bandbreite von Interviews sowie methodische Zugänge und inhaltliche Herausforderungen präsentierten und zur Diskussion darüber einluden, was darin eigentlich zu hören ist. Die erste Passage stammt aus einem Interview mit Detlef Aberle, den ich im Sommer 2003 interviewt hatte, als er im Rahmen des Besuchsprogramms des Hamburger Senats in seiner Geburtsstadt zu Gast war.<sup>21</sup> Detlef Aberle wurde 1922 in Hamburg in eine liberale jüdische Familie hineingeboren. Noch vor dem Novemberpogrom wanderte die Familie auf Initiative der Mutter 1938 nach Argentinien aus. Detlef Aberle war damals 15 Jahre alt. Er setzte dort seine Ausbildung fort und arbeitete später als Chemiker in einer international agierenden Firma. Sein damaliger Besuch in Hamburg war nicht der erste, wohl aber wurde er dort erstmals interviewt. Die auf der Veranstaltung im Originalton vorgestellte Passage stammt vom Ende des etwa zweistündigen Interviews. Darin wird deutlich hörbar, wie schwer es ihm fiel, seine Erinnerungen an seine Kindheit in Hamburg in



*Andrea Althaus und Linde Apel. Screenshot.*

Worte zu fassen und zu vermitteln, was ihm das Erlebte bedeutet. Aberle malte seinen 12. Geburtstag lebendig und mit vielen Details aus. Er hatte sich gewünscht, in Begleitung seines Vaters ein Würstchen der Schlachterei Sturm am Gänsemarkt zu essen. Dazu beschrieb er die An- und Abreise als ein klassisches Übergangsritual, auf dem Hinweg löste er einen Kinderfahrschein, zurück fuhr er als Erwachsener. Der Ausflug endete jedoch im Fiasko von Demütigung und Bedrohung, weil ihm auf der Rückfahrt unterstellt wurde, sich auf der Hinfahrt den billigeren Fahrschein erschlichen und damit etwas angeblich typisch Jüdisches getan zu haben. In dieser Passage, in der es um weit mehr als nur um sentimentale Kindheitserinnerungen an die Lieblingswürstchen ging, kulminierten Aberles emotionale Konflikte beim Erzählen: Denn Trauer, Kränkung und Sehnsucht sind eng miteinander verknüpft und dies lässt sich anderen nicht vermitteln, ohne diese widersprüchlichen Gefühle zuzulassen und in Worte zu fassen. Zu meiner großen Freude konnte ich Herrn Aberle vor der Veranstaltung erreichen, und so verfolgte auch er sie in Buenos Aires, meldete sich im Chat zu Wort und wünschte der WdE weiterhin viel Erfolg.

Die zweite, von Andrea Althaus präsentierte Passage stammt aus dem Jahr 1998, als Elisabeth von Dücker und Alexandra Lübcke im Rahmen eines Forschungsprojekts zu Berufs- und Lebensplanungen von Frauen Huriye Bozkurt interviewten.<sup>22</sup> Das Interview belegt eine weitere Stärke der Oral History, nämlich an Interviews neue Fragen zu richten, die von ihrem spezifischen Entstehungszusammenhang unabhängig sind. Frau Bozkurt, die 1954 als Tochter eines Polizeibeamten und einer Hausfrau in Ankara geboren wurde, kam im Alter von 16 Jahren nach Hamburg, wo sie Arbeit in einer Fabrik fand. Nach einigen Jahren in Deutschland kehrte sie in die Türkei zurück, heiratete und bekam einen Sohn. 1980 überredete sie ihren Mann, mit ihr nach Hamburg zu gehen. Dort verdiente sie den Lebensunterhalt, während ihr Mann zunächst einmal Hausmann sein musste. In ihrer Erzählung bricht Huriye Bozkurt mit üblichen Bildern von türkischen »Gastarbeitern«. Sowohl in der Forschung als auch in der medialen Darstellung dominierte lange Zeit die Vorstellung, dass »Gastarbeiter« in der Regel männlich waren und Frauen erst im Rahmen des Familiennachzuges nach Deutschland gelangten. Nicht nur in der Familie Bozkurt war jedoch die Frau die Pionierin, die ihren Ehemann nachholte. Der Frauenanteil unter den als »Gastarbeitern« eingereisten Personen betrug gut ein Drittel. Damit ist das Interview auch ein geeignetes Beispiel dafür, dass mündliche Quellen das Potenzial haben, die vorherrschenden Deutungen eines historischen Phänomens zu hinterfragen.

An etwa 60 Bildschirmen folgte ein Publikum unbekannter Größe der Veranstaltung. Eine Premiere war auch die sich anschließende Diskussion, die über die Chatfunktion schriftlich ablief, aber deshalb nicht weniger lebhaft war. Die Aufnahme der von Thomas Großbölting eingeleiteten und von Katja Karger, stellvertretende Vorsitzende des FZH-Kuratoriums und Hamburger DGB-Vorsitzende, mit einem Grußwort versehenen Veranstaltung ist über die Website der FZH allen Interessierten zugänglich, die den Termin versäumt haben.

## Interviews als Forschungsdaten

Die WdE hat sich in den vergangenen Jahren aktiv mit einem vorderhand unspektakulären, tatsächlich aber wichtigen und zunehmend drängenden Thema beschäftigt, das zurzeit nicht nur in der Geschichtswissenschaft intensiv diskutiert wird. Im Zentrum steht die Frage, wie eine (digitale) Infrastruktur konzipiert sein muss, um Forschungsdaten für eine Nachnutzung zugänglich zu machen. Hintergrund ist die von Bund und Ländern angestoßene Initiative zur Finanzierung nationaler Forschungsdateninfrastrukturen (NFDI), in denen Forschungsdaten entsprechend der FAIR-Kriterien auffindbar, zugänglich, vernetzt und nachhaltig gesichert werden.<sup>23</sup> Die WdE ist am großen Antrag des Konsortiums NFDI4Memory beteiligt, der bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) eingereicht wurde. Weil Interviews als paradigmatische Forschungsdaten betrachtet werden können, sind dabei die langjährigen Kompetenzen und Erfahrungen der WdE gefragt.<sup>24</sup> Schließlich sind Interviews komplexe und multiple Quellen mit großem Deutungspotenzial, nicht nur wegen der verschiedenen in einem Interview enthaltenen Zeitschichten. Wenn Interviews es den befragten Personen ermöglichen, das zu erzählen, was ihnen – und nicht notwendigerweise den Interviewer:innen – wichtig ist und sie die Erzählung nach ihren Relevanzkriterien strukturieren können, entstehen Forschungsdaten, die sehr ergiebig für die Nachnutzung in anderen Zusammenhängen als dem Entstehungskontext sind. Allerdings sind dabei einige forschungsethische Aspekte zu beachten; ein Thema, das unterdessen als »evergreen« der Oral History zu betrachten ist.<sup>25</sup> Das betrifft die Frage, wer eigentlich der/die Autor:in eines Interviews ist und welche Konsequenzen sich aus der Antwort erge-

23 FAIR = findable, accessible, interoperable, reusable.

24 Weitere Informationen über den Antrag und die am Konsortium beteiligten Institutionen unter <https://4memory.de/> [5.2.2021].

25 Vgl. dazu Linde Apel, Oral History im Wissenschaftstransfer. Ein Workshop in Indien, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), Zeitgeschichte in Hamburg 2019, Hamburg 2020, S. 114–126.

ben – schließlich entstehen Interviews aufgrund der Interessen von zwei am Gespräch beteiligten Personen und damit in einer von vielen Faktoren abhängigen spezifischen Kommunikationssituation. Im Interesse einer forschungsethisch angemessenen Herangehensweise ist es daher unerlässlich, dass die Interviewten von Anfang an wissen, worauf sie sich einlassen, und dies transparent kommuniziert und festgelegt wird. Der Umgang mit dem Interview wird in einer Vereinbarung geregelt, bei der die interviewte Person bestimmen kann, in welcher Form mit den sensiblen persönlichen Daten im Interview umgegangen werden soll. Im Fall der Archivierung des Interviews sind Interviewende jedoch ebenfalls Teil der öffentlich einsehbaren Quelle. Daher sollten auch sie in die Nutzung des Interviews einwilligen. In der WdE wird dies seit Jahren so gehandhabt, das heißt, eine entsprechende Einverständniserklärung wird von beiden an einem Interview beteiligten Personen unterzeichnet. Einer der Vorteile einer solcherart forschungsethisch und rechtlich abgesicherten Nachnutzung ist, dass nun auch die Interviewer:innen als Forschungsobjekte mit ihren Fragehorizonten und Erkenntnisinteressen relevant werden. Dies ist auch ein Plädoyer dafür, das selbstgeführte Interview nicht als Privateigentum anzusehen, insbesondere dann nicht, wenn es mit öffentlicher Förderung durchgeführt wurde. Indessen hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass Interviews komplexe Quellen sind, die äußerst lohnenswert für die Archivierung und spätere Verwendung unter anderen Forschungsfragen sind. Das wird den Umgang mit mündlichen Quellen perspektivisch stark prägen.



*Die Forschungsdaten als Tonspur und als Transkript. Foto: Maike Raap.*



In diesem Zusammenhang muss die Datenschutzgrundverordnung erwähnt werden, die der Forschung eine Reihe von Privilegien einräumt, selbst wenn es sich – wie im Fall von Interviews – um Forschung mit sensiblen personenbezogenen Daten handelt. Zwischen der Forschung mit diesen Daten und dem Schutz der betroffenen Person besteht ein Grundkonflikt, für den ein Kompromiss gefunden werden muss, der den betroffenen Personen gleichermaßen Schutz gewährt und die Forschung nicht behindert. Dieser Kompromiss findet seinen Ausdruck in der Einverständniserklärung. Zu Konflikten um diese Vereinbarung ist es in der WdE bisher nur sehr selten gekommen, zumal handschriftliche Zusätze der Interviewten mit persönlichen Einschränkungen möglich sind.

Neben einer eindeutigen Einverständniserklärung werden in der WdE umfassende Kontextinformationen über die Entstehung und Durchführung eines Interviews archiviert. Die Kontextbeschreibung sollte Informationen darüber enthalten, was vor, während und nach dem Interview geschah. Damit reflektiert der/die Interviewer:in selbstkritisch und aufrichtig ihre Rolle und macht einen wichtigen Schritt zur emotionalen Distanzierung von der befragten Person und ihren Selbstdeutungen. Neben der Beschreibung der konkreten Umstände des Interviews sollten Informationen über Thesen, Fragestellungen und Erkenntnisinteressen, über darüber im Projekt geführte Debatten sowie Informationen über eine Anbindung an eine wissenschaftliche Einrichtung festgehalten werden. Auch Informationen über die finanzielle Ausstattung, die Anzahl der beteiligten Mitarbeiter:innen und den Zeitraum des Projekts sind relevant. Nicht zuletzt sollte dokumentiert werden, ob das Projekt erfolgreich abgeschlossen wurde – oder aus welchen Gründen nicht –, und schließlich dessen Ergebnisse festgehalten werden.

26 Siehe dazu die Website des Projekts: [oral-history.digital](http://oral-history.digital) [5.2.2021].

Diese Informationen bilden einen Referenzrahmen, der die Entstehung des Interviews nachvollziehbar macht und seine Einordnung und Analyse im Prozess der Sekundärauswertung erleichtert. Im hoffentlich erfolgreichen Antrag zur Förderung der Konsortialinitiative NFDI4memory wird die WdE ihre Expertise im forschungsethisch angemessenen Umgang mit mündlichen Quellen für eine – auch digital mögliche – Nachnutzung von mündlichen Quellen zur Verfügung stellen.

### Zukünftig vernetzt und digital

Einen großen Schritt in Richtung digitale Vernetzung ermöglicht das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft seit 2020 finanzierte Kooperationsprojekt Oral-History.Digital, mit dem eine digitale Infrastruktur erarbeitet wird, die Projekte und Einrichtungen bei der Archivierung, Erschließung und Bereitstellung von mündlichen Quellen und der sammlungsübergreifenden Recherche und Analyse unterstützen soll.<sup>26</sup> Mit dieser beim Center für Digitale Systeme der Freien Universität Berlin angesiedelten Arbeitsumgebung soll es möglich werden, Audio- und Videointerviews, die dazugehörigen Transkripte sowie weitere Dokumente, etwa Bilddateien oder biografische Dokumente, zu bearbeiten. Dafür sind eine umfassende Implementierung und Erprobung von digitalen Werkzeugen nötig, da die Interviews bisher in sehr heterogener Form und Umgebung vorliegen. Dabei kooperieren die drei größten deutschen Oral History-Einrichtungen, das Archiv Deutsches Gedächtnis, die Digitalen Interviewsammlungen im Center für Digitale Systeme der Freien Universität Berlin und die WdE, mit der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, dem Bayerischen Archiv für Sprachsignale der Ludwig-Maximilians-Universität München und dem Lehrstuhl für Medieninformatik der Universität Bamberg. Teil des Projekts ist auch eine Erprobung der Infrastruktur aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive, die bei Julia Obertreis am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte mit dem Schwerpunkt der Geschichte Osteuropas der Universität Erlangen-Nürnberg durchgeführt werden wird. Außerdem sind Workshops vorgesehen, in denen Wissenschaftler:innen anderer Disziplinen die Potenziale der Infrastruktur prüfen sollen.

## Die erste Sommerschule zur Oral History

2020 sollte auch das Jahr werden, in dem – als große Premiere an der FZH – eine Sommerschule für Nachwuchswissenschaftler:innen stattfinden sollte. Die VW-Stiftung hatte unseren interdisziplinären Antrag großzügigerweise bewilligt und wir, meine gegenwärtigen und ehemaligen Kolleginnen Andrea Althaus (zum Zeitpunkt der Antragsstellung Universität Zürich, jetzt FZH), Lina Nikou (The Martin Buber Society of Fellows in the Humanities and Social Sciences, Hebrew University of Jerusalem) und Janine Schemmer (Alpen-Adria-Universität Klagenfurt) wollten im September zu einer mehrtägigen intensiven Auseinandersetzung mit Audiointerviews zum Thema Migration einladen. Im Zentrum sollte dabei das Hören stehen, da der auditive Aspekt in der Analyse von Interviews unserer Beobachtung nach häufig zu kurz kommt. Mittels dreier Zugänge, der narrativen und der biografischen Analyse von Interviews sowie der Sekundäranalyse, sollten die Teilnehmer:innen ihr methodisches Instrumentarium in der Herangehensweise an Interviews schärfen. Als Quellenbasis sollten die erwähnten Interviews zum Thema Migration dienen. Externe Expert:innen, die Historikerin Kristina Schulz, der Kulturwissenschaftler Jochen Bonz sowie Daniel Messner von der Universität Hamburg als Fachmann für Wissenschaftskommunikation und Podcasts, hatten uns ihre Unterstützung zugesagt. Die Vorschriften zur Bekämpfung der Pandemie machten uns jedoch auch hierbei einen Strich durch die Rechnung. Da wir unter Einhaltung der Hygieneauflagen nur einen Bruchteil der Bewerber:innen nach Hamburg hätten einladen können, entschieden wir uns in Absprache mit der VW-Stiftung, die Sommerschule zu verschieben. Nun wird sie unter dem Motto »30+1« im



*Postkarte der WdE. Tova Lev im Strandkorb rechts mit ihrer Schwester, zwei Brüdern und ihrer Tante Erika, Foto: unbekannt, o. O., o. J. (um 1933).*

Juli 2021 stattfinden, was uns hoffentlich genügend Zeit geben wird, uns auf alle Eventualitäten vorzubereiten und genügend Raum für alle Interessierten zu schaffen. Der Alfred Toepfer-Stiftung F.V.S. danken wir für die großzügige Möglichkeit, die Sommerschule im Seminarzentrum Gut Siggen durchzuführen.

Auf (mindestens) weitere 30 Jahre

Die Werkstatt der Erinnerung ist nach wie vor ein besonderes Gedächtnis der Stadt, denn über eine vergleichbare Sammlung von Interviews verfügt keine andere Einrichtung in Deutschland. Die Potenziale zur inhaltlichen Weiterentwicklung sind groß, auch wenn die Sammlung seit Längerem vor allem aufgrund der Erkenntnisinteressen jüngerer Wissenschaftler:innen wächst, die sich immer selbstverständlicher auf Interviews als relevante Quellen der Geschichtswissenschaft einlassen, sie im Rahmen ihrer Qualifizierungs-

LINDE APEL

■ 30 JAHRE ORAL HISTORY  
IN DER WERKSTATT DER  
ERINNERUNG

MARLEN SUNDERMANN

■ VON EBAY IN DIE WERKSTATT  
DER ERINNERUNG

- 1 Vgl. dazu den Beitrag von Linde Apel in diesem Heft.
- 2 FZH/WdE 34, Interview mit Ingrid Wecker am 18.6.1992, Interviewerin: Beate Meyer; Interview mit Ingrid Wecker am 16.12.1992, Interviewerinnen: Beate Meyer, Sybille Baumbach und Andrea Hübner; Zeitzeugengespräch mit Ingrid Wecker im Rahmen der Reihe »Stichtag 25.10.1941: Deportation der Hamburger Juden« in der Galerie Morgenland am 25.10.1993, Interviewerin: Beate Meyer; Interview mit Ingrid Wecker am 14.12.2003, Interviewer: Mathias Braun; Videointerview mit Ingrid Wecker am 2.6.2007, Interviewer: Ulrich Pohn; Radiointerview am 8.11.2007, Interviewer: Berndt Steincke.
- 3 FZH/WdE 15, Videointerview mit Hubert Riemann am 9.2. und 20.9.1990, Interviewerinnen: Beate Meyer, Sybille Baumbach und Susanne Lohmeyer; Audiointerview mit Hubert Riemann am 13.10.2008, Interviewer: Malte Thießen.

arbeiten selbst erheben und anschließend der WdE für die Archivierung und Nachnutzung überlassen. Wenn im Rückblick auf 30 Jahre ein Wunsch erlaubt wäre, dann der, die Sammlung stärker aktiv und zielgerichtet erweitern zu können. Dazu wären allerdings personelle und auch finanzielle Kapazitäten nötig, über die die mit zwei Stellen ausgestattete WdE nicht verfügt. Denn Interviews zu erheben kostet Zeit und leider auch Geld und ist eine Aufgabe, die in den letzten Jahren zugunsten der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit mündlichen Quellen zurückgestellt wurde. Daher war das Erweitern der Interviewsammlung in jüngerer Zeit nur möglich, indem die WdE mit Interviewprojekten kooperiert hat oder Interviews nachträglich zur Archivierung angenommen hat. Damit ist eine Aufgabe, die in der Anfangszeit an erster Stelle stand, aufgrund der vielfältigen Aufgaben der WdE leider in den Hintergrund geraten. Ein Interviewarchiv kann zwar nicht repräsentativ sein, eine sorgfältige Kuratierung der Sammlung wäre jedoch auch in Zukunft wünschenswert. Denn ein besonderes Gedächtnis der Stadt muss tatkräftig »gepflegt« und erweitert werden, damit es der sich verändernden Stadtgesellschaft entspricht. Am Engagement in der WdE fehlt es ebenso wenig wie an potenziell relevanten Lebensgeschichten von alten und neuen Bewohner:innen dieser Stadt.

- Dr. Linde Apel ist wissenschaftliche Mitarbeiterin und Leiterin der Werkstatt der Erinnerung an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH).

# VON EBAY IN DIE WERKSTATT DER ERINNERUNG

Persönliche Dokumente aus dem Nachlass von Ingrid Wecker

Im Jahr 2020 wurde die Werkstatt der Erinnerung (WdE) 30 Jahre alt. Coronabedingt hat sich das Jubiläum allerdings deutlich anders gestaltet als geplant.<sup>1</sup> Auch das Besuchsprogramm des Senats der Stadt Hamburg konnte nicht stattfinden, sodass die Möglichkeit zur Erweiterung der WdE-Sammlung um Interviews mit im Nationalsozialismus verfolgten Hamburger Bürgerinnen und Bürgern bzw. deren Nachkommen entfiel. Umso erfreulicher ist es, dass der Foto- und Dokumentenbestand zu diesem thematischen Schwerpunkt der WdE auf ganz besondere Weise erweitert werden konnte: Ulrich Prehn, ein ehemaliger Mitarbeiter der FZH, entdeckte im Juni 2020 beim Stöbern auf der Versteigerungsplattform eBay Materialien der Hamburger Familie Riemann/Wecker. Er informierte Kristina Vagt von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme und Linde Apel, die Kontakt zum Anbieter Steffen Wecker aufnahmen. Der Sohn von Ingrid Wecker, geborene Riemann (1924 – 2008), war freundlicherweise sofort bereit, den Nachlass seiner Mutter an die Werkstatt der Erinnerung zu übergeben, wo bereits vier Interviews, ein Zeitzeugengespräch und eine Radiosendung mit Ingrid Wecker<sup>2</sup> aus den Jahren 1992 bis 2007 sowie zwei Interviews mit ihrem Bruder Hubert Riemann<sup>3</sup> (geb. 1928) von 1990 und 2008 archiviert sind. Weiterhin befinden sich ein 1994 von der WdE aufgenommener Videofilm mit dem Titel »Familie Riemann/Blumenthal Grindelallee 139« und Kopien offizieller Dokumente etc. zur Wiedergutmachung im Bestand. Die nun neu hinzugekommenen Fotos, Dokumente, künstlerischen Arbeiten und Zeitungsartikel bieten dazu eine wertvolle Ergänzung.



Abb. 1: Carl Riemann mit seiner Tochter Ingrid [Hamburg um 1924/25].

- 4 FZH/WdE 34, Interview mit Ingrid Wecker am 2.6.2007, Interviewer: Ulrich Pohn, Transkript S. 4. Das Zitat wurde zur besseren Lesbarkeit sprachlich leicht bearbeitet, ohne die Aussage zu verändern.
- 5 Kondolenzschreiben von militärischen Vorgesetzten an Angehörige von Verstorbenen waren die Regel. An diesem ist jedoch ungewöhnlich, dass Carl Riemann bereits elf Jahre zuvor aus dem Dienst ausgeschieden war, Opfer der Krankenmorde wurde und eine jüdische Frau hatte.

## Ein Familienleben zwischen Glück und Bedrohung

Die Fotosammlung der WdE zur Familie Riemann/Wecker ist durch die 114 neu hinzugekommenen Bilder zu einem Gesamtbestand von rund 150 Fotografien angewachsen, die als Originale oder Reproduktionen und auch vollständig digitalisiert vorliegen. Die Aufnahmen dokumentieren den Familienalltag zur Zeit der Weimarer Republik und des Nationalsozialismus sowie in der Nachkriegszeit.

Ingrid Helga Riemann kam am 2. August 1924 in Hamburg zur Welt. Sie war die Tochter des Polizeileutnants Friedrich Carl Riemann (1893–1941) und seiner jüdischen Ehefrau Wilma, geborene Blumenthal (1905–1982). Die Familie lebte bei Wilmas Mutter in der Grindelallee 139. In einem Interview von 2007 erinnerte sich Ingrid Wecker: »Wir hatten an allen Ecken und Kanten Großonkel und Großtanten und wir hatten im Grunde genommen, trotzdem das ja sehr früh einsetzte mit den Nazis, doch immer das Gefühl, dass die Zeit auch eine sehr glückliche war.«<sup>4</sup> Ihr Nachlass umfasst vor allem Einzel- und Familienportraits, darunter auch mehrere Fotos von ihrem Vater Carl Riemann: als Schüler einer Forstschule zwei Jahre vor seinem Einsatz im Ersten Weltkrieg, in seiner Uniform als Polizeioffizier, als liebevoller Vater mit seiner neugeborenen Tochter Ingrid auf dem Arm (Abb. 1) oder bei einem Picknick mit seiner Frau Wilma an der Elbe. Ein Foto von 1933 ist »die einzige ›Familienaufnahme‹ mit meinem Vater«, wie die beigelegte Textkarte von Ingrid Wecker erläutert. Es zeigt Ingrid mit ihrem vier Jahre jüngeren Bruder Hubert und ihren Eltern in der Lüneburger Heide (Abb. 2). Dorthin hatte sich die Familie zurückgezogen, nachdem Carl Riemann bereits zum Oktober 1930 aus gesundheitlichen Grün-



Abb. 2: Familie Riemann in der Lüneburger Heide, 1933.

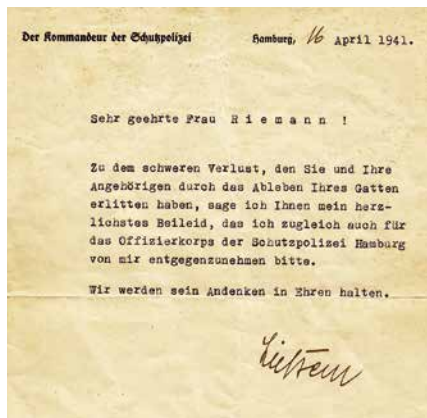


Abb. 3: Kondolenzschreiben an Wilma Riemann, 1941.

den in den vorzeitigen Ruhestand versetzt worden war. Aufgrund seiner Ehe mit einer Jüdin war er zuvor den antisemitischen Anfeindungen seiner Kollegen im Polizeioffizierskorps ausgesetzt gewesen. Doch auch im Dorf eckte der Sozialdemokrat Riemann mit seinen Forderungen nach anonymen Wahlen an. Mit den zunehmenden Belastungen ab 1933 verschlechterte sich sein seelischer Zustand, was sich auch auf die Ehe auswirkte. Seine Frau Wilma zog mit den beiden Kindern wieder nach Hamburg zu ihrer Mutter. Während eines Besuchs bei seiner Familie im November 1934 wurde Carl Riemann von seinen ehemaligen Kollegen, die von seiner verängstigten Frau verständigt worden waren, als suizidgefährdet in »Schutzhaft« genommen und später ins Universitätsklinikum Eppendorf eingeliefert. 1936 wurde er in die Nervenheilanstalt Friedrichsberg eingewiesen, von wo man ihn, ohne seine Familie zu informieren, Anfang 1941 in die Landesheil- und Pflegeanstalt Lüneburg verlegte und von dort weiter nach Sonnenstein bei Pirna transportierte, wo er im März 1941 im Rahmen des »Euthanasie«-Programms ermordet wurde.

Unter den etwa 70 neu hinzugekommenen Originaldokumenten aus dem Nachlass von Ingrid Wecker befinden sich nur wenige aus der NS-Zeit, darunter ein Beileidsschreiben an Wilma Riemann vom Kommandeur der Schutzpolizei in Hamburg (Abb. 3).<sup>5</sup> Die Schutzpolizei war Teil der Ordnungspolizei, also jener Behörde, bei der die tragische Geschichte mit den



antisemitischen Diskriminierungen ihren Anfang genommen hatte und die wie alle Zweige der Polizei eine der wichtigsten Stützen des NS-Regimes darstellte und an der Durchführung der Verbrechen in Hamburg und den besetzten Gebieten maßgeblich beteiligt war.<sup>6</sup>

Mit dem Tod des nichtjüdischen Ehemanns und Vaters entfiel auch der Schutz, der im Rahmen der »privilegierten Mischehe« bestanden hatte, sodass die Familie befürchten musste, deportiert zu werden. Um ihre Familie zu retten, strengte Wilma Riemann 1942 einen Gerichtsprozess an, der ihren Status als »Volljüdin« verändern sollte. Sie konstruierte einen Seitensprung ihrer inzwischen verstorbenen Mutter mit einem nichtjüdischen Untermieter, aus dem sie als uneheliches Kind hervorgegangen sei. Für diesen Prozess mussten Wilma und ihre beiden Kinder eine entwürdigende rassenbiologische Untersuchung in Kiel über sich ergehen lassen. Mit der Hilfe von Bekannten, die zur Falschaussage unter Eid bereit waren, gelang ihr die Anerkennung als »Mischling ersten Grades«.<sup>7</sup>

Bis Kriegsende blieb die Gefahr der Deportation jedoch immer präsent. Vor diesem Hintergrund erscheinen die verheerenden Luftangriffe auf die Hansestadt im Juli 1943 in den Erinnerungen der Geschwister Ingrid Wecker und Hubert Riemann nicht nur als weitere bedrohliche Erfahrung, sondern gaben auch Anlass zur Hoffnung auf das baldige Ende der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Drei Fotografien, aufgenommen aus Fenstern der Wohnung in der Grindelallee 139, zeigen die Straße mit Hakenkreuzbeflaggung vor 1939 (Abb. 4), die Zerstörungen durch die Bombardierungen um 1943 (Abb. 5) und den Einzug der Britischen Armee im Mai 1945 (Abb. 6). Diese auch zur Illustration der Hamburger Zeitgeschichte wertvollen Aufnahmen liegen der WdE ergänzend zu

6 Vgl. Herbert Diercks, Die Hamburger Ordnungs- und Schutzpolizei 1933 bis 1945, in: Polizei, Verfolgung und Gesellschaft im Nationalsozialismus. Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Heft 15, Bremen 2013, S. 24 – 39. Biografische Hinweise über Reiner Liessem (1890 – 1973) liefert Christoph Spieker, Die Befehlshaber der Ordnungspolizei im Wehrkreis VI – biographische Skizzen, in: Alfons Kenkmann / Christoph Spieker (Hrsg.), Im Auftrag, Polizei, Verwaltung und Verantwortung, Essen 2001, S. 192 – 199, hier S. 197 f.

7 Zum Abstammungsverfahren der Familie Riemann vgl. Beate Meyer, »Jüdische Mischlinge«. Rassenpolitik und Verfolgungserfahrung 1933 – 1945, Hamburg 1999, S. 137 – 143.



Abb. 4: vor 1939.

Blick aus der Grindelallee 139 Richtung Rentzelstraße.



Abb. 5: o. D. [um 1943].



Abb. 6: 6.5.1946.

den bisher archivierten Reproduktionen mit handschriftlichen Kommentaren von Hubert Riemann nun auch als Originale vor.

Aus einem Fotoalbum der Nachkriegszeit

Zahlreiche Fotos dokumentieren das Familienleben in der Nachkriegszeit. In einem Album, das Ingrid Wecker im Juni 1997 für ihren Sohn Steffen zusammengestellt hat, liegt ein thematischer Schwerpunkt auf improvisierten Festen und Familienfeiern, denn »wir hatten nach dem Krieg viel nachzuholen«, wie Ingrid Wecker erläutert (Abb. 7 und 8). Unter diesen Aufnahmen befindet sich auch die »Bildrarität« einer Grimassen schneidenden Wilma, die nach dem Krieg wieder ihren Mädchennamen Blumenthal führte. Aus konservatorischen Gründen wurden die 50 Fotos, darunter



Abb. 7: Ingrid Wecker mit Freunden in ihrer Wohnung in der Schlankreye 4, Hamburg 1950.



*Abb. 8: Ingrid Wecker (links) neben ihrer Mutter Wilma und weiteren Familienmitgliedern, 25.12.1957.*

auch Fotopostkarten, und die 20 begleitenden Textblätter mit handschriftlichen Erläuterungen aus dem kleinen Einsteckalbum herausgenommen und einzeln in Schutzfolien archiviert. Als vollständiges Digitalisat – erstellt unter Beibehaltung der von Ingrid Wecker gewählten thematischen, nicht chronologischen Reihenfolge – steht das Fotoalbum wie auch die übrigen Einzelfotos interessierten Nutzerinnen und Nutzern zur Verfügung.

### Zeichnungen als eindrückliche Erinnerungen an den Holocaust

Zeichnen und Malen, das war die große Leidenschaft und Begabung von Ingrid Wecker. Zu ihren eindrücklichsten Werken zählen ihre Zeichnungen, die das Geschehen rund um die Deportationen der Hamburger Jüdinnen und Juden in die Konzentrations- und Vernichtungslager darstellen. Als im Oktober 1941 die Deportationen aus Hamburg begannen, war die Jüdische Gemeinde gezwungen, an deren Vorberei-

8 Ein Auszug aus dem Interview mit Ingrid Wecker vom 18.6.1992, in dem sie ihre Unterstützung bei den Deportationsvorbereitungen schildert, ist abgedruckt in: Beate Meyer (Hrsg.), Die Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden 1933 – 1945. Geschichte. Zeugnis. Erinnerung, Hamburg 2006, S. 127 – 130.

tung und Umsetzung mitzuwirken. Unterstützung erhielt sie dabei von Ingrid Wecker und ihrer Mutter Wilma. In den in der WdE archivierten Interviews und Gesprächen erzählt Ingrid Wecker detailliert und überaus lebendig, wie sie die Verpflegung für die Zeit unmittelbar vor und während des Transports organisierte, alten Frauen beim Packen und Beschriften des jeweils einen erlaubten Gepäckstücks half und nach den rabiaten Gepäckkontrollen durch die Gestapo den Inhalt der Koffer neu ordnete und dabei immer auch beschlagnahmte Gegenstände wie Bonbons heimlich zurücklegte.<sup>8</sup> Sie berichtete, dass zuschauende Hamburgerinnen und Hamburger Beifall klatschten, als alte Menschen, schwangere Frauen und Kinder zum Bahnhof abtransportiert wurden. Auch bei der Abfertigung der Deportationszüge am Hannoverschen Bahnhof war sie vor Ort, unterstützte die Deportierten bei der Abreise und sah jüdische Freunde und Bekannte zum letzten Mal. Die Zeichnungen, die Ingrid Wecker in Erinnerung an diese Zeit angefertigt hat, veranschaulichen Alltag und Schrecken der nationalsozialistischen Verfolgung vom bedrohlichen Gang durch eine Straße über



Abb. 9: Zeichnung von Ingrid Wecker.

den Erhalt des Deportationsbefehls bis zum Transport in die Vernichtungslager. Die WdE war bisher bereits im Besitz von Kopien einiger dieser Zeichnungen. Nun ist auch ein Original hinzugekommen. Es stellt die Gepäckkontrolle durch SS und Gestapo in der Turnhalle der Israelitischen Töchterschule in der Karolinenstraße 35 vor der Deportation nach Minsk am 18. November 1941 dar (Abb. 9). Bereits in der von Linde Apel 2009 kuratierten Ausstellung »In den Tod geschickt« über die Deportationen von Juden, Sinti und Roma aus Hamburg<sup>9</sup> wurden Zeichnungen und weitere Dokumente von Ingrid Wecker gezeigt. Zurzeit bereitet die KZ-Gedenkstätte Neuengamme eine Dauerausstellung für das neue Dokumentationszentrum Hannoverscher Bahnhof vor, wobei erneut Materialien von Ingrid Wecker verwendet werden sollen.

»Ich bin ein ›Ningnong‹ (vielleicht?)« –  
Einblicke in die Arbeit einer Grafikerin

Der Nachlass von Ingrid Wecker umfasst neben den Deportationszeichnungen zahlreiche weitere künstlerische Arbeiten wie Porträtzzeichnungen, Aquarellmalereien und grafische Werke, zu denen teilweise auch die Entwurfszeichnungen vorliegen. Ihre Werke wie auch offizielle Dokumente aus ihrer Berufszeit bieten Einblicke in Tätigkeiten und Arbeitsweisen einer Grafikerin und technischen Zeichnerin. Trotz der äußerst widrigen Umstände konnte Ingrid Wecker ihre Leidenschaft zu ihrem Beruf machen. Von etwa 1941 bis März 1944 besuchte sie die Meisterschule für Mode in Hamburg, was durch mehrere Zeugnisse im Original dokumentiert ist. Nach dem Krieg betrieb sie gemeinsam mit ihrem Mann Max Wecker bis Dezember 1947 die nach ihr (Ingrid Riemann) benannten IRI-Werk-

<sup>9</sup> Vgl. Linde Apel (Hrsg.), In den Tod geschickt. Die Deportationen von Juden, Roma und Sinti aus Hamburg 1940 bis 1945, herausgegeben im Auftrag der Behörde für Kultur, Sport und Medien, in Zusammenarbeit mit der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg und der KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Berlin 2009.

stätten für Graphik und Kunstgewerbe in Hamburg. Aus dieser Zeit sind u. a. Entwürfe von Werbegrafiken zu den Themen Mode, Spielzeug und Lebensmittel erhalten geblieben. Anstellungsverträge, Arbeitszeugnisse und Korrespondenzen mit Kunden zeugen von Ingrid Weckers zahlreichen und vielfältigen weiteren Tätigkeiten beispielsweise als Grafikerin in der Abteilung Wirtschafts- und Marktforschung der Deutschen Shell Aktiengesellschaft oder als technische Zeichnerin in der Konstruktion beim C. H. F. Müller Röntgenwerk. Auch ihre Werke selbst zeigen eine große thematische Vielfalt. Dazu gehören beispielsweise Werbematerialien wie Flyer und Visitenkarten für Bars und Nachtclubs und auch der von Ingrid Wecker kreierte »Ningnong«, den sie einem ihrer Kunden als Werbefigur für seine Drinks in verschiedenen Varianten zur Auswahl präsentierte (Abb. 10).



Abb. 10: Auszug aus einem Brief mit Entwurfszeichnungen eines »Ningnongs«, 1992.

Noch als Rentnerin widmete sich Ingrid Wecker der künstlerischen Arbeit, indem sie selbsthergestellten Oster- und Weihnachtsschmuck auf Kunsthandwerksmärkten anbot oder Werbematerialien für Ausstellungen und Informationsveranstaltungen zu ihrem Lieblingsthema Meer und Watt anfertigte. Zugleich engagierte sie sich bis zu ihrem Tod am 14. Juni 2008 in der erinnerungskulturellen Arbeit zum Nationalsozialismus. Von diesen Tätigkeiten zeugen auch zahlreiche Zeitungsartikel, vor allem in den Marnen Lokalnachrichten, die, wie auch die übrigen Materialien und Fotos aus dem Nachlass von Ingrid Wecker, nun vollständig digitalisiert vorliegen und von interessierten Nutzerinnen und Nutzern in der Werkstatt der Erinnerung eingesehen werden können.

- Marlen Sundermann ist studentische Mitarbeiterin der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH).

THOMAS GROSSBÖLTING

■ VON »BLÜHENDEN LANDSCHAFTEN«, »DUNKELDEUTSCHLAND« UND NATIONALER IDENTITÄTSPOLITIK

THOMAS GROSSBÖLTING

## VON »BLÜHENDEN LANDSCHAFTEN«, »DUNKELDEUTSCHLAND« UND NATIONALER IDENTITÄTSPOLITIK

Politische Fehlkommunikationen in der Wiedervereinigungsgesellschaft

**A**uch im Jahr Dreißig nach der Wiedervereinigung gibt es Streit um die Bewertung dessen, was 1989/90 passiert ist, wo die SED-Diktatur und die DDR-Gesellschaft ihren Platz im Geschichtsbild des vereinten Deutschlands haben und wie einzuordnen ist, was sich dann seit den 1990er Jahren entwickelt hat. Die öffentlichen Diskussionen und die dabei zu beobachtenden Ost-West-Spannungen haben sich insbesondere nach 2015 noch einmal zugespitzt: In den neuen Ländern fanden rechtspopulistische Bewegungen wie PEGIDA oder auch die nahestehende Partei AfD ins Verhältnis zur Bevölkerungszahl gesetzt mehr Zustimmung als im Westen. War und ist der Osten nicht demokratiefähig? Diese aus Richtung Westen an den Osten adressierte Frage wurde oft mit dem historischen Argument beantwortet, die Bevölkerung im Osten sei nach der Erfahrung von zwei Diktaturen seit 1933 eben deformiert und eine neue, demokratische politische Kultur noch nicht entstanden. Spätestens seitdem hat die Rede von »Dunkeldeutschland«, die der frühere Bundespräsident Joachim Gauck zwar nicht erfunden, aber doch populär gemacht hat, wieder zugenommen und mit Blick auf die neuen Länder

- 1 Vgl. Steffen Mau, Lütten Klein. Leben in der ostdeutschen Transformationsgesellschaft, Berlin 2019, S. 12 und passim.
- 2 Richard Schröder, Der Schock, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.12.2020, S. 6.



die positive Konnotation der »friedlichen Revolution« in den Hintergrund rücken lassen. »Heldenstadt Leipzig« – was lange Zeit unwidersprochen blieb und selbst im Stadtmarketing der ostdeutschen Metropole verwendet wurde, erregt heute Stirnrunzeln: Liegt die Stadt nicht in Sachsen und damit in »Dunkeldeutschland«? Die Ostdeutschen als Bürgerinnen und Bürger zweiter Klasse, die mangelnde Repräsentation ostdeutscher Menschen in Führungspositionen, ein weiterhin bestehendes Lohngefälle zwischen Ost und West – in der deutsch-deutschen Selbstverständigungsdebatte mischen sich kollektive Befindlichkeiten mit sozialhistorisch zu beobachtenden Disparitäten. Mehr denn je wird das Trennende betont.<sup>1</sup>

Der zu beobachtende Meinungsstreit bleibt in vielem unproduktiv, produziert mehr Verletzungen als Aufbrüche und ist auf massive Fehler in der politischen Kommunikation zurückzuführen, wie sie 1989/90 selbst wie auch danach zu beobachten sind. Ein aktuelles Beispiel, welches geradezu mustergültig die so stark vorherrschenden Kommunikationsblockaden vorführt, bietet ein *FAZ*-Artikel des Theologen, Ex-DDR-Oppositionellen und Ex-Politikers Richard Schröder vom Jahreswechsel 2020/21<sup>2</sup>: Das von ihm präferierte Bild von der friedlichen Revolution als einer von Glasnost ebenso wie vom Nationalgedanken inspirierten Bewegung gegen die SED-Diktatur sucht er gegen den Revisionismus etwa der sächsischen Landesministerin und Sozialpolitikerin Petra Köpping oder des Historikers Ilko-Sascha Kowalczyk zu verteidigen. Ihrer Darstellung vom Zusammengehen der beiden deutschen Teilstaaten als, so Schröder, Enteignung, Kolonialisierung und Demütigung des Ostens setzt er einen Berg von Zahlen entgegen: ökonomische Transformationserfolge, Eigentumsverhältnisse in den neuen Ländern, vor allem aber eher willkürlich gewählte Ergebnisse



THOMAS GROSSBÖLTING  
■ VON »BLÜHENDEN LAND-  
SCHAFTEN«, »DUNKEL-  
DEUTSCHLAND« UND  
NATIONALER IDENTITÄTS-  
POLITIK

- 3 Vgl. Heinrich Best/ Everhard Holtmann, Der lange Weg der deutschen Einigung. Aufbruch mit vielen Unbekannten, in: dies. (Hrsg.), Aufbruch der entscherten Gesellschaft. Deutschland nach der Wiedervereinigung, Frankfurt a. M./ New York 2012, S. 9 – 16.
- 4 Ein Versuch, das Ereignis »1989/90«, die in der friedlichen Revolution zu beobachtende Binnendynamik und deren erinnerungskulturelle Weiterungen, die davon im Westen angestoßenen Entwicklungen, vor allem aber den im Osten Deutschlands zu beobachtenden Aufbruch in die entgrenzte Gesellschaft ins Verhältnis zueinander zu setzen und eine Erzählung dazu anzubieten, bei Thomas Großbölting, Wiedervereinigungsgesellschaft. Aufbruch und Entgrenzung in Deutschland seit 1989/90, Bonn 2020.
- 5 Während die Studie von Marcus Böick (Die Treuhand. Idee – Praxis – Erfahrung 1990 – 1994, Göttingen 2018) vor allem publizierte Quellen nutzen konnte und auf diese Weise Politik und Wahrnehmung der Treuhand rekonstruiert, läuft ein am Institut für Zeitgeschichte betriebenes Vorhaben mit vielen Teilprojekten noch, <https://www.ifz-muenchen.de/aktuelles/themen/geschichte-der-treuhandanstalt/> [24.1.2021].
- 6 Winfried Schulz, Politische Kommunikation. Theoretische Ansätze und Ergebnisse empirischer Forschung, 2. Auflage, Wiesbaden 2008, S. 13.

von Meinungsumfragen, mit denen er die sowohl ökonomische wie auch allgemeine Zufriedenheit der Ostdeutschen zu demonstrieren sucht. In Schröders Erzählung der Jahre 1989/90 spielt der »Schock« der Transformation, den der Titel seines Beitrags prominent adressiert, keine Rolle: Wenn es ein bleibendes »Gefühl der Benachteiligung« gäbe, so Schröder, dann hätten es »die Ostdeutschen [...] in die Einigung mitgebracht«. Punkt und Ende der Diskussion.

Bei allen zutreffenden Informationen und diskussionswürdigen Interpretationen, die der Artikel liefert, steht er prototypisch für eine oft vorherrschende halbierte Perspektive: Viele Beobachtende – oft (anders als Schröder) solche von außerhalb – würdigen 1989/90 vor allem oder ausschließlich als Ende der SED-Diktatur. Für viele Menschen in Ostdeutschland hingegen erschienen die Ereignisse der friedlichen Revolution und der Wiedervereinigung vor allem als Startpunkt in eine Phase bislang unbekannter Unsicherheit: Über das Erlebnis des Mauerfalls als Moment der Befreiung von diktatorischen Zwängen und Zumutungen schob sich für viele Ostdeutsche die Erfahrung, fortan in prekären Verhältnissen leben zu müssen. Es waren diese Erfahrungen von Marginalisierung, zunehmend schwierigen Lebensumständen und vor allem einer massiven Arbeitslosigkeit, deren Beginn nicht nur für Revolutionsdistanzierte, sondern auch für manche DDR-Oppositionellen im Mauerfall und der Wiedervereinigung lag.<sup>3</sup> Wo sich einerseits das Ende der DDR mit dem Jubel über die Befreiung von der Diktatur verband, da prallte andererseits diese Erinnerung auf die Erfahrung von 1989/90 als Aufbruch in eine entgrenzte Gesellschaft mit all ihren bis heute spürbaren Problemen und Verwerfungen.<sup>4</sup> Dieser gemeinsame Hintergrund einte den SED-Funktionär und den in der DDR Repressionen ausgesetzten Punk, den

NVA-Offizier und den Kriegsdienstverweigerer wie auch den LPG-Vorsitzenden und seine Landarbeiterin sicher mehr, als es die SED-Propaganda bis 1989 in der fragmentierten Gesellschaft der DDR jemals vermocht hatte.

Es waren diese so unterschiedlichen Erinnerungsstrukturen und die davon ausgelösten Kommunikationsblockaden, die nicht nur aktuell eine deutsch-deutsche und gesamtdeutsche Selbstverständigung erschweren, sondern auch in der Vergangenheit wichtige Weichen falsch stellten. Ob sich das Agieren der Treuhänder, welches Richard Schröder so prominent als Stein des Anstoßes in der deutsch-deutschen Fehlerdebatte diskutiert, tatsächlich einmal eindeutig als falsch oder richtig bewerten lässt, ist fraglich.<sup>5</sup> Eindeutiger hingegen scheinen mir verschiedene Akte der politischen Kommunikation (Mit-)Ursachen für die Irritationen heute zu sein: In modernen politischen Systemen lassen sich Politik und öffentliche Kommunikation nicht voneinander trennen. Politik ist wesentlich Kommunikation. Das gilt auf unterschiedliche Weise sowohl in Demokratien wie auch in Diktaturen.<sup>6</sup> Über Kommunikation gewinnen die Agierenden Legitimation und Folgebereitschaft, sie beruhigen oder mobilisieren Anhänger und Gegner, sie formen Gesellschaft und Wirklichkeit, indem sie beispielsweise Status zuschreiben und Hierarchien auch verbal etablieren.

In Phasen der Transformation und des Umbruchs, wie es die Jahre 1989/90 waren, verschränken sich Auseinandersetzungen um materielle Ressourcen, politische Macht und symbolpolitische Anerkennungskämpfe noch stärker als zu gewöhnlichen Zeiten. Im Zusammenspiel von Ereignissen, strukturellem Wandel, den Erfahrungen der Menschen und ihren konkurrierenden Deutungen hat politische Kommunikation das Potenzial, die gesellschaftliche Selbstverständigung anzuregen, in konstruktive Bahnen zu lenken – oder eben das Gegenteil zu bewirken.

Diese grundlegende Bedeutung politischer Kommunikation macht es besonders reizvoll, die Geschichte der Wiedervereinigungsgesellschaft als Geschichte der politischen Kommunikation und dabei insbesondere ihrer Fehler zu schreiben. Die Jahre seit 1989/90 waren von einem politisch-kommunikativen Missmanagement geprägt, bei dem falsche Versprechungen, das Schüren von Illusionen, aber auch das Verschweigen von Wahrheiten das deutsch-deutsche Verhältnis belasteten – und das zum Teil bis heute tun. Zwei Diskursmomente werden im Folgenden herausgegriffen, um das zu zeigen: die friedliche Revolution 1989/90 und ihre Deutung

- 7 Vgl. dazu zuletzt die verschiede-  
nen lokal ansetzenden Fallstudien  
bei Detlef Pollack, Das unzufrie-  
dene Volk. Protest und Ressentiment  
in Ostdeutschland von der friedlichen  
Revolution bis heute, Bielefeld 2020,  
S. 25 – 60.
- 8 Vgl. Ilko-Sascha Kowalczyk,  
Endspiel. Die Revolution von 1989  
in der DDR, München (3., über-  
arb., korrig. u. erweiterte Neuaus-  
gabe) 2015, S. 545.
- 9 Vgl. »Banane, Du Symbol der  
Freiheit«, 17.10.2014, [https://www.  
handelsblatt.com/politik/deutsch-  
land/mauerfall/ddr-klischee-  
es-geht-nicht-um-bananen-es-  
geht-um-die-wurst/10844574-2.  
html?ticket=ST-1125358-us-  
FHs1aMJiZi7Ltoud2b-ap5](https://www.handelsblatt.com/politik/deutschland/mauerfall/ddr-klischee-es-geht-nicht-um-bananen-es-geht-um-die-wurst/10844574-2.html?ticket=ST-1125358-us-FHs1aMJiZi7Ltoud2b-ap5)  
[27.1.2021].
- 10 Vgl. Kowalczyk, Endspiel.
- 11 Vgl. Klaus Wiegrefe, Kohls Lüge  
von den blühenden Landschaften,  
26.5.2018, [http://www.spiegel.de/  
politik/deutschland/helmut-kohl-  
seine-luege-von-den-bluehenden-  
landschaften-a-1209558.html](http://www.spiegel.de/politik/deutschland/helmut-kohl-seine-luege-von-den-bluehenden-landschaften-a-1209558.html)  
[17.1.2021].

sowie der Faktor »Nation« in der Wiedervereinigungs-  
gesellschaft.

Von den Helden der Revolution zu den Problem-  
kindern der Demokratie: Die Deutung der Jahre  
1989/90 als »nachholende Revolution« und ihre  
Weiterungen

Wie das Ende der SED-Diktatur zustande kam und  
welche Faktoren dafür verantwortlich waren, ist als  
Forschungsgegenstand oftmals angegangen worden.  
Von der Antwort auf diese Fragen hängt viel mehr ab  
als das, was zukünftig in den Geschichtsbüchern ste-  
hen wird. Seit der Wiedervereinigung selbst ist das  
Zusammenwachsen der beiden deutschen Teilstaaten  
entscheidend geprägt davon, wie die Jahre 1989/90  
erklärt und gedeutet wurden. Insbesondere die Rolle  
der Menschen im Osten stand zur Diskussion: Hatte  
sich in der DDR das Volk – oder große Teile davon –  
erhoben und sich von den Repressionen befreit, mit  
der die SED-Diktatur die Freiheit massiv eingeschränkt  
hatte? Oder war hier doch eher die große Weltpolitik  
am Werk gewesen, waren mindestens die internationa-  
len Zusammenhänge ursächlich, fiel die DDR also vor  
allem im Kontext des Zusammenbruchs der Sowjet-  
union auseinander? Den Bewohnerinnen und Bewoh-  
nern der DDR käme dann allenfalls eine Nebenrolle  
im Spiel der großen Mächte zu. Auch ihre Motivation  
stünde noch einmal anders zur Debatte.

Für die Geschichtswissenschaft ist diese Frage empi-  
risch zu klären und gleichwohl nicht abzulösen vom  
um sie geführten Deutungskampf.<sup>7</sup> Bereits 1990 war  
dieser in vollem Gange: Als Otto Schily, Gründungs-  
mitglied der Partei Die Grünen und gerade zur Sozial-  
demokratie übergetreten, das Ergebnis der Volkskam-

merwahl vom 18. März 1990 zu kommentieren hatte, zog er aus seinem Anzug eine Banane hervor und hielt diese grinsend in die Kamera.<sup>8</sup> Die Botschaft war glasklar: Nicht »Helden«, sondern von Konsum- und Reise-wünschen getriebene Menschen hatten ihr Kreuz bei der Wahl – aus Sicht Schilys an der falschen Stelle – gemacht. Noch fünf Jahre später bewies Volkes Stimme in den neuen Ländern ein hohes Maß an Selbstironie: Als die Schließung des vom Bombardier-Konzern übernommenen Waggonwerks in Halle an der Saale drohte, entrollten Demonstrierende ein Transparent mit der Aufschrift »Banane gewählt, uns bleibt die Schale«.<sup>9</sup>

Das in den vergangenen dreißig Jahren dominierende Geschichtsbild betonte die Zäsur: Mit dem »Fall der Mauer« wurde das »Endspiel« abgepfiffen, die alten Kader der Macht hatten verloren.<sup>10</sup> Es war der Mauerfall inklusive der auf der ehemaligen Grenzbefestigung tanzenden Sieger, der die neue Zeit einläutete. Wie sich das wiedervereinigte Deutschland fortan entwickeln sollte, blieb und bleibt in dieser Erzählung offen. Am ehesten waren es noch die versprochenen »blühenden Landschaften«, die ein Zukunftsszenario abgaben. Damit hatte Helmut Kohl nichts anderes angekündigt als die Wiederholung des altbundesrepublikanischen Wirtschaftswunders. Nach 1945 war es neben der Kontrolle der Alliierten vor allem die ökonomische Aufwärtsbewegung, die Gesellschaft und Politik aus dem Nationalsozialismus in das Gefüge der freiheitlich-demokratischen Grundordnung der Bundesrepublik lenkte. So verheißungsvoll diese Perspektive auch für die neuen Länder und das wiedervereinigte Deutschland war, so unbestimmt und letztlich unerfüllt blieb sie. Folgt man der Presseberichterstattung im Mai 2018, dann hat selbst Kohl dieser Prophezeiung nicht geglaubt. In einem Gespräch mit seinen Beratern am 22. Oktober 1999 habe der Kanzler unumwunden eingeräumt, dass man 1990 »bewußt [...] die Negativzahlen nicht hochgespielt« habe, um das Selbstwertgefühl der Ostdeutschen nicht zu schädigen.<sup>11</sup> Das Versprechen von den »blühenden Landschaften« war vor allem ein Wahlkampfmanöver.

30 Jahre später funktioniert diese Geschichte vom »Endspiel« nicht mehr. Weder hat sich das Versprechen des ökonomischen Aufstiegs erfüllt, noch viele andere Verheißungen und Hoffnungen, die damals im Raum standen. Damit schiebt sich immer mehr in den Vordergrund, dass 1989/90 nicht nur das Ende der SED-Diktatur war, sondern auch der Anfang der Wiedervereinigungsgesellschaft mit ihren spezifischen Neuentwicklungen und

Problemen. Diese Feststellung ist für sich banal, hat aber für die Ausdeutung sowohl des Revolutionsprozesses und seines unmittelbaren Nachlaufs wie auch der kommenden Jahre weitreichende Konsequenzen – und hilft uns nicht zuletzt auch bei der Interpretation der gegenwärtigen politischen Kultur aus einer zeithistorischen Perspektive.

Die politische Bildung, die Medien, die Politik und viele öffentliche Stimmen mehr formten mit Beginn der 1990er Jahre eine Erinnerung an die DDR, die vor allem und oftmals ausschließlich auf den Diktaturcharakter des Systems abzielte. Im Vordergrund des DDR-Gedächtnisses standen die Mechanismen von Politik und Repression, das Ministerium für Staatssicherheit und (erstaunlicherweise durchaus in dessen Schatten) die SED, die Massenorganisationen und andere Institutionen der massiven Durchherrschaft der Gesellschaft. Ziel dieser Erinnerungsarbeit war die Delegitimierung der Diktatur. In dem auf diese Weise gezeichneten Geschichtsbild ging (und geht) es um die dichotomische Gegenüberstellung von Tätern und Opfern, um die Erinnerung an Leid und Verbrechen, aber auch um den Widerstand. 1989/90 wurde aus dieser Perspektive rasch zum Höhe- und erfolgreichen Endpunkt der Widersetzlichkeit gegen das SED-Regime, und die Demonstrationsbewegung hatte zum Untergang desselben erheblich beigetragen.

Damit war ein Ton angeschlagen, der die Ereignisse ab dem Sommer 1989 auf das Höchste ehrte – und zugleich darauf angelegt war, diese in ihrer Bedeutung und in ihren Folgewirkungen zu beschneiden: Die friedliche Revolution wurde vor allem als Überwindung der Diktatur und damit verbunden als »Ankunft in der Freiheit« interpretiert. Die Ereignisse von 1989/90 bildeten somit viel mehr das Ende des Alten als den Auf- und Umbruch in eine neue Zeit. Weder

12 Jürgen Habermas, *Nachholende Revolution und linker Revisionsbedarf. Was heißt Sozialismus heute?*, in: ders., *Die nachholende Revolution*, Frankfurt a. M. 1990, S. 179 – 203, S. 181.

13 Ebd., S. 203.

die Erfahrung des Umbruchs selbst noch die Nachwendezeit mit ihren einschneidenden Veränderungen und zum Teil subjektiv bedrängenden Zumutungen für die Ostdeutschen wurden in diese Erinnerung integriert.

Dazu bestand auch keinerlei Notwendigkeit: 1989/90 war aus dieser Perspektive vor allem eine »nachholende Revolution«, so eine einflussreiche Deutung des Frankfurter Sozialphilosophen Jürgen Habermas. Bei der friedlichen Revolution handele es sich »um eine rückspulende Revolution [...], die den Weg frei macht, um versäumte Entwicklungen nachzuholen«. Nachholen wolle man vor allem, »was den westlichen Teil Deutschlands vom östlichen vier Jahrzehnte getrennt hat – die politisch glücklichere und ökonomisch erfolgreichere Entwicklung.«<sup>12</sup> Das, was die Revolution eigentlich wollte und was ihren Charakter bestimmte, war nichts anderes als »verfassungspolitisch an das Erbe der bürgerlichen Revolutionen und gesellschaftspolitisch an die Verkehrs- und Lebensformen des entwickelten Kapitalismus, insbesondere an die Europäische Gemeinschaft, Anschluß zu finden.«<sup>13</sup> Und das war nun, spätestens mit der Wiedervereinigung, erreicht, sodass die Revolutionärinnen und Revolutionäre die Bühne gleich wieder verlassen konnten, als der ihnen gebührende Applaus verklungen war.

»Zynische Wende« – mit diesem scharfen Verdikt belegte der österreichische Politikwissenschaftler und Philosoph Boris Buden diese Umdeutung: Die Helden der Revolution, als die die Montagsdemonstrierenden des Jahres 1989 überschwänglich gefeiert wurden, avancierten schon rasch zu den Problemkindern der Demokratie.

Wie konnten aus Menschen, die auf der Mauer tanzten, die Geheimdienstzentralen besetzten und an Runden Tischen, in neuen Zeitungen und Parteien die Ideen einer anderen Gesellschaft artikulierten, innerhalb von wenigen Jahren die »Jammer-Ossis« werden? »Noch gestern«, so stellt Buden fest, »ist es ihnen gelungen, totalitäre Regime zu stürzen, an deren Beständigkeit, ja Unerschütterlichkeit die ganze sogenannte freie, demokratische Welt bis zum letzten Moment fest geglaubt und vor deren Macht sie sich wie vor einem jenseitigen Ungeheuer gefürchtet hatte. [...] Noch gestern hatten sie die schon am Sterbebett befindliche Weltgeschichte auf die Beine gestellt und ihr nach so langer Zeit wieder zum aufrechten Gang verholfen, doch schon heute müssen sie selber die ersten Schritte lernen. Noch gestern haben sie der ganzen Welt eine historische Lektion über Mut, politische Autonomie und historische Reife erteilt, doch schon heute müs-

sen sie sich bei ihren selbsterklärten Erziehern als brave Zöglinge behaupten.«<sup>14</sup>

Empirisch wird man die Überlegungen Budens leicht abtun oder zumindest relativieren können: Selbstredend war ein Großteil der auf der Mauer Tanzenden nicht identisch mit denjenigen, die dann in den 1990er Jahren ihr Schicksal beklagten. Selbstredend wissen wir aus der Transitions- und Transformationsforschung, wie voraussetzungsreich und damit in mancher Hinsicht unwahrscheinlich ein erfolgreicher Übergang von der Diktatur in eine stabile nachdiktatorische, vielleicht gar demokratische Staats- und Gesellschaftsordnung ist. Und dennoch verliert die Suggestivfrage Budens ihren Stachel nicht, sondern weitet den Betrachtungshorizont über das Ende der »Revolution« hinaus. In der aktuellen Deutung der Vorgänge der Jahre 1989/90, aber auch in der Erinnerungskultur und Geschichtspolitik der Folgejahre, machte ›der Westen‹ aus den Akteuren des Umbruchs, die er zunächst als Helden gefeiert hatte, dann Kinder, die sich in den zu übernehmenden Verhältnissen zu orientieren hatten: Demokratie lernen, effizient wirtschaften, sparsam sein und vieles mehr. Interviewstudien weisen darauf hin, wie stark beispielsweise der letzte Wert auch in Ostdeutschland verankert war: Viele ostdeutsche Männer und Frauen arbeiteten in der DDR neben ihrer Berufstätigkeit, um Geld zur Seite legen zu können. »Der Grundsatz, sich nur Dinge zu leisten, wenn hierfür auch die entsprechenden finanziellen Mittel zur Verfügung standen, bestimmte das Konsumverhalten vieler Ostdeutscher auch nach der ›Wende‹«, so der Historiker Clemens Villingner in seinen Oral-History-Untersuchungen zur langen Geschichte der Wende.<sup>15</sup> Damit schlossen viele Ostdeutsche an die allgemeine Werthaltung an, die sich in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert entwickelt hatte. Zwischen ost- und

14 Boris Buden, *Zone des Übergangs. Vom Ende des Postkommunismus*, Frankfurt a. M. 2009, S. 35.

15 Vgl. Kerstin Brückweh / Clemens Villingner / Kathrin Zöllner, *Die lange Geschichte der »Wende«. Differenzierung als neue Meistererzählung*, in: *Jahrbuch Deutsche Einheit 2020*, S. 293 – 312, hier S. 297.

16 Vgl. für Belege Großbölting, *Wiedervereinigungsgesellschaft*, S. 172 – 193.

17 Habermas, *Revolution*, S. 185.

18 Thomas Lindenberger, *Wahrheitsregime und Unbehagen an der Vergangenheit. Ein Versuch über Unaufrichtigkeiten beim deutschen Zusammenwachsen*, in: *Jahrbuch Deutsche Einheit 2020*, S. 73 – 94, hier S. 77.

westdeutscher Sparsamkeit und den damit verbundenen Mentalitäten ließen sich, so Villingen, keine Unterschiede erkennen. In der Publizistik der 1990er Jahre aber dominierte das Bild vom irrationalen, da mit der Marktwirtschaft überforderten Verbraucher im Osten Deutschlands.<sup>16</sup>

Mit Wendungen wie diesen wurden, so Buden, die Sieger zu Verlierern gemacht und die Ostdeutschen entmündigt. Wer auf die Umbrüche im Osten schaute und diese vor allem für eine nachholende Bewegung hielt, für den brachte die friedliche Revolution nichts Neues, »keine innovative, zukunftsweisende Idee«. <sup>17</sup> Für den artikulierte sich in der Revolution allenfalls der Wunsch, das anderswo schon Erreichte zu übernehmen. Eine Eigenständigkeit wurde damit weder dem Ereignis selbst noch den Akteurinnen und Akteuren zugebilligt. Die Chance, das Ereignis und die Erfahrung von 1989/90 positiv in das Geschichtsbild und die politische Kultur der Wiedervereinigungsgesellschaft zu integrieren, war auf diese Weise verfallen. Die Folge hat Thomas Lindenberger zugespitzt formuliert: Die Ausbildung einer Ost-Identität entwickelte sich gegen das dominante Geschichtsbild und speiste sich aus den »weitverbreiteten Frustrationen angesichts dieser unausgesprochenen Nichtanerkennung im Vereinigungsprozess«. <sup>18</sup> Die Folgen der Fehler in der politischen Kommunikation waren so weitreichend wie tiefgreifend, und sie lassen sich bis heute beobachten.

## Die deutsche Wiedervereinigung: Nationale Identitätspolitik und Fremdenfeindlichkeit

»Sagt der Ossi: Wir sind ein Volk. Sagt der Wessi: Wir auch!« In diesem Witz, der Anfang der 1990er Jahre die Runde machte, deutete sich an, dass die Vorstellungen vom Moment der Nation in der Wiedervereinigung keinesfalls einvernehmlich waren. Momente der Zuspitzung und der besonderen Dynamik werden zeitgenössisch oftmals als Krisen wahrgenommen, in denen Fragen von Identität und Zugehörigkeit großes Gewicht bekommen. Wer »wir« und wer »die anderen« sind, ist in solchen Zeiten von Bedeutung und wird mit besonderer Vehemenz diskutiert. 1989/90 war das nicht anders. Wenn auch manche der Fernsbilder vom »Fall der Mauer« demonstrativ schwarz-rot-gold gerahmt waren, so ließen die kritischen Auseinandersetzungen um die Definition des »Wir« nicht lange auf



sich warten. Dabei war jedoch nicht das »Volk« – ein politischer Grundbegriff, der sowohl durch seine Verwendung im Nationalsozialismus wie auch in der SED-Diktatur desavouiert war – sondern die »Nation« das Passepartout, innerhalb dessen die wiedervereinigten Deutschen ihre Identität diskutierten.

Der Vereinigungsprozess ist zu Recht als nationale Wiedervereinigung markiert worden, ohne aber – das ist die im Folgenden vorgenommene Weiterung – dass die damit verbundenen Konsequenzen weitergedacht wurden: Ost- und Westdeutschland waren nicht nur qua im Grundgesetz verankerten Wiedervereinigungsgebot staatsrechtlich immer miteinander verbunden (obwohl das auf beiden Seiten der Grenze kaum noch ernst genommen wurde), sondern standen sich aller Trennung zum Trotz auch ansonsten nahe: lebensweltlich, kulturell, historisch, allem voran natürlich über die gemeinsame Sprache. Der Vereinigungsprozess war von dieser nationalen Klammer wesentlich geprägt, so dass es angebracht erscheint, von einer Wiedervereinigung zu sprechen – nicht im Sinne einer politischen Positionierung, sondern deskriptiv. Insbesondere der Vergleich mit den postsowjetischen Transformationsgesellschaften Osteuropas zeigt, wie stark die deutsch-deutsche Vereinigung im Positiven wie im Negativen von der gemeinsamen nationalen Vergangenheit beeinflusst war.

Mit der Wiedervereinigung wurde die Nation im politischen Diskurs ganz nach vorn gestellt. Das »Deutschsein« und die damit verbundenen Selbst- und Fremdzuschreibungen rückten ein Element von Identitätsstiftung in den Mittelpunkt, das vor 1990 sowohl im Osten wie auch im Westen weniger virulent gewesen war. Mit Blick auf die Forderung nach der nationalen Einheit brachten beide deutsche Teilstaaten sehr unterschiedliche Dispositionen ein: In der DDR kam

19 Vgl. für einen Rückblick für den Osten Großbölting, Wiedervereinigungsgesellschaft, S. 240 – 253, für den Westen S. 253 – 258.

20 Zur Preußenrezeption vgl. Edgar Wolfrum, Die Preußen-Renaissance. Geschichtspolitik im deutsch-deutschen Konflikt, in: Martin Sabrow (Hrsg.), Verwaltete Vergangenheit. Geschichtskultur und Herrschaftslegitimation in der DDR, Leipzig 1997, S. 145 – 166.



*Die Idee der nationalen Einheit, symbolträchtig von der Berliner Mauer herab propagiert.  
Quelle: bpk/Bundesstiftung Aufarbeitung/Günter Bersch.*

die Nation staatsoffiziell vonseiten der SED erst seit Beginn der 1980er Jahre wieder zum Tragen.<sup>19</sup> Spätestens im letzten Jahrzehnt ihrer Existenz erlebte die DDR eine Renaissance von Traditionselementen, die teilweise direkt dem preußisch-deutschen Zusammenhang entstammten: Neben dem Preußenkönig Friedrich dem Großen oder dem preußischen Architekten und Städtebauer Karl Friedrich Schinkel wurde selbst der »Eiserne Kanzler« Otto von Bismarck wiederentdeckt und zum Gegenstand öffentlichen Gedenkens in der DDR erhoben.<sup>20</sup> Auf diese Weise versuchte die SED-Führung, für die eigene, immer schwächer werdende Legitimation historische Rückverweise zu mobilisieren, die sie bislang eher geschmäht hatte. Dass insbesondere mit der Neubewertung Preußens eine Reihe von ideologisch-politischen Verwicklungen auftauchte, wurde jedoch nur partiell erkannt und bearbeitet. Wenn beispielsweise der deutsche Nationalstaat, an dessen Gründung Otto von Bismarck entscheidenden Anteil gehabt hatte, zu einer der historischen Wurzeln der sozialistischen Nation DDR erklärt wurde, dann rückte doch die DDR wieder ganz dicht an die Idee von einem

21 Vgl. Ernst Engelberg, Bismarck. Das Reich in der Mitte Europas, Berlin 1989, S. 761.

22 Gerd Dietrich, Kulturgeschichte der DDR, Göttingen 2018, Bd. 3: Kultur in der Konsumgesellschaft 1977–1990, S. 1749.

23 Norbert Frei u. a., Zur rechten Zeit. Wider die Rückkehr des Nationalismus, Berlin 2019, S. 64.

24 Irene Götz, Deutsche Identitäten. Die Wiederentdeckung des Nationalen nach 1989, Wien / Köln / Weimar 2011, S. 134.

25 Vgl. Elisabeth Noelle-Neumann / Renate Köcher, Die verletzte Nation. Über den Versuch der Deutschen, ihren Charakter zu ändern, Stuttgart 1987, S. 19.

gemeinsamen nationalen Ausgangspunkt – und damit an die Vorstellung, mit der die Bundesrepublik ihr Wiedervereinigungspostulat begründete.<sup>21</sup> Auch »alle ausgeklügelten Feinheiten eines marxistisch-leninistischen Geschichtsbildes [konnten] nicht darüber hinwegtäuschen, dass der Zugriff auf die gesamte deutsche Geschichte das Problem der Nation, d. h. eben auch die Frage nach der deutschen Einheit, zwangsläufig erneut aufwerfen musste«.<sup>22</sup>

Unterhalb der politisch-öffentlichen Ebene waren nationale Zugehörigkeitskonstruktionen immer präsenter als in der alten Bundesrepublik gewesen. Einen nach außen expansiven großdeutschen Nationalismus hatte es in der DDR nicht gegeben. Und dennoch existierte mit dem Heimatbegriff und der damit betriebenen Politik ein Segment jenseits der Nation, aber auch jenseits der Staatsideologie der DDR, an das Teile der Bevölkerung anschließen konnten. Die Liebe zum Rennsteig, zur Sächsischen Schweiz, zum Brocken und dem Harz wie auch zu vielen anderen regionalen Besonderheiten – nach 1990 griff so mancher Ministerpräsident der neuen Länder in seiner Rolle als Landesvater genau diese Tendenz auf und verstärkte einen schon vorhandenen Lokalpatriotismus. Als sich westeuropäische Staatschefs vor einem Wiedererstarken des großdeutschen Nationalismus fürchteten, hatten sie diese Regionalverankerung sicher nicht vor Augen. Aber gerade diese »Heimatliebe« war in besonderer Weise ambivalent: Sie war geeignet, »den Bruch 1990 abzufedern – und bot zugleich ein kulturelles Reservoir, aus dem die Neue Rechte in den Folgejahren schöpfen konnte«.<sup>23</sup>

Der Westen oder zumindest Teile seiner Eliten glaubten sich hingegen in einem Zustand, in dem die Nation überwunden sei. Vor allem im liberalen und im linken Spektrum überwog das Urteil, dass Nationalis-

mus vor allem ausgrenze, Feindbilder stifte und damit eine übernationale Integration verhindere. Die Nation wurde damit bis zu Beginn der 1980er Jahre weitgehend als ein »störendes Auslaufmodell« charakterisiert.<sup>24</sup> Ihre Entsprechung fand diese Haltung in der Demoskopie: In europäisch angelegten Meinungsumfragen, die Franzosen, Briten, Belgier und auch Deutsche danach fragten, ob sie positiv auf ihre jeweilige Nationalangehörigkeit blickten, bildeten die deutschen Befragten regelmäßig das Schlusslicht.<sup>25</sup> In der Breite waren es vermutlich andere Formen, die nach der Abkehr von einem Fokus auf die deutsche Nation weiterhin und neuerdings integrierend wirkten: Statt nationaler Symbole und ethnischer Rückbezüge waren dies Gemeinsamkeiten mit Blick auf den Sozial- und Steuerstaat, geteilte Sicherheitsbedürfnisse, eine kollektive Vorstellung von der Gestaltung des Gemeinwesens und vieles mehr.

Mit der Wiedervereinigung erwies sich diese Konstellation rasch als vorläufig: Nicht allein das Zusammengehen der beiden deutschen Teilstaaten, sondern auch die neuen internationalen Entwicklungen, in denen die Bundesrepublik von den politischen Partnern immer öfter zu einer aktiveren Rolle aufgefordert wurde, und Großevents wie die Fußball-WM von 2006 machten das Bekenntnis zu Deutschland wieder selbstverständlicher. »Deutschsein« war zuvor für viele Menschen entweder eine unmarkierte und damit als »natürlich« empfundene Kategorie gewesen oder wegen der historischen Belastung als negativ gedacht worden. Mit 1989/90 aber veränderten sich die Vorzeichen dieser Kategorie: »Deutschsein« wurde jetzt als Einheitsressource mobilisiert. Jetzt sollte zusammenwachsen, was zusammengehört – so das vielfach wiederholte Diktum des Altbundeskanzlers Willy Brandt, welches die nationale Komponente ganz in den Vordergrund stellte.



*Nationale Symbolik im Alltagsgebrauch. Ein Kleingärtner in Brandenburg an der Havel hisst die deutsche Nationalflagge (August 2010). Quelle: Gordon Welters / laif.*

Im Wiedervereinigungsgeschehen gesellte sich zum euphorischen Jubel darüber, dass Deutschland nun endlich vereinigt sei, die zeitgleich einsetzende Klage darüber, dass zu wenig Zusammengehörigkeitsgefühl zu beobachten sei. Mit diesem Revival des Nationalen war dann der Anspruch auf »innere Einheit« und – oft in einem Atemzug genannt – »gleichwertige Lebensverhältnisse« eng verbunden. Seit 1997 erstattete der »Ostbeauftragte« zunächst jährlich Bericht über den Stand dieses Prozesses und gab auch zahlreiche andere Untersuchungen in Auftrag, die dieser Frage nachgingen.<sup>26</sup> Bei der Verengung des Maßstabs auf Einheit und Einheitlichkeit gerieten modernere, stärker auf Diversität abzielende Konzepte von Nation, wie sie etwa im Verfassungspatriotismus angelegt sind, ins Hintertreffen.

Beiden Vorstellungen lag letztlich ein essentialistischer Begriff der Nation zugrunde, der sich bald fast selbstverständlich eingestellt und weit verbreitet hatte. Damit war die Grundlage für eine ganze Reihe von »Differenzdiskursen« (Irene Götz) geschaffen, die sich zunächst einmal zwischen Ost und West entspannen. Neben die vielen regionalen, landsmannschaftlichen, religiösen und anders begründeten Unterschiede in Deutschland trat der politisch hoch aufgeladene Ost-West-Gegensatz. Die bereits beschriebene Stilisierung des »Ossis« fand hier ihren Ursprung.<sup>27</sup>

Im Wiedervereinigungsgeschehen selbst entwickelte die Vorstellung von der Nation eine besondere Virulenz: In der untergehenden DDR sah man die Nation als Verheißung, als Eintrittskarte in das wiedervereinigte Deutschland. Im Unterschied zu anderen ehemaligen Ostblockstaaten konnte die Demonstrationsbewegung mit der nationalen Karte (»Wir sind ein Volk«) nicht nur gegenüber den SED-Herrschenden ihren Protest gegen die Teilung anmelden, sondern zugleich

26 Eine Liste der Publikationen findet sich auf den Seiten des Beauftragten der Bundesregierung für die neuen Bundesländer: [https://www.beauftragter-neue-laender.de/SiteGlobals/BNL/Forms/Listen/Publikationen/Publikationen\\_Formular.html?oneOfTheseWords=-Suchbegriff+eingeben](https://www.beauftragter-neue-laender.de/SiteGlobals/BNL/Forms/Listen/Publikationen/Publikationen_Formular.html?oneOfTheseWords=-Suchbegriff+eingeben) [7.1.2021].

27 Weiter dazu Großbölting, Wiedervereinigungsgesellschaft, S. 172–193.

28 Rede des Bundeskanzlers auf der Kundgebung vor der Frauenkirche in Dresden, in: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung (Hrsg.), Bulletin 150–89, 22. Dezember 1989.

29 Ulrich Herbert, Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert, München 2014, S. 1118.

auch einen historisch verbürgten Anspruch auf Einheit und Teilhabe am westdeutschen Wohlstand formulieren. Die Nation war der Faktor, der den Osten mit dem Westen am stärksten verband. »Bürger zweiter Klasse« zu sein, ein Empfinden, das in den vergangenen Jahren immer mehr Menschen in den neuen Ländern äußerten – dagegen schützte am besten die nationale Verbundenheit. So fühlten nicht alle Menschen in den neuen Ländern, wohl aber mehr als im Westen.

Von der Westseite wurde dabei manche nationale Illusion zusätzlich genährt, wenn zum Beispiel das altbundesrepublikanische Wirtschaftswunder Pate für das Versprechen von »blühenden Landschaften« stand. In der Leipziger Montagsdemo hatte sich der Slogan »Wir sind das Volk« schon Monate zuvor zu »Wir sind ein Volk« gewandelt. Der amtierende Kanzler nahm diese Stimmung auf und heizte sie an. Man müsse mit Augenmaß vorgehen, sprach Helmut Kohl in seiner Dresdner Rede vom 19. Dezember 1989 und verwies doch explizit darauf, was sein Ziel blieb: »die Einheit unserer Nation«, so der Kanzler wörtlich.<sup>28</sup> »Wer die D-Mark und die Einheit wollte, wählte Helmut Kohl.«<sup>29</sup> Das war der Trumpf, mit dem die CDU 1990 in die Märzwahl zog – und haushoch gewann. Dagegen hatten Dritte-Weg-Konzepte der Oppositionsbewegung oder des Runden Tisches keine Chance.

Aus der Westperspektive konnte und wollte man das damit angelegte Zusammengehen der beiden deutschen Teilstaaten nicht verweigern. Warum auch? Für die Westdeutschen war die Nation vor allem eine Vorstellung, mit der sich am Status quo der alten Bundesrepublik festhalten ließ. Da das Ende der SED-Diktatur vor allem aus dem Blickwinkel des Siegers wahrgenommen wurde, fiel dies leicht: Der altbundesrepublikanische Weg mit seiner strikten Westbindung, seiner parlamentarischen Demokratie, der marktwirtschaftlich-kapitalistischen Wirtschaftsordnung inklusive der extensiven Konsumorientierung hatte sich in allen Belangen als überlegen erwiesen – und war jetzt die Blaupause für den Weg des vereinten Deutschlands. »Nation« war in dieser Konzeption anders gefüllt als in der ostdeutschen Variante des Begriffs – und tendenziell hegemonial ausgerichtet gegenüber jeglicher Alternative.

Wäre es einfacher gewesen, wenn Ostdeutsche und Westdeutsche sich nicht als »Deutsche« begegnet wären? 1992 forderte der Soziologe Claus Leggewie eine Pause und eine Entlastung in Sachen Wiedervereinigung und

30 Zitiert nach Christoph Kleßmann, »Deutschland einig Vaterland? Politische und gesellschaftliche Verwerfungen im Prozess der deutschen Vereinigung, in: Zeit-historische Forschungen 6 (2009) H. 1, S. 102.

31 Ferda Ataman, »Wir mussten uns noch weiter hinten anstellen«, 27.12.2009, <https://www.tagesspiegel.de/berlin/tuerken-nach-der-wende-wir-mussten-uns-noch-weiter-hinten-anstellen/1654246.html> [14.1.2022].

32 Vgl. die auf 16 Tiefeninterviews basierenden Schilderungen bei Nevim Cil, Topographie des Außenseiters. Türkische Generationen und der deutsch-deutsche Wiedervereinigungsprozess, Berlin 2007. Vgl. auch das Coverbild von Jan Motte / Rainer Ohliger (Hrsg.), Geschichte und Gedächtnis in der Einwanderungsgesellschaft. Migration zwischen historischer Rekonstruktion und Erinnerungspolitik, Essen 2004.

33 Ataman, »Wir mussten ...«.

34 Özlem Topcu, »Es geht auch uns an«, 5.11.2009, <https://www.zeit.de/2009/46/Buecher-machen-Politik-Aussenseiter> [24.1.2021].

regte dabei dieses Gedankenspiel an: »Es klingt paradox: Wenn Ost- und Westdeutsche sich als Ausländer betrachten könnten, würde es mit der Vereinigung im Alltag der Gesellschaft schneller voran gehen und sich rascher ein mäßiges Nationalgefühl einstellen.«<sup>30</sup> Im Binnenverhältnis hätten sich die Erwartungen in realistischeren Bahnen bewegt, wenn von Beginn an stärker akzeptiert gewesen wäre, dass eben nicht lediglich Deutsche zu Deutschen kamen, und wenn der gemeinsamen Nationalität nicht die Rolle eines Wundermittels zugedacht worden wäre, welches 40 Jahre Trennung in ihren Wirkungen neutralisierten sollte. Stattdessen galt es, zwei Gesellschaften zusammenzufügen, deren Zusammenwachsen nicht voraussetzungslos war, sondern neben allen Chancen auch große Herausforderungen und Schwierigkeiten mit sich brachte.

Stellt man die Frage, ob es einfacher gewesen wäre, wenn sich Ost- und Westdeutsche nicht als Angehörige einer Nation begegnet wären, aus der Perspektive nichtdeutscher Menschen, dann ist sie eindeutig zu bejahen. Kritisch lässt sich die Entwicklung des Nationenkonzepts in der Wiedervereinigung als eine hegemoniale Identitätspolitik beschreiben, die in einer Zeit der Transformation darauf zielte, die bestehenden Gesellschafts- und Machtverhältnisse vor allem von westdeutscher Seite aus zu sichern. Die negative Seite dieser nationalen Identitätspolitik war eine verstärkte Ausgrenzung derjenigen Menschen, die nicht als Angehörige dieser wieder stark ethnisch-kulturell gedachten Nation galten. Die Jahre 1989/90 brachten mit der friedlichen Revolution und der Wiedervereinigung eine Hochphase nationaler Empfindungen – und stellten zugleich so manchen Integrationschritt der Jahre zuvor wieder infrage. In diesem Prozess war rassistische Gewalt (z. B. in Mölln oder Rostock) ein herausstechendes, aber gewiss nicht das einzige Phä-



nomen, wie sich am Beispiel Berlins entwickeln lässt. Im Westteil der Stadt hatten viele Mitglieder der türkischen Community den Mauerfall und die Geschehnisse danach aus unmittelbarer Nähe erlebt. Viele von ihnen wohnten in den bis 1989 als nicht attraktiv geltenden Kiezen direkt an der deutsch-deutschen Grenze. Auf dem Obst- und Gemüsemarkt am Kreuzberger Maybachufer, so heißt es, wurden in den Tagen danach DDR-Bürgerinnen und -Bürger von den dort tätigen türkischstämmigen Verkäufern und Kundinnen beschenkt und umarmt. »Wir sind ein Volk, hayrola [endlich]!«<sup>31</sup> Lange hielt sich diese Stimmung laut der wenigen vorliegenden Zeugnisse nicht. Während West- und Ostdeutsche nach Gemeinsamkeiten in Geschichte und Mentalität suchten, wurden die Grenzen zwischen dem »Wir« und den »Anderen« neu definiert. Viele in Berlin lebende Türkinnen und Türken beispielsweise fühlten sich infolgedessen wieder stärker separiert und reklamierten für sich im Sinne einer modernen *Demos*-Konzeption »Wir sind auch das Volk«.<sup>32</sup>

»Wir mussten uns noch weiter hinten anstellen«, so berichteten zehn Jahre nach dem Mauerfall Teilnehmende eines deutsch-türkischen Berliner Gesprächskreises.<sup>33</sup> In der türkischen Community stieg die Arbeitslosigkeit von 11 Prozent im Jahr 1989 auf 20 Prozent zwei Jahre später. Viele Industriearbeitsplätze in der vormals geteilten Stadt Berlin wurden jetzt ins Umland verlegt, da sich dort preiswerter produzieren ließ. »Die Mauer war uns auf den Kopf gefallen«, so lässt sich einer der türkischen Zeitgenossen zitieren.<sup>34</sup>

Für viele Vertragsarbeiterinnen und Vertragsarbeiter, die die größte Gruppe von Nichtdeutschen in der DDR stellten, brach die Grundlage der bisherigen Existenz in der DDR weg. Von der DDR-Regierung als Arbeitskräfte angeworben, waren die Menschen aus Vietnam, Mosambik und anderen Ländern in der Gesellschaft der DDR zwar weitgehend isoliert geblieben, aber doch über den Betrieb, den Wohnheimplatz und



*Buchcover mit Szene einer Demonstration gegen das neue Ausländergesetz vor der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche in Berlin 1990. Quelle: Klartext Verlag, Foto: Andreas Schoelzel.*



35 Vgl. Marianne Krüger-Potratz u. a.,  
Anderssein gab es nicht. Ausländer  
und Minderheiten in der DDR,  
Münster 1991, S. 27.

36 Vgl. Ulrich Herbert, Ausländer-  
politik in Deutschland, München  
2001, S. 296.

37 Christian Striefler / Wolfgang  
Templin (Hrsg.), Von der Wieder-  
kehr des Sozialismus. Die andere  
Seite der Wiedervereinigung,  
Berlin 1996.

38 Vgl. die Hinweise bei Gunhild  
Korfes, Biographien rechtsex-  
tremere Jugendlicher in der DDR,  
in: Wolfram Fischer-Rosenthal /  
Peter Alheit (Hrsg.), Biographien  
in Deutschland, Wiesbaden 1995,  
S. 284 – 294.

39 Lindenberger, Wahrheitsregime,  
S. 89; Frei u. a., Zur rechten Zeit.

40 Vgl. Kai Arzheimer, Das Wahl-  
verhalten. Besonderheiten in Ost-  
deutschland als Modell künftiger  
gesamtdeutscher Entwicklungen,  
in: Hannes Bahrmann / Christoph  
Links (Hrsg.), Am Ziel vorbei. Die  
deutsche Einheit – Eine Zwischen-  
bilanz, Berlin 2005, S. 64.

andere Strukturen eingebunden gewesen. Streng diszipliniert und kontrolliert waren sie zugleich rechtlich und sozial höchst prekären Verhältnissen ausgesetzt. Für die Mehrzahl der etwa 190 000 in Ostdeutschland lebenden ausländischen Menschen fiel dieses unsichere Arrangement mit dem Zusammenbruch der DDR weg.<sup>35</sup> Allein die 40 000 mit Deutschen verheirateten Frauen und Männer verfügten über einen gesicherten Aufenthaltsstatus.<sup>36</sup>

Die Verschiebung im Nationenverständnis von einer unmarkierten oder negativen zu einer stärker positiven Kategorie hat Weiterungen bis hin zum in der zweiten Hälfte der 2010er Jahre stärker aufkommenden Rechtspopulismus und dem damit zusammenhängenden Rechtsradikalismus. Ein Beispiel mag das illustrieren: Die sächsische CDU setzte Mitte der 1990er Jahre offensiv auf eine Sachsenidentität, die Konservatismus, christliche Wurzeln und regionale Zugehörigkeit miteinander verband.<sup>37</sup> Bei aller konstruktiven Energie, die mit diesen Selbstzuschreibungen geweckt worden sein mag, leistete sie damit auch einem Regionalchauvinismus Vorschub, demgegenüber alles Fremde potenziell abfiel. Dabei kehrte die Mehrheitsgesellschaft nicht einfach zu alten Formen des Nationalismus zurück, wie sich am Beispiel der Zuwanderung von Geflüchteten seit 2015 zeigen lässt. Die nationale Ab- und Ausgrenzung von Anderen artikuliert sich im Osten verstärkt auch als soziale Frage. Vorbehalte und Hass gegen Ausländerinnen und Ausländer wurden nicht zuletzt durch die bange Frage motiviert, ob die Einheimischen denn nicht zu kurz kämen, wenn den Geflüchteten Hilfe geleistet würde. Diese Vorbehalte gab es im Westen wie im Osten, sie artikulierten sich aber im Osten stärker, war doch dort die Erfahrung des Aufbruchs in die entgrenzte Gesellschaft noch stark präsent.

Hinzu kommt eine weitere Entwicklung, die bislang nur im Ansatz untersucht ist: Befeuert von einer Reihe rechter und rechtsradikaler Politikunternehmer und -hasardeure aus dem Westen haben sich zwischen Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen viel stärkere Strukturen des Rechtspopulismus etabliert, als sie in der alten Bundesrepublik zu beobachten waren und sind. Zunächst gab es eine direkte personelle und organisatorische Verbindung von einer bereits in der DDR existierenden rechtsradikalen Szene zu den rechtspopulistischen, rechtsradikalen und rechtsextremen Parteien und Organisationen der 1990er Jahre, die sich aber vor allem westlichen Interventionen verdankte. Mehr als in den ersten Jahren nach der Vereinigung ist heute bekannt, dass rechtsextreme Kreise aus Westdeutschland ganz gezielt mit dem Aufbau von Strukturen und Netzwerken in Ostdeutschland unmittelbar 1990 begonnen hatten und dabei breit auch aus einer rechten Skinheadszenen rekrutierten, die sich bereits in der DDR entwickelt hatte.<sup>38</sup> Schon auf den Montagsdemonstrationen beispielsweise mischten westdeutsche NPD-Funktionäre mit und hofften darauf, in der Stunde nationaler Begeisterung ihre Themen setzen zu können. »Kaum etwas von dem, was tatsächlich noch zusammengehören mochte, wuchs so schnell zusammen wie die nazistischen und rassistischen Systemoppositionen und Subkulturen und konnte nun im Osten Deutschlands weitgehend unbehelligt in der Mehrheitsgesellschaft Wurzeln schlagen.«<sup>39</sup>

Diese Organisationserfolge der radikalen Rechten dürfen aber über eines nicht hinwegtäuschen. Die Menschen im Osten hatten nach 1990 keine per se höhere Neigung zu rechten politischen Überzeugungen als die im Westen, wie eine Analyse von Landtags- und Bundestagswahlergebnissen der Jahre nach der Vereinigung zeigt: Während dieser Zeit waren in der Regel die Wahlergebnisse rechtsextremer Parteien im Westen auf der Landesebene sogar meist etwas höher als im Osten Deutschlands. Anteilig zu den Wahlberechtigten mobilisierten beispielsweise im Stadtstaat Hamburg bei den Bürgerschaftswahlen von 1993 und 1997 DVU und Republikaner annähernd genauso viele Wähler wie die DVU in Sachsen-Anhalt 1998. Allerdings blieb wegen unterbliebener Absprachen innerhalb der beiden Parteien der parlamentarische Erfolg aus und die beiden Rechtsausleger scheiterten jeweils an der Sperrklausel.<sup>40</sup> Auch in Baden-Württemberg und in Schleswig-Holstein konnten insbesondere Die Republikaner über mehrere Jahre für sich stärker mobilisieren, als es im Osten gelang.

Auf der Bundesebene gab es eine stärkere ostdeutsche Präferenz für rechte Parteien erst seit 1998, nicht vorher: Die rechtsextreme NPD kam Anfang der 1990er Jahre in den neuen Ländern nicht über 0,3 Prozent hinaus, entschied sich daher, 1994 auf eine Wahlteilnahme zu verzichten, und begründete diesen Schritt unter anderem damit, besondere Probleme in den neuen Ländern zu haben. Bei den Wahlen zwischen 1990 und 1994 erzielten alle rechten Parteien zusammen in keiner einzigen Gemeinde Sachsens mehr als fünf Prozent.<sup>41</sup> Es steht zu vermuten, dass die Altrechten aus der Bundesrepublik die Szene von rechtsradikalen Skinheads und Fußballfans kaum erreichten.

Erst ab 2005 punkteten rechte Parteien wieder stärker, zu einer politisch nicht mehr zu ignorierenden Größe wuchs der Wähleranteil rechts von der CDU jedoch erst mit dem Aufstieg der AfD, die von Beginn an nationalliberale, nationalkonservative und immer stärker auch rechtspopulistische Tendenzen in sich vereinte und deren Protestthemen im Osten besonders verfangen. Festzuhalten bleibt aber zunächst, dass es keine bruchlose Kontinuität von Zustimmung zu rechter Politik im Osten Deutschlands seit 1989 gab.

Vieles deutet stattdessen darauf hin, dass die Aktivitäten der AfD und ihres Vorfeldes wie Pegida und andere rechtspopulistische Bewegungen deswegen im Osten auf besondere Resonanz stießen und stoßen, weil die Erfahrungen der Verunsicherung der 1990er Jahre weiterhin präsent sind: Wer vor 30 Jahren erlebte, dass die ihm bekannte Welt, die damit verbundene politische, soziale und ökonomische Ordnung samt seiner eigenen wirtschaftlichen und sozialen Sicherheit innerhalb kürzester Zeit kippen kann, der ist tendenziell gesellschaftlichem Wandel gegenüber wenig aufgeschlossen.<sup>42</sup> Der Reflex gegenüber neuer Veränderung ist dann der der Abwehr und des Abschlusses nach innen.

41 Julius Tröger u. a., Es war nicht immer der Osten – Wo Deutschland rechts wählt, 23.1.2017, <https://interaktiv.morgenpost.de/wo-deutschland-rechts-waehlt> [6.1.2021].

42 Vgl. die Hinweise dazu bei Steffen Mau, Lütten Klein, S. 143–145; 235–237.

43 Włodzimierz Borodziej / Stanislaw Holubec / Joachim von Puttkamer (Hrsg.), From Revolution to Uncertainty. The Year 1990 in Central and Eastern Europe, London 2019.

Der Wunsch nach einer homogenen Gemeinschaft und vielfältige Resentiments gegenüber denjenigen, die diesen infrage stellen – das sind Einstellungen, die auch in vielen weiteren postsozialistischen Gesellschaften Osteuropas zu finden sind.<sup>43</sup> Diese Gesellschaften eint, dass sie einem rapiden Wandel und dem damit empfundenen Sicherheitsverlust ausgesetzt waren.

All diese Hinweise lassen auf eines schließen: Auch wenn ausländerefeindliche Gewalt, Rechtsradikalismus und eine neu aufgekommene Begeisterung für das Denken in nationalen Kategorien deutlich voneinander zu scheiden sind, gibt es doch einen Zusammenhang. Die Gewalttaten von Hoyerswerda und der Mordanschlag von Mölln liegen nicht nur zeitlich eng bei der Wiedervereinigung, sondern weisen auch ideell einen engeren Zusammenhang zu ihr auf, als wir das bislang wahrhaben wollen. Die tendenziell exklusiven und exkludierenden Nationenkonzepte heute sind getragen von dem Wunsch, Gemeinsamkeit zu stiften – tun dies aber durchweg in Abgrenzung zu anderen Gruppen. Mittels des Verweises auf eine historisch fundierte gemeinsame Herkunft und Abstammung, meist



*Tatort des Mordanschlags von Mölln am 23. November 1992, bei dem Yeliz Arslan (10) und Ayşe Yılmaz (14) sowie ihre Großmutter Bahide Arslan starben. Quelle: AP Photo/Christian Eggers.*

angereichert durch kulturelle und religiöse Momente, sollen Gemeinsamkeit und exklusive soziale Loyalitäten konstruiert werden, die ihrerseits als »natürlich« gegeben und daher nicht hinterfragbar erscheinen.<sup>44</sup> Stärker inklusive Konzepte nationaler Zusammengehörigkeit gilt es wohl erst einmal wiederzugewinnen.

»Was war das noch für 'ne Einigkeit, als wir geteilt noch waren«, so textete das Berliner Kabarettensembel Die Distel in einem seiner Programme bereits 1990. Ob sich die Autorinnen und Autoren im Klaren waren, wie lange ihr Sarkasmus aktuell bleiben würde? Die dreißig Jahre Wiedervereinigungsgesellschaft waren von einem kommunikativen Missmanagement insbesondere von politischer Seite gezeichnet, das die zahlreichen Veränderungsprozesse belastete und die damit verbundenen Zumutungen noch einmal verstärkte. Falsche Versprechungen, verhängnisvolle Typisierungen und Unaufrichtigkeiten beeinträchtigten die deutsch-deutsche Verständigung und tun dieses bis heute.

Zusätzlich befeuert wurden diese Schwierigkeiten von einer generellen Grundhaltung: »Die ›alte‹ Bundesrepublik und viele ihrer Bürger glaubten, die neue Bundesrepublik werde doch letztlich wieder und weiter die ›alte‹ Bundesrepublik sein, nur eben größer.«<sup>45</sup> Diese bundesrepublikanische Selbst-Sicherheit, die nicht von allen politischen Strömungen, wohl aber von der diskursprägenden Mehrheit getragen wurde, führte dann in den 1990er Jahren zur kommunikativen Blockade. Zugleich wurde diese Haltung noch übersteigert, wenn auf westdeutscher Seite der »Misserfolg der DDR« zum »Erfolg der BRD« verklärt wurde. Für die DDR-Geschichte blieb in der Erinnerung aus dieser Perspektive wenig Platz. Nicht einmal die friedliche Revolution erlangte so echte Bedeutung: Als »nachholende Revolution« ging sie über mehrere Etappen des

<sup>44</sup> Identitäten am Ende des 20. Jahrhunderts, Köln 2001, S. 20.

<sup>45</sup> Eckart Conze, Die Suche nach Sicherheit. Eine Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis in die Gegenwart, München 2009, S. 745.

Demokratielernens zuletzt im Status quo der alten Bundesrepublik auf. Was von der DDR blieb, ist eine in Schwarz und Weiß gehaltene Erinnerung an Opfer und Täter, an Unrecht und Scheitern und die damit verbundene verfehlte Überzeugung, dass dies die ganze Wahrheit sei.

- Prof. Dr. Thomas Großbölting ist Direktor der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) und Professor für Neuere Geschichte / Zeitgeschichte im Arbeitsbereich Deutsche Geschichte der Universität Hamburg.

# ZWISCHEN »ASKARI-RELIEFS« UND SPEICHERSTADT

Hamburg als Kolonialmetropole

«I can't breathe». Das waren die letzten vernehmbaren Worte George Floyds, der am 25. Mai 2020 in Minneapolis durch Weiße Polizeigewalt zu Tode kam, für die Ewigkeit überliefert durch ein Handyvideo. Er war nicht das erste Schwarze Opfer, nicht das einzige und auch nicht das letzte. Die Tatsache, dass es einen Film seines Todes gab, dokumentierte für die Nachwelt nicht nur seine Worte, sondern machte seinen Tod auch zum globalen Medienereignis. Und dieses gab einer Bewegung Auftrieb und globale Sichtbarkeit, die sich seit Jahren gegen strukturellen Rassismus einsetzte und unter dem Slogan »Black Lives Matter« dagegen mobilisierte.

Die Proteste der Black-Lives-Matter-Bewegung richteten sich bald auch gegen Symbole der rassistischen Unterdrückung wie beispielsweise Denkmäler für Generäle der Südstaatenarmee im US-amerikanischen Bürgerkrieg. Obwohl auch sie eine länger zurückreichende Geschichte besaßen, hatten die Erinnerungskämpfe während der Präsidentschaft Donald Trumps nochmals an Intensität gewonnen. Der Konflikt um die Denkmäler stand und steht dabei symbolisch für den Kampf darum, welche Vereinigten Staaten man möchte und wer dazugehören kann und darf.

In Europa verband sich Black Lives Matter inhalt-

1 Jürgen Zimmerer, Bismarck und der Kolonialismus, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 13 (2015), S. 33 – 38, <https://www.bpb.de/apuz/202989/bismarck-und-der-kolonialismus> [8.2.2021].

lich durchaus folgerichtig mit der Kritik an Kolonialismus und kolonialem Erbe, mit Bewegungen gegen kolonialverherrlichende Denkmäler, wie sie beispielsweise in Großbritannien unter dem Schlagwort »Rhodes must fall« firmierten. Nachdem im Frühjahr 2015 Studierende der Universität Kapstadt gegen die dortige Statue von Cecil Rhodes und gegen allgemeine Studienbedingungen protestiert hatten, waren die Kritik und das Schlagwort wenige Monate später von Angehörigen der Universität Oxford übernommen worden. Der Sturz der Statue Edward Colstons in Bristol – historisch einer der Akteure und Profiteure des transatlantischen Versklavungshandels – und deren Versenkung im dortigen Hafenbecken am 7. Juni 2020 wurden zum ikonischen Akt dieser Bewegung diesseits des Atlantiks. In Belgien richtete sich der Protest etwa gegen die vielen Denkmäler für König Leopold II. und in Frankreich etwa gegen Statuen von General Louis Faidherbe oder den Verfasser des »Code Noir«, Jean-Baptiste Colbert.

In Deutschland, wo seit der Jahrtausendwende Aktivist:innen auf koloniale Straßennamen und Statuen hingewiesen hatten, entflammte nun auch die Kritik an Otto von Bismarck, dem unzählige Denkmäler gewidmet sind, unter (post-)kolonialen Vorzeichen. Und damit geriet auch Hamburg, wo seit 2020 eines der (baulich) größten Denkmäler für den früheren Reichskanzler mit Millionenaufwand restauriert wird, – erneut – in den Fokus der Debatte um das koloniale Erbe. Bismarck war eben nicht nur der gewiefte preußische und deutsche Außenpolitiker, der die deutsche Einheit maßgeblich mit auf den Weg gebracht, oder der Innenpolitiker, der erste Schritte zu einer Sozialversicherung unternommen hat. Bismarck war auch der Reichskanzler, unter dem das Deutsche Reich zum Kolonialreich wurde und der als Gastgeber der Berliner Afrikakonferenz (1884/85) auch die Aufteilung Afrikas unter die europäischen Mächte mit zu verantworten hatte.<sup>1</sup>



*Das Bismarck-Denkmal im Alten Elbpark, Hamburg. Quelle: Privatfoto Kim Sebastian Todzi.*



- 2 Jürgen Zimmerer, Kolonialismus und kollektive Identität: Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, in: ders. (Hrsg.), Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Frankfurt a. M. 2013, S. 5 – 33, hier S. 5.
- 3 Vgl. Jürgen Kaube, Ein Schlag für wen?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.6.2021, <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/kolumbus-ohne-kopf-ein-schlag-fuer-wen-16823454.html?GPEC=s38&premium=0xb8d522c70e51f60b7f894ba1bd47ff4> [8.2.2021]; Zu Kaube auch: Denkmalsturz: Symbolpolitik oder Notwendigkeit? Interview mit Jürgen Kaube und Prof. Dr. Jürgen Zimmerer, 23.7.2020, <https://www.ndr.de/kultur/Denkmalsturz-Symbolpolitik-oder-Notwendigkeit,deutsche-geschichte100.html> [8.2.2021]; Theo Sommer, Geschichte lässt sich nicht ungeschehen machen, in: Zeit Online, 14.7.2020, <https://www.zeit.de/politik/2020-07/kolonialismus-deutschland-geschichte-bismarck-denkmal-rassismus-black-lives-matter> [8.2.2021]. Zur Replik: Jürgen Zimmerer, Kein Denkmal ist für die Ewigkeit, in: Zeit Online, 4.9.2020, <https://www.zeit.de/politik/2020-09/kolonialismus-theo-sommer-rassismus-debatten-denkmaeler>. Matthias Iken, Denkmäler sind zum Denken da, in: Hamburger Abendblatt, 13.7.2020, <https://www.abendblatt.de/meinung/article229543924/Bismarck-Denkmal-Hamburg-St-Pauli-Abreißen-Kolonialismus-Rassismus-Bildersturm-Debatte-Abendblatt-Matthias-Iken-Kommentar-Che-Guevara.html> [8.2.2021].

Mit Otto von Bismarck geriet eine historische Person in den Fokus der Diskussion um Deutschlands koloniales Erbe, die die meisten bis dahin nicht in diesem Kontext verortet hatten und deren historischen Platz im Kolonialismus nun auch viele bestritten. Die Auseinandersetzung ist deshalb zum einen Beleg für die der deutschen Gesellschaft attestierte koloniale Amnesie,<sup>2</sup> zum anderen verließ die postkoloniale Debatte mit dem Streit um Bismarck die mediale Nische. Mit Bismarck sahen viele eine – offenbar immer noch so verstandene – nationale Ikone angegriffen, die sie in Schutz nehmen zu müssen glaubten. Die (post-)koloniale Debatte erreichte damit die nationale. Zu sehen ist das etwa daran, dass nun nicht mehr nur Vertreter:innen des Feuilletons die Causa kommentierten.<sup>3</sup> Wie sonst nur im Streit um den kolonialen Kern des Berliner Humboldt Forums hinter der wiederaufgebauten Fassade des Hohenzollern-Stadtschlusses stand plötzlich nicht lediglich die Bereitschaft der deutschen Gesellschaft zur (selbst-)kritischen Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte im Blickpunkt, sondern auch ein Identitätskern der Berliner Republik: der Rückbezug auf ein idealisiertes Preußen, ein idealisiertes Kaiserreich, eine idealisierte Nation vor der Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts. Die Kritik an Bismarck – und deren Abwehr – mobilisierte dabei einen deutlich breiteren Teil der Gesellschaft, als es die Debatte um das koloniale Erbe je tat, in Hamburg und über die Grenzen der Stadt hinaus. Die Person Bismarck war und ist als Erinnerungsort eben unzweifelhaft von überregionaler, ja globaler Bedeutung.

Die Debatte um das koloniale Erbe Bismarcks setzte damit auch einen geographischen Kontrapunkt zur Debatte um das Berliner Stadtschloss und das Humboldt Forum, indem sie mit Hamburg auf die zweite deutsche Kolonialmetropole verwies. Steht Berlin für

das politische Zentrum des deutschen Kolonialreiches, repräsentiert Hamburg durch seinen Hafen Wirtschaft und Migration. Es steht damit auch für die die Zeit des formalen deutschen Kolonialreichs überschreitenden Dimensionen der Kolonialgeschichte, für die koloniale Globalisierung in ihrer Gänze. Der preußische Reichskanzler, dem Hamburger Kaufleute ein Denkmal setzten, weil er ihren (wirtschaftlichen) Interessen im In- und Ausland diente, ist hier die verbindende Klammer.

Für Hamburg bedeutet der Streit um das Bismarck-Denkmal am Hafen das Wiederauflammen einer langjährigen Diskussion um das koloniale Erbe der Stadt. Die darüber geführte Auseinandersetzung hatte die Hansestadt seit der Jahrtausendwende zum Zentrum der (post-)kolonialen Debatte in Deutschland gemacht und auch dazu geführt, dass sich Hamburg 2014 als erste europäische Stadt selbst zur Aufarbeitung seines kolonialen Erbes und zur Erarbeitung eines gesamtstädtischen Erinnerungskonzepts verpflichtete. Dazu wurde die Anschubfinanzierung für eine »Forschungsstelle Hamburgs (post-)koloniales Erbe / Hamburg und die (frühe) Globalisierung« bereitgestellt,<sup>4</sup> um die Grundlagen der kolonialen Verstrickungen der Stadt historisch herauszuarbeiten und damit die wissenschaftliche Grundlage für jede weitere Debatte zu legen, während Politik und Zivilgesellschaft ein gesamtstädtisches Erinnerungskonzept zu erarbeiten begannen. Der Streit um Bismarck als postkolonialem Erinnerungsort ist ein Beleg auch dafür, dass innerhalb der Stadtgesellschaft noch kein Konsens darüber erreicht wurde, welche Rolle die Stadt im Kolonialismus und der Kolonialismus in der Stadt spielte, und wie damit umzugehen sei.

Das Bismarck-Denkmal war aber nicht der einzige Erinnerungsort, der in den letzten Monaten für Schlagzeilen sorgte. Im Mai 2020 wurde auch der Abschluss der Restaurationsarbeiten an der Viermastbark »Peking« vermeldet, zentrales Ausstellungsstück des in Planung befindlichen Deutschen Hafenumseums.<sup>5</sup> Kann man den Rummel um die »Peking« noch als unkritisch in der Tradition einer gewissen Hafen- und Seefahrtsnostalgie stehend abtun, traf es den Tierpark Hagenbeck ungleich härter. Wegen der

Zur Replik: Jürgen Zimmerer, Wir müssen die Denkmäler entheroisieren, in: Hamburger Abendblatt, 13.8.2020, <https://www.abendblatt.de/meinung/article230158774/Wir-muessen-die-Denkmaeler-entheroisieren.html> [9.2.2021].

4 Siehe online unter <https://kolonialismus.blogs.uni-hamburg.de/> [11.2.2021].

5 Viermaster »Peking« ist fertig restauriert, 15.05.2020, <https://www.ndr.de/nachrichten/hamburg/Viermaster-Peking-ist-fertig-restauriert,peking1738.html> [8.2.2021]. Vgl. Christoph Strupp, Im Bann des Authentischen? Historische Schiffe und maritime Museen in Hamburg, in: *Zeitschichte in Hamburg 2019 (2020)*, S. 18 – 39, zur »Peking« besonders S. 32 und 38.

JÜRGEN ZIMMERER

■ ZWISCHEN »ASKARI-RELIEFS«  
UND SPEICHERSTADT

- 6 Tagesthemen vom 20.7.2020, <https://www.tagesschau.de/multimedia/sendung/tt-7649.html> (ab 23:25) [8.2.2021].
- 7 Vgl. Florian Zinnecker, Auf Expedition ins Archiv, in: Zeit Online, 18.9.2018, <https://www.zeit.de/2018/38/museum-voelkerkunde-rothenbaum-umbenennung-hamburg> [9.2.2021].
- 8 Vgl. Hendrik Tieke, Universitäts-  
werdung in vier Akten. Vierter  
Akt: das Kolonialinstitut,  
15.4.2020, <https://www.uni-hamburg.de/newsroom/19neunzehn/2020/0415-universitaetswerdung-teil-4.html> [9.2.2021]. Vgl. dazu auch Jürgen Zimmerer, Geld, Geist und Wissenschaft. Die kolonialen Fundamente der Hamburger Universität, in: Rainer Nicolayen / Eckart Krause / Gunnar B. Zimmermann (Hrsg.), 100 Jahre Universität Hamburg. Studien zur Hamburger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte in vier Bänden. Band 1. Allgemeine Aspekte und Entwicklungen, Göttingen 2020, S. 33 – 55.



Gedenktafel in der Hauptkirche St. Michaelis Hamburg mit provisorischer Kontextualisierung. Quelle: Privatfoto Kim Sebastian Todzi.

»Völkerschauen«, die dort zwischen 1874 und 1932 stattfanden und die seinen Ruf mitbegründeten, stand er seit Jahren in der Kritik. Im Zuge der Black-Lives-Matter-Proteste interessierte sich die ARD für den Vorwurf mangelnder Aufarbeitung und berichtete darüber in den »Tagesthemen« vom 20. Juli 2020.<sup>6</sup> In die Reihe weithin sichtbarer (post-)kolonialer Erinnerungsorte gehört aber auch das 2018 in Museum am Rothenbaum Kulturen und Künste der Welt (MARKK) umbenannte ehemalige Museum für Völkerkunde Hamburg, welches immer wieder in einschlägigen Kontexten genannt wird.<sup>7</sup> Und als die Universität Hamburg 2019

ihr 100. Gründungsjubiläum feierte, fiel der Blick unweigerlich auch auf das Deutsche Kolonialinstitut, das zu ihren Vorläufern gehörte.<sup>8</sup>

Sie alle sind koloniale Erinnerungsorte, auch wenn man bei ihnen nicht nur, nicht vordergründig oder zum Teil überhaupt nicht (mehr) einen Bezug zum Kolonialismus und zum kolonialen Erbe vermutet. Die koloniale Geschichte ist dennoch in sie und/oder ihren jeweiligen Entstehungskontext eingeschrieben, auch wenn das nicht so offensichtlich ist wie bei der Wissmann-Statue, die bis 1968 vor dem Hauptgebäude der Universität stand, dem Deutsch-Ostafrika-Kriegerdenkmal, kurz »Askari-Reliefs«, in Wandsbek-Jenfeld oder auch der Gedenktafel an die Gefallenen der deutschen Kolonialkriege in China und Deutsch-Südwestafrika in Hamburgs Hauptkirche St. Michaelis, wo der koloniale Kontext unmittelbar erkennbar ist. Hamburg besitzt eine Vielzahl von Orten dieser Art, ja die Stadt ist als die Kolonialmetropole Deutschlands in ihrer Gesamtheit ein solcher Erinnerungsort.

Den Erinnerungsorten im Erinnerungsort nachzuspüren, die zugrunde liegende Geschichte zu rekonstruieren, dazu bedarf es neben historisch-archivalischer Grundlagenforschung auch einer Erweiterung des Begriffs »Erinnerungsort«. Postkoloniale Forschung, auch postkoloniale Stadtforschung, ist immer auch Forschung zu Erinnerungsorten, zu den sichtbaren wie den verdeckten. Sie ist aber auch eine Sozial-, Politik-, Wirtschafts-, Wissenschafts- und Kulturgeschichte. Denn das, wofür die Erinnerungsorte stehen, umfasst alle diese Bereiche und Systeme. Das Projekt »Kolonialmetropole Hamburg« versucht beides, Geschichte der kolonialen Globalisierung zu sein und erinnerungsgeschichtliche Kartierung in einer sich globalisierenden Welt.

## Stadt und (koloniale) Globalisierung

Werden Historiker:innen dereinst auf das 20. (und beginnende 21.) Jahrhundert zurückblicken und versuchen, das vergangene Säkulum auf einen Begriff zu bringen, so wird Kolonialismus einer dieser zentralen Begriffe sein. Denn mit dem 20. Jahrhundert kam zum Höhepunkt und zum (vorläufigen) Abschluss, was sechshundert Jahre zuvor mit dem Ausgreifen von Portugiesen und Spaniern eingeleitet worden war: die allmähliche Unter-

werfung weiter Teile der Welt unter europäische Herrschaft und die immer intensivere Vernetzung unterschiedlichster Regionen bis hin zur weitgehenden Globalisierung im 21. Jahrhundert.

Das 20. Jahrhundert sah dabei sowohl den Höhepunkt der europäischen Kolonialherrschaft kurz nach dem Ersten Weltkrieg wie auch die Auflösung formaler kolonialer Strukturen nach dem Zweiten, als die allermeisten ehemaligen Kolonien innerhalb von nur zwei Dekaden ihre politische Unabhängigkeit erlangten. Ein zweiter Dekolonisierungsschub folgte Ende der 1980er / Anfang der 1990er Jahre, als nicht nur die DDR und andere Satellitenstaaten aus dem »Ostblock« ausbrachen, sondern auch die Zentralmacht Sowjetunion selbst sich auflöste.

Seit der Jahrtausendwende setzt sich zunehmend der Begriff der Globalisierung durch, um die tektonischen Verschiebungen seit dem Ende des Kalten Krieges zu benennen. Als Bezeichnung alleine für die Gegenwart ist der Begriff allerdings irreführend. Globalisierung als Prozess, und darum handelt es sich, ist keineswegs ein nur gegenwärtiges, ein geschichtsloses Phänomen. Dieser Prozess ruht auf kolonialen Fundamenten. Ob die ehemaligen Zentren der Weltwirtschaft und -politik oder ihre Herausforderer China, Indien, Brasilien etc., sie alle wurden durch den Kolonialismus wesentlich geprägt.

Statt von Globalisierung als präsentistischem Phänomen zu sprechen, ist es historisch angemessener, zwei Phasen zu unterscheiden: die koloniale Globalisierung mit ihrer stetigen Erweiterung europäischer Einfluss- und Machtzonen bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts; und seitdem die postkoloniale Globalisierung mit einer sukzessiven Dezentrierung Europas und zunehmend auch seines siedlerkolonialen Ablegers in Nordamerika.

9 Siehe dazu auch die durch die Forschungsstelle »Hamburgs (post-)koloniales Erbe« im Sommersemester 2016 organisierte Vorlesungsreihe »Hamburg: Deutsches Tor zur kolonialen Welt«, <https://lecture2go.uni-hamburg.de/12go/-/get/1/4702> [8.2.2021].

10 Pionierstudien dazu veröffentlichte Möhle: Heiko Möhle (Hrsg.), *Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche*, Hamburg 1999. Viele Hamburger Erinnerungsorte finden sich bei Zimmerer: Zimmerer (Hrsg.), *Kein Platz. Das existierende Wissen wird zusammengefasst* in ders. / Kim Sebastian Todzi (Hrsg.), *Hamburg: Tor zur kolonialen Welt. Erinnerungsorte der (post-)kolonialen Globalisierung*, Göttingen 2021 (in Vorb.).

In all diese Prozesse ist eine Hafenstadt wie Hamburg schon auf Grund ihrer geographischen Lage und ökonomischen Struktur involviert. Nichts anderes meint die in Hamburg gerne benutzte Selbstbeschreibung als »Tor zur Welt«, denn diese Welt war bis in die letzten Dekaden des 20. Jahrhunderts eine koloniale. Sie bestand aus Kolonialmächten, Kolonien und Staaten, die ihren Ursprung dem Kolonialismus verdankten bzw. von diesem in ihrem Übergang in die globalisierte Gegenwart geprägt waren. Das »Tor zur Welt«, das Hamburg darstellte, war ein »Tor zur kolonialen Welt«.<sup>9</sup>

Eine umfassende postkoloniale Stadtgeschichte des Globalen ist Grundlagenforschung und zwar eine durch methodisch-theoretische Innovation gestützte. Sie ist Grundlagenforschung, weil viele der in diesem Zusammenhang gestellten Fragen so noch nie gestellt worden sind und viele Aspekte der kolonialen Verflechtung deshalb aus Archiven und Quellen rekonstruiert werden müssen. Letztere sind dabei nicht lokal beschränkt, ja können es nicht sein. Transnationale Fragestellungen erfordern transnationale Quellenarbeit, globalgeschichtliche Quellen dementsprechend globalen Zugriff. Bereits existierende Forschungen und Literatur müssen gemäß der methodisch-theoretischen Erneuerung neu gelesen werden.<sup>10</sup> Für viele Bereiche, gerade auch der zentralen Wirtschaftsgeschichte, fehlt selbst Grundlagenwissen.

Angesichts der weiterhin defizitären Forschungslage ist an dieser Stelle nicht mehr als ein kursorischer Überblick möglich, der vor allem die Bandbreite der Bedeutung des Kolonialismus für Hamburg und der Bedeutung Hamburgs für den Kolonialismus skizzieren möchte, durchaus auch als Forschungsprogramm. Fast zu jedem genannten Beispiel ließen sich auch andere nennen, gibt es Alternativen aus der zweiten oder dritten Reihe, die nicht so gut erforscht oder noch gar nicht aus den Archiven belastbar rekonstruiert sind. Der nachfolgende Überblick kann deshalb nur einen ersten Eindruck vermitteln über Breite und Tiefe des Themas, Fragen aufwerfen und Zugänge skizzieren und nicht schon abschließende Antworten liefern. Schwerpunkte wie Lücken ergeben sich aus dem bisherigen Interesse der Stadtgeschichtsschreibung wie der Debatte um das koloniale Erbe.

## Koloniale Wirtschaft und Migration

Deutsche (bzw. Menschen aus Regionen, die man heute als zu Deutschland gehörig betrachtet) waren von Anfang an an den kolonialen Prozessen beteiligt, darunter auch Hamburger:innen.<sup>11</sup> Sie segelten auf portugiesischen oder spanischen Schiffen nach Indien und Amerika, traten in holländische, dänische oder britische Dienste. Andere waren in die transatlantische Versklavungswirtschaft verstrickt wie etwa der für den wirtschaftlichen Aufschwung des heutigen Hamburger Stadtteils Wandsbek maßgeblich verantwortliche Heinrich Carl von Schimmelmann – einer der reichsten Männer seiner Zeit und Besitzer der damals größten Sklavenplantage in Dänisch Westindien.<sup>12</sup> Manche Kolonialplanungen scheiterten jedoch auch, wie etwa die des Hamburger Senatssyndikus Karl Sieveking, der eine Antipodenkolonie im Pazifik für Hamburg erwerben und verwalten wollte.<sup>13</sup>

Sieveking reagierte damit auf eines der zentralen Themen des 19. Jahrhunderts, die massenhafte Auswanderung aus Mitteleuropa. Diese wurde aber auf ganz andere Weise für Hamburg und die Hamburgische Wirtschaft prägend. Viele Auswander:innen aus dem übrigen Deutschland und Osteuropa verließen ihre Heimat über den Hamburger Hafen. Die BallinStadt und der Ballindamm erinnern noch heute an Albert Ballin, der gerade mit dem Auswanderergeschäft seine Reederei, die Hamburg-Amerika-Linien (HAPAG), zur zeitweise größten Reederei der Welt machte.<sup>14</sup> Diese Auswanderung, und damit auch das Geschäft mit ihr, war vor allem auf die USA gerichtet, die aus britischen Kolonien hervorgegangen und in ihrer Westexpansion selbst Teil des Siedlerkolonialismus waren. Andere zog es nach Südamerika, das seit den frühen Handelsverträgen in den Jahrzehnten nach

11 Hamburg wird dabei in den heutigen Grenzen verstanden, obwohl die Akteure dieser Geschichte zum Zeitpunkt ihres Agierens zum Teil außerhalb der Stadtgrenzen wohnen und tätig waren.

12 Martin Krieger, Heinrich Carl von Schimmelmann, in: Zimmerer (Hrsg.), *Kein Platz*, S. 311–322.

13 Malina Emmerink, *Hamburger Kolonisationspläne 1840–1842. Karl Sievekings Traum einer »Deutschen Antipodenkolonie« im Südpazifik*, München 2014.

14 Susanne Wiborg, *Albert Ballin, Hamburg 2000*, S. 9.

15 John Gallagher / Ronald Robinson, *The Imperialism of Free Trade*, in: *The Economic History Review* 6 (1953), H. 1, S. 1–15.

16 *Denkschrift der Handelskammer über die deutschen Interessen in West-Afrika*, in: *Das Staatsarchiv. Sammlung der offiziellen Aktenstücke zur Geschichte d. Gegenwart* 43 (1885), S. 226–243, hier S. 236.



*Speicherstadt. Quelle: Privatfoto Jürgen Zimmerer.*

der Unabhängigkeit von Spanien und Portugal gerade für Hamburg von besonderer Bedeutung war.

Eine nicht unbedeutende Rolle spielte Hamburg auch bei der Gründung des deutschen Kolonialreichs 1884. Die deutsche Kolonialbewegung hatte nach der Reichsgründung 1871 erheblich an Zulauf erhalten. In einer auch international vom Freihandel zum Protektionismus umschlagenden politischen Großwetterlage<sup>15</sup> forderten Hamburger Kaufleute militärischen Schutz ihrer Handelsniederlassungen und Geschäftsaktivitäten. 1883 erarbeitete der Hamburger Reeder und Politiker Adolph Woermann im Auftrag der Hamburger Handelskammer federführend eine 25-seitige Denkschrift, in der er die Vorstellungen der am Westafrikahandel beteiligten Kaufleute skizzierte. Darin plädierte er u. a. für die »Erwerbung eines Küstenstriches in West-Afrika zur Gründung einer Handelskolonie«. <sup>16</sup> Die Motive, die zu Bismarcks Entscheidung zur Gründung formaler Kolonien führten, sind vielfältig und Gegenstand historischer Debatten. Welchen Stellenwert man wirtschaftlichen Interessen und speziell denen der hanseatischen Kauf-



17 Zimmerer, Bismarck.

18 Zu diesem Thema in Vorbereitung:  
Kim Sebastian Todzi, *Der Woermann-Konzern und der deutsche Kolonialismus (1837 – 1916)*.

19 Zum Überblick über das deutsche Kolonialreich: Dirk van Laak, *Über alles in der Welt. Deutscher Imperialismus im 19. und 20. Jahrhundert*, München 2005; Sebastian Conrad, *Deutsche Kolonialgeschichte*, München 2008.

20 Andreas Eckert, *Die Berliner Afrika-Konferenz (1884/85)*, in: Zimmerer (Hrsg.), *Kein Platz*, S. 133 – 145.

21 Erst in den letzten Jahren wurden verhaltene Schritte zur Aufarbeitung dieser Geschichte unternommen, etwa durch die Erstellung eines Findbuches zu den archivalischen Beständen oder die Durchführung eines öffentlichen Vortrages. Stiftung Hanseatisches Wirtschaftsarchiv / Handelskammer Hamburg, *Findbuch zur Kolonialgeschichte*. Bearbeiterinnen: Baumbach, Thorn, <https://www.hk24.de/blueprint/servlet/resource/blob/4039486/e7b9f8427a5f98050d8d7a9303ec92b0/archiv-findbuch-stiftung-data.pdf>. 27.2.2018 [8.2.2021]. Felwine Sarr, *Hamburgs (Post-)Colonial Lecture: »Africa-Europe: Rethinking the Ethics of Relations«*, <https://lecture2go.uni-hamburg.de/l2go/-/get/v/25440> [8.2.2021].

mannschaft hier auch beimisst, das Hamburger Ansinnen kam Bismarck auf jeden Fall sehr gelegen.<sup>17</sup>

Noch im Dezember 1883 wurde die »S.M.S. Sophie« in Richtung der westafrikanischen Küste in Fahrt gesetzt, um deutsche Interessen zu schützen, und am 12. Juli 1884 legten die Firmen C. Woermann und Jantzen & Thormählen durch den Abschluss von Verträgen mit Duala-Autoritäten die Grundlage für die Kolonisierung Kameruns.<sup>18</sup> Am 14. Juli bestätigte der neu ernannte Reichskommissar Gustav Nachtigal diese Erwerbungen und hisste die deutsche Flagge, ehe er nach Südwestafrika weiterfuhr, wo Bismarck mittlerweile die Besitzungen des Bremer Kaufmannes Adolf Lüderitz unter deutschen Schutz gestellt hatte.<sup>19</sup>

Damit war das Deutsche Kolonialreich offiziell gegründet. Reichskanzler Otto von Bismarck wurde auch wegen dieses Schrittes in Hamburg 1906 mit dem 35 Meter hohen Denkmal am Hafen geehrt, das aktuell im Zentrum der Debatte steht. Um dieses Kolonialreich diplomatisch abzusichern, berief er vom 15. November 1884 bis zum 26. Februar 1885 eine internationale Konferenz nach Berlin ein, die als Berliner »Kongo-Konferenz« in die Geschichte einging.<sup>20</sup> Sie beschleunigte und besiegelte die Aufteilung Afrikas unter den europäischen Mächten und schrieb Grenzen fest, die auch nach der Unabhängigkeit vieler afrikanischer Staaten weitgehend Bestand hatten, auch für viele heutige Nationalstaaten.

Wie auch die Rolle der Hamburger Handelskammer bei der Woermann-Denkschrift zeigt, war sie eigenständiger Akteur und zugleich Vertretung vieler ökonomischer Einzelinteressen.<sup>21</sup> Die Wirtschaftsgeschichte, zu der neben Handel auch das produzierende Gewerbe gehört, ist ein nahezu »grenzenloses« Feld.<sup>22</sup> Alleine über die Speicherstadt ließen sich dicke Bücher schreiben, Bücher, die auch von der (post-)kolonialen



Portal des Afrikanisches Hauses, Sitz der Firma C. Woermann. Quelle: Privatfoto Kim Sebastian Todzi.

Dimension der Hamburgischen Wirtschaft handeln müssten, ein Thema, das im Antrag und bei den Feierlichkeiten zur Aufnahme in die Liste der UNESCO-Welterbestätten freilich keine Rolle spielte.<sup>23</sup>

Zwar ist es richtig, wie die historische Forschung wiederholt herausgearbeitet hat, dass die deutschen Kolonien insgesamt die an sie gerichteten ökonomischen Erwartungen nicht erfüllten und ein Zuschussgeschäft blieben, was vor allem an den horrenden finanziellen Kosten (von den menschlichen an dieser Stelle ganz zu schweigen) der häufigen, zur Eroberung notwendigen Militäraktionen und Kriege lag, jedoch profitierten Einzelne durchaus davon. Die Kolonien mussten schließlich erschlossen werden, wofür Eisenbahnen ebenso wie Hafenanlagen zu bauen waren. Vor allem aber mussten die Kolonien versorgt, der Transport von Mensch, Tier und Waren organisiert werden. Zu den Profiteuren des damit verbundenen Geschäfts gehörte etwa die Hamburger Reederei Woermann-Linie, die sich den Postverkehr in die deutschen Kolonien vergü-

22 Grenzenlos. Kolonialismus, Industrie und Widerstand. Ausstellung, 30. September 2020 bis 11. April 2021, <https://shm.de/de/grenzenlos-kolonialismus-industrie-und-widerstand> [8.2.2021].

23 UNESCO-Welterbe Speicherstadt und Kontorhausviertel mit Chilehaus. Architektur-Ikone zwischen Historismus und Klinkerexpressionismus, <https://www.unesco.de/kultur-und-natur/welterbe/welterbe-deutschland/speicherstadt-und-kontorhausviertel-mit-chilehaus> [9.2.2021].

24 Siehe zur Rolle des Baakenhafens, Jan Kawlath, *Der Hamburger Hafen und der deutsche Kolonialkrieg in Namibia. Die Inszenierung kolonialer Gewalt im Baakenhafen 1904–1907*, München 2019, zur Geschichte des Völkermordes Jürgen Zimmerer / Joachim Zeller (Hrsg.), *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904–1908) in Namibia und seine Folgen*, Berlin 2003.

25 Petra Schellen, *Für Kolonialismus entschuldigt. Herero- und Nama-Konferenz in Hamburg*, in: taz, 11.4.2018, <https://taz.de/Herero-und-Nama-Konferenz-in-Hamburg/15496926/> [9.2.2021].

26 Uwe Schulte-Varendorff, *Die Hungerunruhen in Hamburg im Juni 1919 – eine zweite Revolution?*, Hamburg 2010, S. 131.

27 Zur Debatte um das (post-)koloniale Erbe in Hamburg siehe: Melanie Boieck, *»Heia Safari« in der Hafencity – (Post-)Koloniales Erinnerungsbewusstsein in Hamburg*, Dissertation, Hamburg 2018, <http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:18-94353> [8.2.2021].

ten ließ und aus ihrem Engagement zudem nicht unerhebliches Prestige zog.

Vor allem der 1900 abgeschlossene Exklusivvertrag für Regierungstransporte nach Deutsch-Südwestafrika erwies sich nach Ausbruch des Krieges gegen die Herero und Nama als enorm profitabel, stieg die Zahl der Truppen- und Versorgungstransporte doch sprunghaft an. Der Hamburger Baakenhafen wurde so zur Drehscheibe für den ersten Völkermord des 20. Jahrhunderts.<sup>24</sup> Es ist diese besondere Rolle Hamburgs, für die sich der Kultursenator der Stadt Hamburg, Dr. Carsten Brosda, anlässlich eines Besuches von Herero und Nama 2018 im Kaisersaal der Stadt entschuldigte.<sup>25</sup> Bis heute fehlt jedoch am Baakenhafen jeder erklärende Hinweis.

## Militär

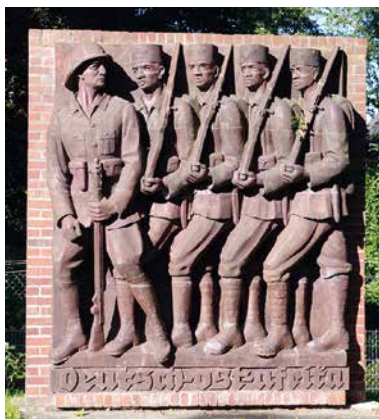
Ein vom Autor dieses Artikels verfasstes Hinweisschild kennzeichnet dagegen seit 2017 das »Trotha-Haus«, ein mit einer Reliefbüste des verantwortlichen Generals im Völkermord an den Herero und Nama geschmücktes ehemaliges Kasernengebäude, das derzeit von der Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr genutzt wird. Entsprechende Kontextualisierungen fehlen dagegen für die nach anderen »Kolonialhelden« wie etwa Hermann von Wissmann und Paul von Lettow-Vorbeck benannten umliegenden Gebäude. Unter Denkmalschutz gestellt, bilden diese das einzige erhaltene Gebäudeensemble der ehemaligen Lettow-Vorbeck-Kaserne.



Reliefbüste am »Trotha-Haus«. Quelle: Privatfoto Jürgen Zimmerer.

Benannt nach dem »Helden von Ostafrika« wurde diese ab 1934 im Zuge der Wiederaufrüstung Deutschlands eingerichtet, zunächst als Doppelkaserne, wobei der zweite Namensgeber, Ludwig von Estorff, beim Übergang des Geländes in die Nutzung der Bundeswehr nach dem Zweiten Weltkrieg wegfiel. Estorff war einer der wenigen Offiziere, die von Trothas Vernichtungspolitik gegen Herero und Nama offen kritisierten. Von Lettow-Vorbeck, der ebenfalls am Krieg teilgenommen hatte, ist dies nicht bekannt. Lettow-Vorbeck, der durch seinen befehlswidrigen Kampf während des Ersten Weltkrieges in Ostafrika für den Tod von bis zu einer Million Menschen mitverantwortlich war, ist auch unmittelbar mit der Hamburgischen Geschichte verbunden. 1919 kommandierte er die Niederschlagung der »Sülze-Unruhen« gegen die schlechte Nahrungsmittelversorgung in Hamburg.<sup>26</sup>

Den Eingang zur Kaserne prägten die »Askari-Reliefs«, das Deutsch-Ostafrika-Kriegerdenkmal Walter von Ruckteschells, des ehemaligen Adjutanten Lettow-Vorbecks. Nach Aufgabe der Kaserne wurden sie 2003 in einem abgelegenen Teil des Kasernengeländes wieder aufgestellt, wo sie den Kern eines »Tansania-Parks« bilden sollten. Dieser, durch einen lokalen Verein vorgeschlagen, kam jedoch nie zustande, da sich anhaltender zivilgesellschaftlicher Widerstand formierte. Der Streit um den »Tansania-Park« und die »Askari-Reliefs« kann als Beginn der öffentlichen Debatte um das koloniale Erbe der Stadt gesehen werden.<sup>27</sup>



Das »Askari-Relief« in Hamburg-Jenfeld. Quelle: Privatfotos Jürgen Zimmerer.

28 Vgl. Louis Henri Seukwa, Deutschland muss den Völkermord an Herero und Nama beim Namen nennen. Rede in St. Michaelis Hamburg vom 18.2.2002, <https://louishenriseukwa.wordpress.com/2018/04/08/deutschland-muss-den-voelkermord-an-herero-und-nama-beim-namen-nennen/> [9.2.2021]; Julian zur Lage, Die koloniale Gefallenengedenktafel in St. Michaelis und ihre Rezeption, in: Zimmerer / Todzi (Hrsg.), Hamburg.

29 Kim Sebastian Todzi u. a., 50 Jahre Denkmalsturz. Der Sturz des Wissmann-Denkmal an der Universität Hamburg 1967/68, <https://kolonialismus.blogs.uni-hamburg.de/50-jahre-denkmalsturz-der-sturz-des-wissmann-denkmals-an-der-universitaet-hamburg-1967-68/> [8.2.2021].

30 AstA der Universität Hamburg (Hrsg.), Das permanente Kolonialinstitut. 50 Jahre Hamburger Universität, Hamburg 1969; Jens Ruppenthal, Kolonialismus als »Wissenschaft und Technik«. Das Hamburgische Kolonialinstitut 1908 bis 1919, Stuttgart 2007; Jens Ruppenthal, Das Hamburgische Kolonialinstitut und die Kolonialwissenschaften, in: Zimmerer (Hrsg.), Kein Platz, S. 257 – 269. Grundlegender argumentierend: Zimmerer, Geld.

31 Zimmerer, Geld.

Denkmäler sind Zeichen offizieller Erinnerung. Also solche stehen sie dafür, was einer bestimmten Zeit wichtig, ja vorbildhaft, erschien. In Hamburg gehört dazu auch eine Gedenktafel in der Hauptkirche St. Michaelis (vgl. Abb. S. 74). Dort wurde 1913 an die »in China« und »in Afrika« gefallenen deutschen Soldaten erinnert. Im Zuge der Debatte um das koloniale Erbe wurde von Kritiker:innen auch darauf verwiesen. Moniert wurde dabei vor allem, dass jeder Hinweis auf den historischen Kontext, die Kriegsverbrechen oder im Falle Namibias sogar den Völkermord, vor allem aber auf die Opfer fehlt. Ein für kurze Zeit in der Nähe der Gedenktafel angebrachtes »alternatives Denkmal«, Fotokopien von Bildern der Opfer, wurde von der Kirchenverwaltung mittlerweile wieder entfernt.<sup>28</sup>

Ein anderer Umgang mit kolonialen Denkmälern ist an der Universität zu beobachten. Dort flankierten seit 1922 bzw. 1935 die Statuen von Hermann von Wissmann und Hans Dominik das Hauptgebäude an der Edmund-Siemers-Allee. 1967 kam es im Zuge der sich formierenden Studentenbewegung (»68«) zu einem ersten Versuch, die Statue von Wissmann zu stürzen, am 1. November 1968 war dies dann erfolgreich.<sup>29</sup> Seitdem sind die Statuen eingelagert und werden nur für



Die Wissmann-Statue. Privatfoto Jürgen Zimmerer.



*Universität Hamburg, Hauptgebäude. Privatfoto Kim Sebastian Todzi.*

Ausstellungen, etwa am Deutschen Historischen Museum in Berlin, oder für Kunstaktionen gezeigt.

Weder der Standort der Wissmann-Statue – die ursprünglich in Dar-es-Salaam aufgestellt, dort aber nach Kriegsende und dem Übergang Ostafrikas als Völkerbundmandat in britische Verwaltung abgebaut worden war – noch die Organisation des Protests dagegen aus der Studierendenschaft sind zufällig. Das Hauptgebäude der Universität beherbergte schließlich seit 1911 auch das Kolonialinstitut und ist damit selbst ein weithin bekannter kolonialer Erinnerungsort.<sup>30</sup>

## Museen und Wissenschaft

Die kolonialen Wurzeln und das koloniale Erbe der Hamburger Universität beschränken sich dabei nicht auf das Gebäude. Auch die Finanzierung sowohl der Vorläufereinrichtung(en) wie auch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung verweisen auf koloniale Kontexte,<sup>31</sup> sei es den der Reedereien oder auch von Vermögen, die in kolonialen Strukturen



- 32 Einen ersten Überblick bieten die im Auftrag der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung herausgegebenen Bände: Henning Albrecht, Alfred Beit. Hamburger und Diamantenkönig, Hamburg 2011, [http://hup.sub.uni-hamburg.de/opus/volltexte/2011/107/pdf/HamburgUP\\_MfW09\\_Beit.pdf](http://hup.sub.uni-hamburg.de/opus/volltexte/2011/107/pdf/HamburgUP_MfW09_Beit.pdf) [8.2.2021]; Henning Albrecht, Diamanten, Dynamit und Diplomatie: Die Lipperts. Hamburger Kaufleute in imperialer Zeit, Hamburg 2018, <https://dx.doi.org/10.15460/HUP.MFW.20.181> [8.2.2021]. Deutlich kritischer dazu: Zimmerer, Geld, S. 38 – 44.
- 33 Caroline Herfert, »Geh'n wir mal zu Hagenbeck ...«. Das Hamburger Traditionsunternehmen als Schau-Fenster in die koloniale Welt, in: Zimmerer / Todzi (Hrsg.), Hamburg.
- 34 Pascal Blanchard u. a. (Hrsg.), MenschenZoos. Schaufenster der Unmenschlichkeit. Völkerschauen in Deutschland, Österreich, Schweiz, UK, Frankreich, Spanien, Italien, Japan, USA ..., Hamburg 2012.
- 35 Jürgen Zimmerer, Der europäische Kolonialismus: Politische, ökonomische und kulturelle Aspekte der frühen Globalisierung, in: Deutscher Museumsbund (Hrsg.), Leitfaden Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten, S. 40 – 51; ders., Kulturgut aus der Kolonialzeit. Ein schwieriges Erbe?, in: Museumskunde 80 (2015), H. 2, S. 22 – 25.
- 36 Felix von Luschan, Die Altertümer von Benin, Berlin / Leipzig 1919, S. 13.

erwirtschaftet wurden, wie etwa dasjenige Alfred Beits oder das der Brüder Ludwig, Wilhelm und Eduard Lippert.<sup>32</sup>

Durch die Vermittlung angewandter und anwendbarer praktischer Kenntnisse für das Kolonialgeschäft sollte das Kolonialinstitut auch unmittelbar dem kolonialen Engagement der Stadt und ihrer Bürger dienen. Zwar war die Bedeutung des Kolonialinstituts nicht zuletzt aufgrund seiner kurzen Existenzdauer (bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges, der den Kolonialbeamten de facto ihr Wirkungsfeld entzog) sehr begrenzt, sein Einfluss auf Forschung und Lehre sowie Identität der Universität bedarf jedoch noch weiterer Klärung. Jedenfalls taucht die Idee während des Rektorats des Historikers Adolf Rein (1934 – 1938) erneut auf, als dieser die Gründung eines »Zweiten Kolonialinstituts« unternahm, um sich von den auslandswissenschaftlichen Schwerpunktsetzungen der Berliner Universität abzusetzen.

Beteiligt an den Planungen zum ersten wie auch zum zweiten Kolonialinstitut waren auch Vertreter Hamburger Museen, allen voran Georg Thilenius, der Direktor des Museums für Völkerkunde. 1879 gegründet, zog letzteres 1912 in das imposante Gebäude an der Rothenbaumchaussee, wo es bis heute residiert. Gerade im Kaiserreich unglaublich populär geworden, befriedigten Völkerkundemuseen das Bedürfnis des Bürgertums nach der »Fremde« und »Exotik«, und damit auch nach Selbstvergewisserung.

Auf vermeintlich wissenschaftlicher Grundlage stellten Völkerkundemuseen »exotische« Artefakte aus. Da sie komplexe Kulturen aus anderen Regionen der Welt auf wenige Objekte reduzierten, den Blick auf diese Kulturen homogenisierten und besonders das Andersartige betonten, leisteten sie einer eurozentrischen Perspektive auf die Welt Vorschub, die auch als

Grundlage des kolonialen Ausgreifens diene. Gerade in der Gründerzeit des Kaiserreiches boomten sie allerorten.

In dieser Hinsicht erfüllte das Hamburger Museum dasselbe Bedürfnis, nur wissenschaftlich verbrämt, welches auch die »Völkerschauen« bei Hagenbeck befriedigten. Diese waren extrem populär und machten Hagenbeck weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannt.<sup>33</sup> Sie erlaubten es dem Hamburger Publikum, »Fremde« zu sehen und zu erfahren, angeblich in ihrer natürlichen Umwelt. De facto wurde ein stereotypisierendes Bild von Menschen aus anderen Kontinenten geschaffen und popularisiert, das sich nahtlos in die Binarität von »zivilisiert – unzivilisiert« einfügen ließ.<sup>34</sup>

Es war aber nicht nur seine Funktion, die das Museum in die Geschichte des Kolonialismus einschrieb, sondern es waren auch die in seinen Vitrinen ausgestellten und seinen Magazinen lagernden Objekte (und Subjekte). Seit Jahren gibt es wissenschaftliche Kritik und eine anwachsende Debatte über die Provenienz einzelner Objekte und ganzer Sammlungen aus kolonialen Kontexten.<sup>35</sup> Der strukturell-rassistische Unrechtscharakter der kolonialen Situation lässt viele, gerade auch in den ehemaligen Herkunftsgesellschaften, die Legitimität des Besitzes in Frage stellen. Dies trifft insbesondere die ethnologischen Sammlungen, deren Grundstock bzw. Ausbau in die Hochphase des Imperialismus fällt. Hamburgs Völkerkundemuseum bildet hier keine Ausnahme. Direkt nach seinem Berliner Pendant wurde es Anfang des 20. Jahrhunderts zum zweitgrößten Besitzer von Benin-Objekten in Deutschland,<sup>36</sup> die wohl zu den bekanntesten und zugleich eindeutigsten kolonialen Raubobjekten überhaupt gehören. Nach der britischen Invasion und Plünderung von Benin City 1897 betrieb der Gründer des Hamburger Museums für Kunst und Gewerbe, Justus Brinkmann, einen florierenden Handel mit geraubten Objekten aus dem westafrikanischen Königreich. Einer seiner Abnehmer: Georg Thilenius, Direktor des Völkerkundemuseums, wo sich bis heute eine dreistellige Zahl von Benin-Objekten befinden.<sup>37</sup> Das Museum für Kunst und Gewerbe, das als Folge der Aktivitäten Brinkmanns drei der inzwischen weltberühmten Benin-Bronzen sein Eigentum nannte, hat die Problematik und Unrechtmäßigkeit dieses Besitzes inzwischen erkannt und sie als Raubkunst titulierte.<sup>38</sup>

37 Siehe dazu das an der Forschungsstelle »Hamburgs (post-)koloniales Erbe« mit Partnern in Nigeria und gefördert von der Gerda-Henkel-Stiftung durchgeführte Projekt: Die Benin-Bronzen. Die Globalisierung des kolonialen Kunstraubs, [https://lisa.gerda-henkel-stiftung.de/kunstschatz?nav\\_id=9413](https://lisa.gerda-henkel-stiftung.de/kunstschatz?nav_id=9413) [8.2.2021].

38 Raubkunst? Die Bronzen aus Benin, <https://www.mkg-hamburg.de/de/ausstellungen/aktuell/raubkunst-die-bronzen-aus-benin.html> [8.2.2021].



Die hohe Zahl an umstrittenen Objekten ergibt sich auch aus der Konkurrenz der Museen untereinander, national wie international, um die bedeutendsten Stücke, die beeindruckendste Sammlung. Deren Auswirkungen spüren wir bis heute. Die berühmte Südsee-sammlung des MARKK etwa resultiert aus der großen Südsee-Expedition 1908–1910, die bewusst auch an das wirtschaftliche Engagement des Handelshauses Godefroy sowie die deutschen Kolonialbesitzungen in Melanesien anschloss.<sup>39</sup>

Die Südseeexpedition zeigt exemplarisch auch die Verwobenheit der verschiedenen kolonialen Sphären der Stadtgesellschaft untereinander. Die Wissenschaftliche Stiftung, deren Finanzkapital zu nicht unerheblichem Maße aus der kolonialen Wirtschaft stammte, finanzierte eine Expedition, die sich auf das frühere Engagement Hamburger Handelshäuser, hier Godefroy, stützte, die logistisch von aktuell dort tätigen Handelshäusern unterstützt wurde und die von Hamburger Museumsdirektoren konzipiert und gefördert wurde. Die Sammlung ist noch da, das Wissen um ihre kolonialen Ursprünge aber weitgehend verloren.

Eine problematische Sammlung ganz eigener Art stellen Human Remains dar, wie sie jüngst am Universitätsklinikum Eppendorf zum Vorschein kamen.<sup>40</sup> Ein eindeutig den Herero zuzuschreibender menschlicher Überrest wurde auf auch international Anerkennung findende Art und Weise umgehend nach Namibia restituiert. Gelder für eine umfassende Erforschung der Herkunft und der Verwendung der übrigen 75 Human Remains konnten bisher nicht eingeworben werden.

Die Sammlung von Human Remains am UKE lenkt den Blick auf ein weiteres für Hamburg bedeutsames Feld, das der Tropenmedizin. Mit dem Bernhard-Nocht-Institut beherbergt die Hansestadt eine zentrale Forschungseinrichtung mit Weltgeltung, die auf viel-

39 Siehe dazu: Hans Fischer, Die Hamburger Südsee-Expedition. Über Ethnographie und Kolonialismus, Frankfurt a. M. 1981.

40 Um Recherchen zu erleichtern, stellte das Medizinhistorische Museum das Inventar umgehend ins Netz: Human Remains aus der Sammlung Friedrichsberg, Standort: Medizinhistorisches Museum Hamburg, <https://www.uke.de/dateien/institute/geschichte-und-ethik-der-medizin/medizinhistorisches-museum/pdf/human-remains-medizinhist-museum-hh.pdf> [9.2.2021].

41 Markus Hedrich, Das Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin als (post-)kolonialer Hamburger Erinnerungsort, in: Zimmerer / Todzi (Hrsg.), Hamburg.



*Das Museum am Rothenbaum Kulturen und Künste der Welt (MARKK). Quelle: Forschungsstelle Hamburgs (post-)koloniales Erbe/Benjamin Gollasch.*

fältige Weise in ihrer Geschichte mit Fragen des Kolonialismus verbunden ist. Forschungen dazu, die auch grundsätzliche Fragen einer historischen Ethik der Medical Humanities in globaler und (post-)kolonialer Perspektive aufwerfen, liegen erst in Ansätzen vor.<sup>41</sup>

Diese Aufzählung ließe sich fortsetzen, der unterschiedliche Platz, der den einzelnen Themen eingeräumt wurde, ist auch Indikator für die öffentliche Debatte, wie sie auch überregional geführt wird, und den unterschiedlichen Forschungs- und Diskussionsstand. Die Liste ist zudem in keiner Weise erschöpfend. Die Beteiligung von Hamburger:innen am transatlantischen Versklavungshandel als Finanziers und Profiteure, Harburgs Palmölindustrie, das elfenbeinverarbeitende Gewerbe eines Heinrich Adolph Meyer, die Anschaffung von Gemälden der Kunstgalerie mit im Kolonialismus verdienten Geldern – auch das wären notwendige Themen, (post-)koloniale Erinnerungsorte und Knotenpunkte der Globalisierung, daneben wären Frage zu adressieren wie die nach migrantischer Selbstorganisation, Resilienz und Widerstand gegen Rassismus und Kolonialismus. Die Stadtgeschichtsschreibung unter globalhistorischen und postkolonialen Vorzeichen steht erst am Anfang. Ihre Bedeutung reicht weit über die Stadt- und Regionalgeschichte hinaus. Hamburg war und ist die Kolonialmetropole

42 Die folgenden Erklärungen stellen eine leicht überarbeitete Fassung meiner Überlegungen von 2013 dar: Zimmerer, *Kolonialismus und kollektive Identität*.

43 Benedict Anderson, *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*, London 1983. Auf Deutsch erstmals 1988 erschienen unter dem leicht irreführenden Titel: *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt a. M. / New York 1988.

44 Eric J. Hobsbawm / Terence Ranger (Hrsg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983.

45 Halbwachs, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, S. 200, zit. nach Etienne François / Hagen Schulze, Einleitung, in: Etienne François / Hagen Schulze (Hrsg.), *Deutsche Erinnerungsorte*. Bd. 1, München 2003, S. 9–26, hier S. 13.

46 Ebd.

47 Aleida Assmann, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999, S. 13; siehe dazu auch Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1977.

48 Pierre Nora (Hrsg.), *Les lieux de mémoire*. Bd. I: *La République*, Paris 1984.

Deutschlands und auf vielfältigste Weise Profiteur dieser Entwicklungen. Nicht nur die Speerspitze der kolonialen Globalisierung zu sein, sondern auch Wegbereiter der historischen Aufklärung, stünde der Stadt gut zu Gesicht.

### (Post-)koloniale Erinnerungsorte und globale Stadtgeschichte<sup>42</sup>

In den zurückliegenden dreißig Jahren ist das wissenschaftliche Interesse an der Formierung kollektiver – meist nationaler – Erinnerung enorm gewachsen. Nationen und »Völker« werden in der Wissenschaft nicht mehr als essenzielle, quasi naturgegebene Einheiten gesehen, sondern als kollektive Konstruktionen, als imaginierte Gemeinschaften,<sup>43</sup> die oftmals auf »erfundenen Traditionen« beruhen.<sup>44</sup> Diese Gemeinschaften definieren sich gleichermaßen negativ über die Abgrenzung von anderen wie positiv durch die Herstellung und Durchsetzung identitätsstiftender, hegemonialer Vorstellungen von Geschichte und Tradition.

Zu den einflussreichsten Konzepten der Erforschung derartiger kollektiver Identitäten gehört das des *kollektiven Gedächtnisses*. Zwar besitzt jeder Mensch seine persönliche, individuelle Erinnerung, jedoch ist diese längst nicht so individuell, wie man meint. Sie ist vielmehr, wie der französische Philosoph und Soziologe Maurice Halbwachs (1877 – 1945) in seinem Konzept des kollektiven Gedächtnisses betont, von Gruppenerfahrungen beeinflusst, »da man von jedem Eindruck und jeder Tatsache, selbst wenn sie offenbar ausschließlich ein Individuum betrifft, eine dauerhafte Erinnerung nur in dem Maße behält, wie man [...] sie mit den uns aus dem sozialen Milieu zufließenden Gedanken verbindet«.<sup>45</sup>

Oder wie die Historiker Etienne François und Hagen Schulze treffend beschreiben:

*»Der Einzelne erinnert sich, aber er bleibt damit nicht allein. Das Milieu, in dem er lebt, bildet einen Rahmen, der Form und Inhalt gemeinsamer Erinnerungen begrenzt und bedingt; die historischen Deutungen und Wahrnehmungsmuster ergeben sich aus einem Zusammenspiel des persönlichen Gedächtnisses und der gemeinsamen, kollektiven Erinnerung. Vergangene Ereignisse verwandeln sich nicht ohne weiteres in Erinnerungen; sie werden dazu gemacht durch das kollektive Bedürfnis nach Sinnstiftung, durch die Traditionen und Wahrnehmungsweisen, die aus den gesellschaftlichen Milieus erwachsen. Insbesondere Nationen produzieren derlei kollektive Erinnerungen, aber das gilt mehr oder weniger für Gruppenbildungen aller Art. Keine Gemeinschaft ohne Gedenkfeiern und Denkmäler, Mythen und Rituale, ohne die Identifizierung mit großen Persönlichkeiten, Gegenständen und Ereignissen der eigenen Geschichte.«<sup>46</sup>*

Individuelle Erinnerungen sind also nicht losgelöst von den Erinnerungen anderer, sondern mit diesen verbunden, und sie werden vom Kollektiv teilweise bewusst gesteuert. Aleida Assmann greift zur Erklärung dieses Phänomens auf die Unterscheidung von »kulturellem« und »kommunikativem« Gedächtnis zurück. Ersteres meint ein »epochenübergreifende[s] Gedächtnis, das durch normative Texte gestützt wird«, Letzteres ein »in der Regel drei Generationen verbindende[s] Gedächtnis der mündlich weitergegebenen Erinnerungen«.<sup>47</sup>

Eindeutigstes Beispiel dieser kollektiven Identitätsbildung ist, wie François und Schulze bereits erwähnten, die Nation. Als »imaginierte Gemeinschaft« ist sie auf Erfindung von Traditionen und Gemeinsamkeiten, auf identitätsstiftende Erzählungen, auf die Konstruktion eines Zusammengehörigkeitsgefühls zu politischen Zwecken angewiesen.

Der französische Historiker Pierre Nora fasste Gedenkfeiern, Denkmäler, Mythen und Rituale, die seiner Meinung nach das kollektive Gedächtnis der französischen Nation konstituierten, unter dem Konzept der *lieux de mémoire* zusammen.<sup>48</sup> In einem epochemachenden siebenbändigen Werk sammelte er die wichtigsten nationalen *Gedächtnisorte* – nicht exklusiv als

physische Orte im geographischen Sinne verstanden –, an denen sich der »typische Stil der Beziehung zur Vergangenheit« manifestierte.<sup>49</sup>

Etienne François und Hagen Schulze übertrugen dieses Konzept erfolgreich auf die deutsche Geschichte. Ihre *Deutschen Erinnerungsorte* sind Kristallisationspunkte des kollektiven Gedächtnisses. Wie die Autoren betonen, handelt es sich bei dem Ausdruck Erinnerungsort um eine Metapher, nicht um einen »Begriff im philosophisch-analytischen Sinne«. Ihnen zufolge ist der Begriff und das Bild des Ortes »von der klassischen römischen Mnemotechnik, also von der räumlichen, nicht-narrativen Anordnung von Gedächtnisinhalten nach ›loci memoriae‹ übernommen«, und geht – Jan Assmann folgend – von der Beobachtung aus, »dass das kulturelle Gedächtnis sich auf Fixpunkte in der Vergangenheit richtet, die zu ›symbolischen Figuren‹ gerinnen, ›an die sich die Erinnerung haftet‹«. Auch für François/Schulze können diese Erinnerungsorte »ebenso materieller wie immaterieller Natur sein«, zu ihnen können »reale wie mythische Gestalten und Ereignisse, Gebäude und Denkmäler, Institutionen und Begriffe, Bücher und Kunstwerke« gehören. »Erinnerungsorte sind sie nicht dank ihrer materiellen Gegenständlichkeit, sondern wegen ihrer symbolischen Funktion. Es handelt sich um langlebige, Generationen überdauernde Kristallisationspunkte kollektiver Erinnerung und Identität, die in gesellschaftliche, kulturelle und politische Üblichkeiten eingebunden sind und die sich in dem Maße verändern, in dem sich die Weise ihrer Wahrnehmung, Aneignung, Anwendung und Übertragung verändert.«<sup>50</sup>

*Ort* ist demnach eine Metapher, ein »Topos im buchstäblichen Wortsinn«. Allerdings ist dieser *Ort* keine »abgeschlossene Realität«, sondern ein »›Ort in einem Raum‹ (sei er real, sozial, politisch, kulturell

49 Nora zit. nach François/Schulze, Einleitung, S. 16.

50 Ebd., S. 17 f.

51 Ebd., S. 18.

52 Zimmerer, Kein Denkmal.

oder imaginär). Mit anderen Worten: Wir sprechen von einem Ort, der seine Bedeutung und seinen Sinn erst durch seine Bezüge und seine Stellung inmitten sich immer neu formierender Konstellationen und Beziehungen erhält.«<sup>51</sup> Genau dies macht Erinnerungsorte so umstritten. In ihnen und in den um sie geführten Debatten zeigen sich auch die Veränderungen der kollektiven Identität. Dabei ist schon die Frage, wer zu diesem »Kollektiv« gehört, umstritten und Veränderungen unterworfen. Nicht nur neue inhaltliche Positionen treten auf, sondern auch neue Akteur:innen. Die Abwehr inhaltlicher Positionen ist zum Teil von der Abwehr bestimmter Akteur:innen und Akteur:innengruppen als Diskursteilnehmer:innen nicht zu trennen.<sup>52</sup> Das verleiht mancher Debatte zusätzliche Brisanz.

Hatten Nora und François/Schulze ihre Projekte auf die Nation bezogen, so erweist sich das Konzept der Erinnerungsorte ebenso ergiebig in zwei weiteren Punkten: der Stadt- und der Globalgeschichte. Zum einen entfalten auch Stadtgemeinschaften ähnliche Mechanismen der Traditions- und Identitätsbildung wie großräumigere Flächenstaaten, zum anderen ist Identität nur durch die Konstruktion von Alterität möglich. Für Europa ist dies bei aller Binnenabgrenzung auch die Abgrenzung von als nichteuropäisch verstandenen Regionen, Menschen, »Kulturen« oder Gesellschaften.

Beides kristallisiert sich in Hafenstädten. Sie bilden die Brücke zwischen ihrem Hinterland und entfernteren Regionen, zwischen In- und Ausland, zwischen Europa und »Übersee«. Gerade in ihrer Betrachtung müssen der methodologische Nationalismus und Eurozentrismus, die viele Arbeiten zur kollektiven Erinnerung kennzeichnen, überwunden werden, um der transnationalen Wirklichkeit des Globalen Rechnung zu tragen.

Methodologisch erweist sich die Verbindung des Konzepts der Erinnerungsorte und von Ansätzen, die postkolonialen Theorien zugeordnet werden können, als fruchtbar, zumal die Erforschung des *kollektiven Gedächtnisses* und das postkoloniale Interesse am Zusammenhang von *Diskurs*, *Wissen* und *Macht* eine erhebliche Schnittmenge aufweisen: Beiden geht es um Identitätskonstruktionen durch Abgrenzung sowie um die Bedeutung symbolischer Akte und Rituale für die Ausprägung und Stabilisierung dieser Identitäten und ihre Übersetzung in politische Macht. »Wissen ist nicht unschuldig, sondern zutiefst verbunden mit den Operationen der Macht.« So fasst Ania Loomba unter Bezugnahme auf Michel Foucault die grundlegenden Annahmen von Edward Saids *Orientalism*, einem der Gründungs-

texte postkolonialer Theorie, zusammen.<sup>53</sup> Kolonialismus ist demnach nicht nur *soziale Praxis* (Herrschaft), sondern auch *Diskurs*, und zwar Diskurs über (vermeintliche) Unterschiede mit dem Ziel gegenseitiger Abgrenzung.

Der koloniale Diskurs findet sich auch losgelöst von jeder konkreten formalen Kolonialherrschaft, als kommunikative Verständigung über eine nicht-gleiche, auf essenziellen Unterschieden bestehende Welt. An dieser Stelle weisen postkoloniale und erinnerungsgeschichtliche Ansätze eine produktive Übereinstimmung auf: Beiden geht es um die Untersuchung der Abgrenzung von Kollektiven mittels Eigenzuschreibung positiver Traditionen und Eigenschaften und Fremdzuschreibung negativer Merkmale. Diese Zuschreibungen besitzen hohe Glaubwürdigkeit bei den Diskurssetzenden und gewinnen oftmals ein Eigenleben. »Vor allem erzeugen sie«, die Repräsentationen des *Anderen* und damit auch des *Selbst*, »oft nicht nur Wissen, sondern gerade jene Realität, die sie lediglich zu beschreiben scheinen. In ihrer Gesamtheit begründen dieses Wissen und diese Realitäten dann eine Tradition.«<sup>54</sup>

Die koloniale Globalisierung verdichtet sich in Hafenstädten. Sind sie historisch an zentraler Stelle in globalen Netzwerken positioniert, wie Hamburg, werden sie selbst zu einem kolonialen Erinnerungsort, zusammengesetzt aus einzelnen Erinnerungsorten. Dieses Netz an historischen Orten, Vorstellungen und Inszenierungen zu erforschen und dabei in doppelte Beziehung zu setzen, zum Lokalen und Globalen, zur Geschichte der Stadt (und eventuell zum Staat) auf der einen Seite und der sich globalisierenden Welt auf der anderen, ist eine zentrale Forschungsaufgabe sowohl der globalen Urbanitäts- wie der Globalgeschichte. Hamburg bietet dafür eines der Paradebeispiele.

53 Ania Loomba, *Colonialism / Post-colonialism*, London 1998, S. 43 [eigene Übersetzung].

54 Edward W. Said, *Orientalismus*, Frankfurt a. M. 2009, S. 114 f.

55 Bill Ashcroft / Gareth Griffiths / Helen Tiffin, *Post-Colonial Studies. The Key Concepts*, London 2007, S. 35 [eigene Übersetzung].

Die skizzierte Perspektive kann und muss zugleich den Blick darauf lenken, dass Kolonialgeschichte nicht nur Diskurs und Imagination ist, sondern immer auch soziale Praxis: »Der Kolonialdiskurs ist ein System von Aussagen, die über die Kolonien und Kolonialvölker gemacht werden können, über Kolonialmächte und über das Verhältnis zwischen beiden. Es ist dieses System von Wissen und Annahmen, innerhalb dessen Akte der Kolonisation vorkommen.«<sup>55</sup>

Auf Hamburg bezogen: Hinter, unter, neben den bekannten Erinnerungsorten der Stadt finden sich Finanzinvestitionen und Kapitaltransfers, Handelsfahrten und Militärtransporte, Erwerb und Verkauf, Raub und Entführung, Kommodifizierung von Mensch und Natur, Resilienz und offener Widerstand. Eine (post-)koloniale Geschichte ist immer Erinnerungsgeschichte und zugleich Wirtschafts-, Sozial-, Wissens-, Politik- und Kulturgeschichte, kurz Geschichte, und muss es auch sein.

- Prof. Dr. Jürgen Zimmerer lehrt an der Universität Hamburg im Arbeitsbereich Globalgeschichte und leitet den Projektverbund »Forschungsstelle Hamburgs (post-)koloniales Erbe/Hamburg und die (frühe) Globalisierung«.



DANIEL GERSTER

■ »HINAUS AUS DIESER PESTLUFT,  
DIESEM HÖLLENPFUHL!«



*Jungen auf dem Schulschiff Arethusa II, o.J., Quelle: Stiftung Maritim Hamburg.*

- 1 Der Text entstand im Rahmen des Forschungsprojekts Mannwerdung »hinter Mauern«. Internatserziehung und Männlichkeit(en) in Deutschland und England, 1870 – 1930, das Daniel Gerster an der FZH bearbeitet.
- 2 Christoph Strupp, Im Bann des Authentischen? Historische Schiffe und maritime Museen in Hamburg, in: Zeitgeschichte in Hamburg 2019 (2020), S. 18 – 39, hier S. 38 f.

## »HINAUS AUS DIESER PESTLUFT, DIESEM HÖLLENPFUHL!«

Großstadtleben und Internatserziehung im 19. und 20. Jahrhundert – eine Spurensuche am Beispiel Hamburg<sup>1</sup>

**A**ls im September 2020 der Viermaster »Peking« nach aufwendiger Restaurierung in den Hamburger Hafen einlief, um dort in ungewisser Zukunft Teil des geplanten Deutschen Hafenumuseums zu werden, geschah dies unter begeisterter Anteilnahme der interessierten Stadtöffentlichkeit. Die mediale Berichterstattung, die das Ereignis begleitete, richtete ihren Blick in historischen Rückschauen meist auf den Bau und die Kiellegung des Schiffes in der Hamburger Werft von Blohm & Voss im Jahr 1911 sowie seine Südamerikafahrten als Frachtschiff der Reederei von Ferdinand Laeisz in den 1920er Jahren und reihte sich damit – wie Christoph Strupp vortrefflich herausgearbeitet hat – in die Schar jener ein, die »mit nostalgischen Untertönen die maritime Vergangenheit der Stadt« feiern wollen.<sup>2</sup> Meist nur am Rande und in der Regel rein anekdotisch wurde dagegen die Zeit zwischen 1932 und 1974 abgehandelt, in der – mit Unterbrechung während des Zweiten Weltkriegs – das Schiff unter dem Namen »Arethusa II« im englischen Upnor am Fluss Medway lag. Dorthin war es gebracht worden, nachdem die Shaftesbury Homes and Arethusa-Stiftung es im Jahr 1932 für den Preis von 6250 Pfund von den Gebrüdern Laeisz erworben hatte, um für mehr als dreißig Jahre als Internatsschulschiff für Jungen zu dienen. Die Shaftesbury Homes and Arethusa war eine der ältesten englischen Wohltätigkeitsorganisationen. Die Stiftung bemühte sich seit den 1840er Jahren darum, Jungen aus benachteiligten sozialen Schichten Unterkunft, christliche Erziehung und eine grundständige Ausbildung zu bieten. Zu diesem Zweck betrieb sie seit 1866 ein Übungsschiff, auf dem die Jungen alles für einen zukünftigen Beruf in der Seefahrt erlernen sollten und auf dem sie zugleich in relativer Abgeschlossenheit in einer Gemeinschaft mit ihren Erziehern und Lehrern lebten. Weil das bisherige Schiff, die »Arethusa«, in

- 3 Vgl. Matthias Gretzschel, *Peking. Schicksal und Wiedergeburt eines legendären Hamburger Segelschiffes*, 2. Auflage, Hamburg, 2020, S. 65 – 69.
- 4 Vgl. Heinz-Elmar Tenorth, *Internats- und Heimschulen*, in: *Zeitschrift für Pädagogik* 65 (2019), H. 2, S. 160 – 181, hier S. 161.
- 5 Vgl. Daniel Gerster / Felicity Jensz, *Internationale Tagung »Exclude to Include. Global Perspectives on Boarding Schools, their Participants and Processes during the 19th and 20th Centuries«*, Westfälische Wilhelms-Universität Münster, 5./6.11.2020 [[www.hsozkult.de/event/id/event-92846](http://www.hsozkult.de/event/id/event-92846)].
- 6 Zur frühen Hamburger Schulgeschichte vgl. Herbert Gudjons / Reiner Lehberger, *In Hamburg zur Schule gehen. Ein Führer durch Aufbau und Geschichte des Hamburger Schulwesens*, Hamburg 1998, S. 93 – 96.

die Jahre gekommen war, entschied man sich Anfang der 1930er Jahre dafür, sie zu verschrotten und an ihrer Stelle die »Peking« als Schulschiff zu nutzen.<sup>3</sup>

Diese Episode scheint – abgesehen davon, dass sie sich auf der »Peking« abgespielt hat – zunächst keinen relevanten Bezug zur Hansestadt und ihrer Geschichte zu haben. Sie führt uns allerdings mit den Internats- und Heimschulen ein Phänomen vor Augen, das in bürgerlichen Gesellschaften, deren Ursprung nicht zuletzt in prosperierenden Städten wie Hamburg lag, spätestens seit der Mitte des 19. Jahrhunderts an Bedeutung gewann. Die Einrichtungen zeichneten sich – bei großen Unterschieden im Einzelnen – dadurch aus, dass Kinder und Jugendliche aus ihren primären Sozialisationsverhältnissen herausgenommen wurden, um sie an einem Ort nicht nur zu unterrichten, sondern auch zu erziehen. Das Ziel war es, den Einzelnen zu disziplinieren und ihm – es handelte sich meist, aber nicht ausschließlich um Jungen – die Aneignung eines bestimmten gesellschaftlichen Habitus zu ermöglichen. Der Blick richtete sich hierbei im Wesentlichen auf zwei soziale Gruppen: zum einen wie im Fall der Shaftesbury Homes and Arethusa-Stiftung auf Kinder aus armen und sozial benachteiligten Familien und zum anderen auf den Nachwuchs der bürgerlichen Führungsschichten selbst, wobei für letzteres die britischen *public schools* sicherlich das prominenteste Beispiel darstellten.<sup>4</sup> Das Phänomen des Internatschulwesens beschränkte sich freilich nicht auf England, sondern war daneben auch in Frankreich und Deutschland ebenso verbreitet wie in anderen europäischen Ländern und deren Kolonien weltweit. Während die transnationalen Zusammenhänge an anderer Stelle erörtert werden,<sup>5</sup> wird im Folgenden am Beispiel von Hamburg nach dem Verhältnis von Internatserziehung und Großstadtleben im 19. und frühen 20. Jahrhun-

dert gefragt. Der Fokus liegt hierbei auf Einrichtungen für Jungen, für die die insgesamt prekäre Quellen- und Forschungslage zum Thema etwas besser ist.

## Internats- und Heimschulen im Deutschen Reich und in der Stadt Hamburg

Schulen, die sich nicht nur um den Unterricht, sondern auch um Kost und Logis ihrer Schüler kümmerten, gab es im deutschsprachigen Raum spätestens seit dem Mittelalter. Christliche Orden wie die Benediktiner und lokale Bischöfe gründeten allorts Kloster- und Domschulen wie das Marianum in Hamburg, um dort geeignet erscheinende Jungen zu künftigen Klerikern auszubilden. Solche Einrichtungen waren allerdings nur eingeschränkt mit den Internats- und Heimschulen der bürgerlichen Gesellschaften des 19. und 20. Jahrhunderts zu vergleichen. Zwar teilten sie mit diesen einige zentrale Aspekte wie die räumliche und zeitliche Trennung der Kinder sowie die Ausformung einer Lern- und Lebensgemeinschaft zwischen den Schülern und ihren Lehrern. Ihnen fehlte aber in der Regel der genuine Anspruch, den schulischen und außerschulischen Alltag als solchen pädagogisch zu überformen. Erste Überlegungen in diese Richtung sowie Versuche, wie sich ein solches Programm in der Praxis umsetzen ließe, fanden sich im 18. Jahrhundert, beispielsweise in den Waisen- und Bildungseinrichtungen der Franckeschen Stiftungen zu Halle oder in philanthropischen Anstalten wie der von Christian Gotthilf Salzmann 1784 im thüringischen Schnepfenthal gegründeten Internatsschule. Vergleichbare, wenn auch weniger nachhaltige Schulversuche gab es auch in Hamburg, so ein von Joachim Heinrich Campe im Jahr 1778 am Hammer Deich gegründetes Institut, das später von Ernst Christian Trapp übernommen wurde. Sämtliche der genannten Schulgründungen orientierten sich an aufklärerischen Erziehungsideal, die – eindrucksvoll nachlesbar in Jean-Jacques Rousseaus Werk »*Émile ou De l'éducation*« von 1762 – darauf abhoben, das (männliche) Kind möglichst fernab von allen störenden gesellschaftlichen Einflüssen zu einem unabhängigen und selbstkritischen Bürger zu formen.<sup>6</sup>

Solche Idealvorstellungen blieben bis weit in die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein prägend für die Überlegungen des deutschen Bürgertums

- 7 Vgl. Ulrich G. Herrmann, Die Alumnote und Internate in den Staaten des Deutschen Reiches im 19. Jahrhundert, in: ders./Detlef Müller (Hrsg.), Regionale Differenzierung und gesamtstaatliche Systembildung. Preußen und seine Provinzen, Göttingen 2003, S. 15 – 74.
- 8 Vgl. Carola Groppe, Im deutschen Kaiserreich. Eine Bildungsgeschichte des Bürgertums 1871 – 1918, Köln 2018, S. 228 – 271.
- 9 Vgl. Ludwig Wiese, Das Höhere Schulwesen in Preussen. Historisch-statistische Darstellung im Auftrage des Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten, Berlin 1864; Ewald Horn, Führer durch das Höhere Unterrichtswesen in Deutschland mit besonderer Berücksichtigung der Alumnote, Berlin u. a. 1911.
- 10 Vgl. Elke Kleinau, Bildung und Geschlecht. Eine Sozialgeschichte des höheren Mädchenschulwesens in Deutschland vom Vormärz bis zum Dritten Reich, Weinheim 1997, S. 49 f.

zur Internatserziehung. Das lässt sich zum Beispiel an Johann Gottlieb Fichtes Konzept der Nationalerziehung oder der von Johann Wolfgang von Goethe in den 1820er Jahren geprägten Metapher der »Pädagogischen Provinz« zeigen. Dagegen spielten Internats- und Heimschulen im deutschen Bildungssystem des 19. Jahrhunderts in der sozialen Praxis scheinbar eine geringe Rolle, besonders im Vergleich zu anderen Ländern wie etwa Großbritannien. Die Einschätzung lässt sich zwar auf den zweiten Blick relativieren, weil es sich zum einen im Fall der englischen *public schools* um eine nationale Meistererzählung handelt, die es dringend zu dekonstruieren gilt, und weil zum anderen die Anzahl der Internatsschulen im Deutschen Reich gar nicht so niedrig war. Beispielsweise war Ende des 19. Jahrhunderts in Preußen jede vierte höhere Schule an eine internatsförmige Einrichtung, zeitgenössisch meist als »Alumnat« bezeichnet, angeschlossen, im gesamten Deutschen Reich war es zum Beginn des 20. Jahrhunderts immerhin jede fünfte. Im Durchschnitt besuchten demnach fünf bis acht Prozent der Schülerinnen und Schüler ein Internat.<sup>7</sup> Dennoch bleibt die unterschiedliche soziale Relevanz der Internatserziehung in europäischen Ländern erklärungsbedürftig. Für die geringe Verbreitung im deutschen Fall dürfte in erster Linie der Ausbau des staatlichen Bildungssystems im 19. Jahrhundert verantwortlich gewesen sein, der zwar den Bau von Schulen, aber nicht von Unterkünften finanzierte und zugleich relativ früh für eine hohe Schuldichte sorgte. Dagegen dürfte ein oft reklamiertes intimes Familienverhältnis keine große Rolle gespielt haben, weil nachweislich auch in Deutschland Söhne aus bürgerlichen Familien zum Besuch von höheren Schulen oftmals in andere Städte geschickt wurden, wo sie in privat geführten Pensionaten unterkamen.<sup>8</sup>

Ein detaillierterer Blick auf die wenigen verlässlichen Zahlen, die uns für das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert zu Anzahl und Besuch von Internats- und Heimschulen im Deutschen Reich vorliegen, legt vier grundlegende Differenzierungsmuster offen: Zum ersten waren sie, wie für Bildungseinrichtungen bis zum Beginn des 20. Jahrhundert üblich, nach Geschlechtern getrennt. Ein Unterschied bestand zweitens zwischen Einrichtungen, die sich in erster Linie sozial benachteiligter Kinder annahmen, und solchen, die auf die Erziehung des Nachwuchses der bürgerlichen Mittel- und Oberschicht ausgerichtet waren. Zum dritten ließen sich tiefgreifende konfessionelle Unterschiede ausmachen: zwischen protestantischen Internaten, die häufig schon in der Reformationszeit gegründet worden waren mit dem Ziel, eine eigene protestantische Führungsschicht heranzuziehen, sowie katholischen Konvikten und Seminaren, die in erster Linie der Ausbildung des klerikalen Nachwuchses dienten. Im Verlauf des 19. Jahrhunderts kam es durch zahlreiche Neugründungen – beispielsweise im katholischen Raum vor und nach dem Kulturkampf, bei den Protestanten im Rahmen der Inneren Mission, aber auch von konfessionsungebundenen Internatsschulen – zu weitreichenden Verschiebungen in diesem Bereich. Das schlug sich schließlich in großen regionalen Unterschieden nieder, die ein viertes wichtiges Differenzierungsmerkmal darstellten. Schwerpunkte der Internats- und Heimerziehung im Deutschen Reich lassen sich zum Ausgang des 19. und Beginn des 20. Jahrhunderts demzufolge in Sachsen, im katholischen Rheinland und Westfalen sowie im Königreich Bayern ausmachen. Der Stadtstaat Hamburg war dagegen kein Zentrum der Anstaltserziehung.<sup>9</sup>

Der zuletzt genannte Befund erklärt sich einerseits aus der spezifischen Bildungsgeschichte der Hansestadt, ist jedoch zugleich typisch für die Schulentwicklung in städtischen Räumen. Eine dezidiert staatliche Schulpolitik setzte in Hamburg bekanntlich im Vergleich zu anderen Territorien des Deutschen Reiches relativ spät ein. Erst durch das Unterrichtsgesetz von 1870 wurde eine allgemeine Schulpflicht durchgesetzt und der Auf- und Ausbau eines staatlichen Schulwesens in Angriff genommen. Der Wandel betraf zunächst die Volksschulen, während in den höheren Schulen noch lange private Einrichtungen dominierten. Dort ermöglichten beispielsweise im Jahr 1877 drei staatliche und dreizehn private Einrichtungen rund 6000 Schülerinnen und Schülern den Besuch einer höheren Schule.<sup>10</sup> Wie

sich noch zeigen wird, entschieden sich einige bürgerliche Eltern angesichts dieser Situation dazu, ihre Kinder auf auswärtige Internatsschulen zu schicken. Auf der anderen Seite zog Hamburg, wie dies auch bei anderen Städten der Fall war, Schülerinnen und Schüler aus dem näheren und fernerem Umland an. Sie wohnten, weil die tägliche Anfahrt von zu Hause bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein meist noch zu aufwendig und mühsam war, in der Regel in privaten Pensionen. Diese Einrichtungen wurden größtenteils – und oft mehr schlecht als recht – von Lehrern und ihren Frauen oder Witwen zur Aufbesserung des eigenen Unterhalts geführt. Sie existierten daher meist nur für kurze Zeit, weshalb sie keinen Eingang in überregional geführte Internats- und Pensionatsverzeichnisse fanden. Tatsächlich sind in den entsprechenden Katalogen für Hamburg jeweils nur ein bis zwei Einrichtungen gelistet, die zugleich bereits einen höheren Institutionalierungsgrad aufweisen. Dazu zählen zum Beispiel für das frühe 20. Jahrhundert eine Einheitsschule mit Pensionat in Hamburg-Hohenfelde und Dr. Kramer's Real- und Handelsschule in Harburg. Immer Erwähnung fand in diesem Zusammenhang das Rauhe Haus in dem nahe bei Hamburg gelegenen Dorf Horn, dem in der Entwicklung der deutschen Internats- und Heimschulerziehung eine besondere Rolle zukam.<sup>11</sup>

### Das Rauhe Haus und sein Einfluss auf deutsche Internats- und Heimschulen

Das Rauhe Haus war im Jahr 1833 von dem evangelischen Geistlichen und Pfarrer Johann Hinrich Wichern in Zusammenarbeit mit anderen führenden Bürgern der Hamburger Stadtöffentlichkeit als ein christliches »Rettungsdorf« für Kinder aus unterprivilegierten

<sup>11</sup> Vgl. Rudolf Menge, Art. »Alumnat«, in: Wilhelm Rein (Hrsg.), Encyklopädisches Handbuch der Pädagogik, Langensalza 1903, S. 69–103, hier S. 85; Horn, Führer, S. 127f.



*Jungenfamilie mit ihren Erziehern im Wohn- und Arbeitszimmer des Adlers, 1902,  
Quelle: Archiv Rauhes Haus.*

Familien und sozial prekären Verhältnissen ins Leben gerufen worden. Die Gründung stand in einer längeren Tradition des wohlthätigen Engagements reicher Hamburger Bürger für die Armen der Stadt. Wicherns persönlicher Einsatz begründete sich aus seinem christlichen Glaubensverständnis sowie aus den Beobachtungen, die er nicht nur in Hamburg, sondern auch in Bremen und London in den Wohnquartieren der benachteiligten Schichten gemacht hatte. Ähnlich wie den Initiatoren der englischen Shaftesbury Homes and Arethusa-Stiftung ging es ihm bei der Gründung des Rauhen Hauses darum, die Kinder und Jugendlichen aus ihrer häuslichen Umgebung herauszunehmen, in der sie – nach Überzeugung von Wichern – nicht nur Hunger und Vernachlässigung, Missbrauch und Gewalt erlebten, sondern auch den »Verlockungen« der Großstadt ausgesetzt waren. Sein Ziel war es, sie durch Schulunterricht und alltägliches Zusammenleben in christlichen Wertvorstellungen zu üben und in der ländlichen Umgebung von Horn auf ein bürgerliches Arbeits- und Familienleben vorzubereiten. Entgegen dem Trend der Zeit nahmen Wichern und seine Mitstreiterinnen, darunter neben einigen Hamburger Senatoren vor allem seine Mutter, Schwester und sein Bruder, von Anfang auch Mädchen auf, die allerdings



getrennt von den Jungen untergebracht wurden und deren Erziehung eigenen (bürgerlichen) Idealen folgte. Das Aufnahmealter variierte recht stark, Neuzugänge konnten zwischen fünf und achtzehn Jahre alt sein. Die Kinder und Jugendlichen stammten, wie erwähnt, bei der Gründung des Rauhen Hauses zunächst aus unteren sozialen Schichten, die Herkunft wandelte sich jedoch im Laufe des 19. Jahrhunderts stark. So wurde immer mehr Kindern der Mittelschicht eine Unterkunft gewährt, die über ihr Kostgeld zugleich einen Teil der Gesamtkosten des »Rettungshauses« trugen. Diese Entwicklung mündete im Jahr 1852 in die Einrichtung eines eigenständigen Pensionats, des späteren Paulinum.<sup>12</sup>

Ein wesentliches Kennzeichen des Rauhen Hauses waren von Anfang an seine familialen Organisationsstrukturen, die in späteren Jahren zahlreichen Internats- und Heimschulen im deutschsprachigen Raum zum Vorbild dienten. Wie andere diakonische Gründungen der Zeit orientierten sich Wichern und seine Unterstützerinnen bei ihrer Einrichtung im Wesentlichen an den Idealen des protestantischen Pfarrhauses und der christlichen Familie, deren Durchsetzung sie allgemein, besonders aber in unteren sozialen Schichten, als gefährdet ansahen. Der Wunsch, die Gemeinschaft im Rauhen Haus entlang familialer Strukturen zu organisieren, kam hierbei bereits in der gewählten Semantik zum Tragen. So wurde die Mutter von Wichern bald von sämtlichen Kindern und Jugendlichen als »Mutter« bezeichnet und die jungen Männer, die in unterschiedlichen Funktionen in Schule und Haus tätig waren, wurden »Brüder« genannt. Entscheidend für die spätere Resonanz war aber weniger das grundsätzliche Verständnis der Einrichtung als eine große Familie als vielmehr die Tatsache, dass die Kinder und Jugendlichen von Anfang an in geschlechter-

12 Vgl. Hans-Walter Schmuhl, Senfkorn und Sauerteig. Die Geschichte des Rauhen Hauses zu Hamburg 1833 – 2008, Hamburg 2008, S. 39 – 75 und 116 – 144.

13 Zu den Erziehungspraktiken und Gruppenstrukturen des Rauhen Hauses vgl. ebd., S. 53 – 64 und 125 – 129. Die Prinzipien des bürgerlichen »Disziplinarregimes« beschreibt eindrücklich, wenn auch historisch nicht immer präzise: Michel Foucault, Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt a. M. 1976.

14 Vgl. Alexandra Przyrembel, Der Missionar Johann Hinrich Wichern, die Sünde und das unabänderliche Elend der städtischen Unterschichten um 1850, in: WerkstattGeschichte 20 (2011), H. 57, S. 53 – 67.

getrennte Kleingruppen aufgeteilt wurden. Diesen »Kinderfamilien« standen entsprechend dem protestantischen Vorbild ein Hausvater und dessen Frau vor, sie prägten wesentlich den Alltag der einzelnen Kinder und bildeten eine eigene Gemeinschaftsidentität heraus. Die Kinderfamilien sollten nicht im Gegensatz zur Herkunftsfamilie stehen, mit der weiterhin in Kontakt zu bleiben die Kinder gehalten waren. Die Eltern hatten jedoch ihre Erziehungsgewalt vertraglich an Wichern und die Verantwortlichen im Rauhen Haus abgegeben. Letztere nutzen diese beispielsweise, indem sie – in Übereinstimmung mit Prinzipien des sich im frühen 19. Jahrhundert zusehends etablierenden bürgerlichen »Disziplinarregimes« – die Gruppendynamiken genau beobachteten und beim geringsten Verdacht auf konflikträchtige Beziehungen oder zu enge Freundschaften einzelne Kinder und Jugendliche in andere Gruppen versetzten. Die Struktur der Kinderfamilie erwies sich letztlich als äußerst tragfähig und erfolgreich, sodass sie im Rauhen Haus grundsätzlich beibehalten wurde, auch wenn sich im Zuge der Expansion der Anstalt während des 19. Jahrhunderts einzelne Bemühungen nachweisen lassen, eine straffere Organisation einzuführen.<sup>13</sup>

Während sich das Rauhe Haus wegen Vorwürfen der religiösen Indoktrination und Vorfällen systematischer sexualisierter Gewalt gegen Kinder in Hamburg in den 1870er und 1880er Jahren verstärkt der Kritik ausgesetzt sah, erlebte sein familiales Organisationsmodell zur selben Zeit im protestantischen Deutschland einen regelrechten Siegeszug. Der Grund hierfür lag speziell in der wachsenden Unzufriedenheit von Eltern und Pädagogen mit den privaten Pensionaten, deren Betreibern man vorwarf, nur auf Geld aus zu sein und nicht auf die Erziehung zu achten und dadurch einen ausschweifenden und unmoralischen Lebensstil ihrer Zöglinge zu befördern. Abhilfe sollte die Gründung von evangelischen Familienalumnaten schaffen, die sich grundsätzlich an einem Organisationsmodell wie dem des Rauhen Hauses orientierten. Ob die Internatsneugründungen tatsächlich auf Wicherns Modell Bezug nahmen oder nicht vielmehr andere, frühere Gründungen beispielsweise der Conradischen Schulanstalt in Danzig Pate standen, lässt sich im Einzelnen nur schwer überprüfen. Wichern selbst sorgte jedenfalls durch die Gründung weiterer Pensionate unter anderem in Berlin, Posen und Danzig dafür, dass seine Vorstellungen Verbreitung fanden, wozu er sich auch der medialen Strategien und weitreichenden Netzwerke der Inneren Mission bediente, deren zentraler Akteur er war.<sup>14</sup>

Woher die Idee im Einzelfall auch immer stammen mochte, das Modell des Familialumnats verbreitete sich in den evangelischen Gebieten des Deutschen Reiches in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts rasant. Seine Befürworter schlossen sich zur weiteren finanziellen Unterstützung bald zu Vereinigungen wie dem Rheinischen Alumnatsverein (1883) zusammen. Im Zuge dieser Expansion entwickelten sich schließlich auch verschiedene Spielarten von Familialumnaten, die sich beispielsweise darin unterschieden, ob sie von einem Lehrer und seiner Ehefrau oder einem bestellten Inspektor und einer angestellten Hausdame geleitet wurden.<sup>15</sup>

Die evangelischen Familialumnate – und durch sie das Rauhe Haus in Hamburg – dienten vielen »reformpädagogischen« Internat- und Heimschulprojekten zum Vorbild, die ab der Jahrhundertwende in Deutschland entstanden. Deren Gründerinnen und Gründer stellten zwar solche Bezüge in der Regel nicht her, sondern sahen ihre Tätigkeit eher in einer Linie mit den aufklärerischen Erziehungsutopien von Rousseau und Goethe, die Parallelen sind gleichwohl frappierend. Sprechend ist in diesem Kontext eine Äußerung von Hermann Lietz, dem Doyen der deutschen Landerziehungsheime, der sich an das Familienleben in seinen Heimen mit den Worten erinnerte: »Man lebte zusammen wie ein Gutsherr mit seinen Kindern, seinen Geschwistern und Angestellten.«<sup>16</sup> Die Metapher vom »Gutsherrn« macht bereits deutlich: »Reformpädagogen« wie Lietz ging es bei der Anverwandlung familialer und häuslicher Strukturen weniger um die Nachahmung eines christlichen Familienideals, sondern in erster Linie darum, durch Übersichtlichkeit und auf persönlicher Bindung beruhendem Vertrauen möglichst umfassende Kontrolle und Macht über die Kinder und Jugendlichen zu erlangen und auszuüben.

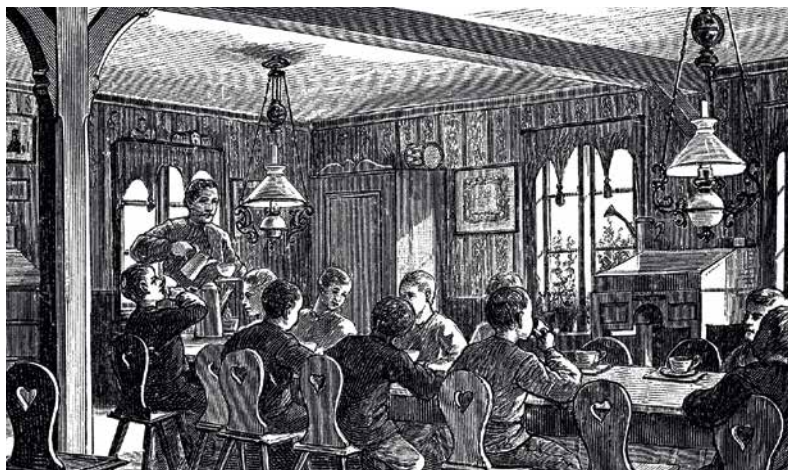
15 Vgl. Herrmann, Aluminate, S. 32 – 37.

16 Hermann Lietz, Lebenserinnerungen. Von Leben und Arbeit eines deutschen Erziehers, hrsg. von Erich Meißner, 3. Auflage, Beckenstedt am Harz 1922, S. 138.

17 Vgl. Jürgen Oelkers, Eros und Herrschaft. Die dunklen Seiten der Reformpädagogik, Weinheim / Basel 2011, S. 181 – 200.

Das ließe sich am Beispiel der Lietzschen Landerziehungsheime ebenso veranschaulichen wie an der von Paul und Edith Geheeb gegründeten koedukativen Odenwaldschule. Sie war 1910/11 mit dem Geld von Ediths Vater Max Cassirer in der Form eines kleinen Schuldorfes errichtet worden, in dem je ein Lehrer mit seiner »Familie« ein Haus bewohnte. Dieses Familiensystem sollte zu einem vertrauensvollen Verhältnis unter den Schülerinnen und Schülern sowie zwischen ihnen und den Lehrerinnen und Lehrern führen. Es schuf jedoch gleichzeitig die Grundlagen für jene Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse, in denen später die Ausübung physischer und psychischer Gewalt sowie sexueller Missbrauch ungehindert praktiziert werden konnten und die zugleich die jahrelange Vertuschung ermöglichten.<sup>17</sup>

Das Phänomen der Familialisierung und Verhäuslichung von Internats- und Heimschulen betraf freilich nicht nur neu gegründete Anstalten in den protestantischen Regionen Deutschlands. Es erfasste im Laufe des 19. Jahrhunderts vielmehr die Mehrzahl der traditionellen Einrichtungen in fast allen europäischen Ländern, wie sich am Beispiel von England zeigen lässt. Die dortigen *public schools*, in denen traditionell die Söhne der Aristokratie und zunehmend auch des Bürgertums erzogen wurden, wur-



Wohnzimmer im Haus »Bienenkorb«, Jungenfamilie mit Familienbruder. Bleistiftzeichnung (idealisiert) von Otto Speckter, etwa Mitte 19. Jhd. Quelle: Archiv Rauhes Haus.

- 18 Vgl. Fabian Kessl / Sabine Reh, Familialisierung pädagogischer Kontexte als Risikopotenzial für Gewalt? Ethnographische Beobachtungen zu Grenzen und Grenzüberschreitungen, in: Sabine Andresen / Rudolf Tippelt (Hrsg.), Sexuelle Gewalt in Kindheit und Jugend Weinheim / Basel 2018, S. 149 – 161.
- 19 Herbert Kalthoff, Wohlerzogenheit. Eine Ethnographie deutscher Internatsschulen, Frankfurt a. M. / New York 1997, S. 245.
- 20 Vgl. Pfortner Stammbuch 1543 – 1893 zur 350jährigen Stiftungsfeier der Königlichen Landesschule Pforta, hrsg. von Max Hoffmann, Berlin 1893, S. 380 – 395 passim.
- 21 Vgl. Gedruckte Schülerverzeichnisse, 1898 – 1930, Archiv der Hermann-Lietz-Schulen Hof Bieber.
- 22 Das illustriert am Beispiel der rheinischen Unternehmerfamilie Colsman: Grope, Kaiserreich, S. 211 – 223 und 291 – 297.
- 23 Vgl. Reinhart Bunsen. Ein Kinderleben in Briefen, Teil I (1902 – 1906) und Teil II (1906 – 1908), transkribiert und editiert von Gertrud Bunsen, o. D. (Kopie), Archiv und Bibliothek der Landesschule Pforta (ABLS).

den ab den 1830er Jahren grundlegend reformiert und umstrukturiert. Im Zuge dessen wurde die Unterbringung der Internatsschüler in Häusern organisiert, die von einem Lehrer und einer Hausdame geleitet wurden und schnell zum zentralen Identitätsmarker für die Schüler und die Schule wurden. Vergleichbar gravierende Veränderungen lassen sich bei bestehenden Anstalten im deutschen Sprachraum in der Regel nicht finden. Sie griffen aber, zum Beispiel durch die Einführung von vertrauensbasierten Tutorenbeziehungen zwischen Lehrern und Schülern, ebenfalls idealisierte Vorstellungen bürgerlicher Familienverhältnisse auf und versuchten, sie in die Internatserziehung zu integrieren. Gegenüber einer expliziten Imitation von Familienstrukturen wie im Fall der Gründung eigener Hausgemeinschaften stellte dies eine implizite Übernahme von familialen Praktiken dar.<sup>18</sup> In beiden Fällen war das Ziel ein doppeltes: Einerseits sollte durch die Adaption von familialen Vertrauens- und Kommunikationsbeziehungen die Kontrolle und Macht über die Kinder und Jugendlichen gefestigt werden, zum anderen wollte man sich durch die Anpassung an bürgerliche Familienvorstellungen als ideale »Dienstleistungsinstrumente« für ebendiese bürgerlichen Kreise vermarkten.<sup>19</sup> Wie dies funktionierte und was die Tücken hierbei waren, wird im Folgenden wiederum am Beispiel Hamburger Schüler und ihrer Familien veranschaulicht.

## Hamburger Bürgersöhne auf deutschen Internatsschulen

Wie viele Hamburger Bürgerfamilien ihre Söhne (und Töchter) im 19. und frühen 20. Jahrhundert auf Internatsschulen schickten, lässt sich aufgrund der Quellen-

lage nicht genau sagen, dass sie es taten, aber sehr wohl. So finden sich im 1893 angelegten »Stammbuch« der Internatsschule Pforta – einer sächsischen Gründung aus der Reformationszeit, die im 19. Jahrhundert als eines der renommiertesten neuhumanistischen Gymnasien Preußens galt – allein für die 1820er und 1830er Jahre vier Schüler, deren Väter Kaufmänner oder Ärzte in der Hansestadt waren.<sup>20</sup> In späteren Jahrzehnten scheint diese Verbindung abgebrochen zu sein, denn erst für das frühe 20. Jahrhundert lässt sich erneut ein Schulbesuch von Hamburger Bürgersöhnen in Schulpforta nachweisen. Zur selben Zeit zeigte sich ein gesteigertes Interesse an neuen »Reform«-Internaten wie den von Herrmann Lietz gegründeten Landerziehungsheimen. In ihren Schülerlisten sind allein für die Jahre von der Gründung des ersten Internats 1898 bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 20 Schüler – nur Jungen, obwohl in den Unter- und Mittelstufen auch Mädchen aufgenommen wurden – aufgeführt, die aus Kaufmanns-, Rechtsanwalts- und Arztfamilien der Hansestadt stammten.<sup>21</sup> Über das tatsächliche Ausmaß des Phänomens sagen diese Zahlen wenig, ebenso wie über die Motive für einen Internatsaufenthalt. Im 19. Jahrhundert dürfte sicherlich das unterentwickelte Hamburger Bildungswesen ein Grund dafür gewesen sein, dass Bürgerfamilien ihre Kinder auf eine Alumnatsanstalt schickten. Darüber hinaus mag vielfach ein gewisses Bedürfnis, die pubertierenden Jungen »aus dem Haus« zu haben, mitgespielt haben.<sup>22</sup> Im frühen 20. Jahrhundert gesellte sich zu diesem Ansinnen zunehmend die Hoffnung, die problematische Bildungskarriere eines bürgerlichen Kindes durch den Besuch von Internaten – besonders solchen mit einem reformerischen Sach- und Arbeitsunterricht – zu korrigieren.

Ein Beispiel, bei dem sich die genannten Motive überschneiden, stellt der Fall des 1893 geborenen Hamburger Juristensohnes Reinhart Bunsen dar, der in den Jahren zwischen 1902 und 1908 die Internatsschulen in Donndorf und Pforta besuchte. Von seinem Leben dort können wir uns ein recht gutes Bild machen, weil der Briefwechsel zwischen dem Schüler Reinhart und seiner Familie sowie zwischen seinen Eltern und Lehrern in weiten Teilen überliefert ist.<sup>23</sup> Die konkreten Gründe, warum der gerade einmal neunjährige Reinhart ab 1902 zunächst von einem Lehrer im nahe Schulpforta gelegenen Bad Kösen Privatunterricht erhielt, um dann in die Vorbereitungsschule des Alumnats Donndorf geschickt zu werden, werden in der Korrespondenz nicht aufgeführt, es finden sich jedoch einige

Anhaltspunkte. So war es wohl ausdrücklicher Wunsch des Vaters, dass der Sohn später ebenfalls Jurist werden würde, wozu der Besuch eines humanistischen Gymnasiums im frühen 20. Jahrhundert noch eine grundlegende Voraussetzung war. Weshalb die Wahl hierbei auf Pforta fiel und nicht auf eine Hamburger Schule, bleibt allerdings unklar. Es könnte am guten Ruf der Schule gelegen haben; eine entsprechende Familientradition, bei der beispielsweise der Vater denselben Bildungsweg gegangen wäre, bestand jedenfalls nicht. Vielleicht aber entschieden sich die Bunsens auch deshalb für Pforta, weil die Schule weit weg von Hamburg lag und sie sich vom Internatsaufenthalt erhofften, dass der Sohn unabhängiger und selbstständiger wurde. Für diese Vermutung spricht das offenkundig schwierige Verhältnis zwischen Vater und Sohn, das in den Briefen immer wieder zum Vorschein kommt. Beredt ist in diesem Zusammenhang auch ein Tagebucheintrag des Vaters anlässlich des Geburtstags seines Sohnes am 4. Juni 1900, in dem es hieß: »Reini ist sieben Jahre alt. Er ist ein großer Hasenfuß – leider, und körperlich schlaff und ungewandt. Das macht mir für seine Zukunft Sorgen.«<sup>24</sup>

Reinhart schien sich der Erwartungen, die seine Eltern an seinen Aufenthalt in der Ferne knüpften, im Großen und Ganzen bewusst gewesen zu sein. Jedenfalls ließ er nur vereinzelt in seinen Briefen etwas Heimweh anklingen und berichtete stattdessen häufig recht jovial aus seinem Schulalltag. So ließ er die Eltern in einem ersten Schreiben nach seiner Versetzung nach Pforta am 22. April 1906 wissen: »Hier gefällt es mir sehr gut. Die Tagesordnung kann ich fast, sie ist bestimmt und es wird nichts dran geändert wie in Donndorf. Wir haben täglich drei bis vier Arbeitsstunden. Zum Montag haben wir nur sehr wenig auf. [...] Wir sind [heute] den Knabenberg hinaufgeklettert

24 Zitiert nach ebd., Teil I, Vorwort, ABLs.

25 Reinhart Bunsen an seine Eltern, Pforta, 22.4.1906, ebd., Teil II, ABLs.



*Reinhart Bunsen mit seinen Eltern Reinhart sen. und Hertha und Schwester Adele, o.J. [um 1900],  
Quelle: Charlotte Bunsen (Nachlass Reinhart Bunsen).*

und dann hinten wieder an einer sehr steilen Stelle hinuntergerutscht.«<sup>25</sup> Einen ähnlich leichten Ton schlug Reinhart auch in zahlreichen weiteren Briefen an die Familie an, besonders dann, wenn er vom Alumnatsleben berichtete, von den Spielen und Spaziergängen, die er mit anderen Schülern unternahm, und von den Theateraufführungen und Ausflügen. Dagegen thematisierte er den eigentlichen Schulunterricht nur beiläufig und ging erst auf Nachfrage von zu Hause näher darauf ein. Tatsächlich scheint das Internatsleben für Reinhart in erster Linie ein großes Abenteuer gewesen zu sein. So wundert es nicht, dass seine schulischen Leistungen durchweg zu wünschen übrigließen, er sowohl in Donndorf als auch in Schulpforta immer versetzungsgefährdet war und darüber hinaus wiederholt gegen die Schulordnungen verstieß. So schrieb er Ende August 1906, nur vier Monate nach seiner Aufnahme in Pforta und dem oben zitierten Brief, recht kleinlaut an die Eltern: »Zu meinem lebhaften Schmerz muß ich Euch melden, daß ich am vorigen Sonnabend vor der ganzen [Lehrer-]Synode vom Rektor getadelt worden bin, weil ich wegen fortgesetzter Faulheit und anderer



Ungezogenheiten nicht weniger als fünf Dispensationen erhalten habe. Wo sind meine Versprechungen geblieben. Heute muß ich noch 10 Striche hinzusetzen. Ich bin sehr traurig darüber.«<sup>26</sup>

Reinharts selbstkritisches Bedauern belegt, dass die Episode vom August 1906 keinen Einzelfall darstellte. Tatsächlich hatten bereits die Lehrer in Bad Kösen und Donndorf mehrfach sein Verhalten beklagt, das sich auch in Schulpforta zunächst nicht besserte, weshalb der Abgang von der Internatsschule zur Diskussion stand. Im Sommer 1907 war die Situation so verfahren, dass selbst die Mutter, die ansonsten nur freundliche Worte für ihren Sohn fand, erbost mahnte: »Sieh doch zu, mein Junge, daß Du nun endlich nicht mehr als Baby betrachtet wirst, sondern als 14 Jahre zählender Junge. [...] Und] glaube mir, Deine Eltern sind nur aus Liebe strenge mit Dir, weil sie Dich zu einem tüchtigen Menschen machen wollen.«<sup>27</sup> Der Appell schien zu fruchten, zumindest verbesserten sich Reinharts Leistungen und Verhalten im Herbst etwas. Im Winter 1907/08 konnte er jedoch wegen einer längeren Erkrankung für mehrere Wochen nicht am Unterricht teilnehmen, sodass er den Anschluss verlor, worüber er mit Lehrern und Mitschülern zusehends in Konflikt geriet. Mitte März schrieb Reinhart daher voll Verzweiflung an die Eltern: »Wenn es Euch auch schwer ankommt, so kann ich es doch nicht für mich behalten, aber hier kann ich nicht bleiben. [...] Ich bitte Euch flehentlich mich möglichst bald fortzunehmen. [...] Am liebsten ist es mir noch, wenn es geht, mich in dieser Woche nach Hause kommen zu lassen. Dann werde ich mich danach erkundigen, wie weit man in Hamburg ist, und dann jeden Tag ein von Euch aufgegebenes Pensum nachholen und lernen.«<sup>28</sup> Das Schreiben zeigte unmittelbare Wirkung: Bereits zwei Tage später plante die Mutter nach Pforta zu reisen, wovon sie in

26 Reinhart Bunsen an seine Eltern, Pforta, 28.8.1906, ebd., Teil II, ABLs.

27 Hertha Bunsen an ihren Sohn Reinhart, 22.8.1907, ebd., Teil II, ABLs.

28 Reinhart Bunsen an seine Eltern, Pforta, 14.3.1908, ebd., Teil II, ABLs.

29 Zu Walther Burckhar(d)t vgl. Pförtner Stammbuch, S. 399.

letzter Sekunde vom Rektor abgehalten wurde. Zugleich zog die Schule ihrerseits Konsequenzen und verweigerte Reinhart die Versetzung. Er ging daraufhin Ende März 1908 ab, wobei für die Frage, warum er im Internat Schulpforta keinen Erfolg gehabt hatte, jede Seite ihre eigene Erklärung hatte.

Obwohl sich am Beispiel von Reinhart Bunsen anschaulich das vielschichtige Zusammenspiel zwischen den unterschiedlichen Erwartungen von Eltern, Lehrern und Schülern an die Internatserziehung sowie persönlichen Befindlichkeiten und sozialen Gegebenheiten vor Ort nachzeichnen lässt, ist sein Schicksal letztlich nur eines unter vielen. Nicht jeder Besuch einer Internatsschule war von Anfang an zum Scheitern verurteilt, wie sich an den Karrieren anderer Hamburger Schüler belegen lässt. So schlossen von den vier Jungen, die Anfang des 19. Jahrhunderts Schulpforta besuchten, mindestens zwei die Schule mit einer Valediktionsarbeit ab, errangen also die Hochschulreife. Einer von ihnen, ein Walther Burckhardt, studierte im Anschluss evangelische Theologie, um dann als Lehrer am Rauhen Haus in Hamburg tätig zu sein, das – wie wir uns erinnern – später zahlreichen Internaten im deutschsprachigen Raum als Vorbild für ihre Bemühungen um eine Familialisierung und Verhäuslichung des Anstaltsgefüges dienen sollte.<sup>29</sup> Vergleichbare Rückkopplungseffekte einer erfolgreichen Internatserziehung lassen sich im frühen 20. Jahrhundert auch für die Landerziehungsheime von Hermann Lietz aufzeigen. Dort trat beispielsweise nach dem erfolgreichen Abschluss seines Studiums im Jahr 1911 Max Prüss, der ursprünglich aus Geesthacht bei Hamburg stammte, seinen Dienst als Lehrer im Unterstufen-Internat in Ilsenburg in Thüringen an. Der Umstand wäre nicht weiter erwähnenswert, wäre Prüss nicht einer der



*Reinhart Bunsen, o.J. [um 1900], Quelle: Charlotte Bunsen (Nachlass Reinhart Bunsen).*

ersten Schüler von Hermann Lietz gewesen, in dessen »Reform«-Internaten er seine gesamte Schullaufbahn verbracht hatte. In seiner Rückkehr nach Ilsenburg sah Lietz daher eine Bestätigung seines Konzepts einer ländlichen Internatserziehung, das er – wie andere »Reformpädagogen« der Zeit – immer auch in Abgrenzung zur Großstadt dachte. So hatte er schon 1897 geurteilt: »Man mag nur hingehen in eine Stadt, wie Hamburg, [...] und man wird erschüttert die Jugend glücklich preisen, die aus ihren Wäldern, Feldern, Dörfern niemals zu dieser Art moderner ›Bildungs-, ›Unterhaltungs-, ›Vergnügungsstätten‹ gelangt; man wird der Jugend, die nun leider einmal im Bannkreis dieser Mauer geboren ist und wohnt, zurufen: Hinaus aus dieser Pestluft, diesem Höllenpfuhl!«<sup>30</sup>

## Schlussbetrachtungen

Die Auffassung, nur durch ein Leben fernab der Großstadt und ihrer Gefahren könne aus einem Kind ein wahrhaft glücklicher und freier Mensch werden, schloss nicht zufällig an aufklärerische Erziehungsutopien an, wie wir sie auch bei Rousseau, Fichte und Goethe finden. Lietz bemühte sich dadurch wie andere »Reformpädagogen« seiner Zeit um eine historisch-philosophische Legitimierung der eigenen Anstaltsgründungen. Die Vorstellung, eine Flucht auf das Land würde ein besseres Leben garantieren, mag in der Tat Anfang des 20. Jahrhunderts – nicht weniger als heute – für den einen oder die andere eine verlockende Perspektive dargestellt haben. In welchem Ausmaß sie die Entscheidung von bürgerlichen Eltern beeinflusst hat, das eigene Kind auf ein Internat zu schicken, muss offenbleiben. Letztlich gab es, wie in der vorliegenden Skizze herausgearbeitet wurde, ein ganzes Bündel an

30 Hermann Lietz, Emlohstobba. Roman oder Wirklichkeit? Bilder aus dem Schulleben der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft?, Berlin 1897, S. 86. Zu Max Prüss vgl. D.L.E.H. Das dreizehnte Jahr in Deutschen Land-Erziehungsheimen. 1. Teil, hrsg. von Hermann Lietz, Leipzig 1911, S. 11.

Gründen für einen solchen Schritt. Dazu zählte der Mangel an qualifizierten Bildungseinrichtungen als ein Phänomen, das besonders in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur in ländlichen Gebieten, sondern auch in einzelnen Großstädten wie Hamburg anzutreffen war. Ein Internatsbesuch konnte aber auch der Unfähigkeit von Eltern geschuldet sein, sich hinreichend um ihre Kinder zu kümmern – was schon im 19. Jahrhundert nicht nur sozial benachteiligte Familien betreffen konnte, sondern durchaus auch solche des Bürgertums, wenn beispielsweise der Vater abwesend und die Mutter mit der alleinigen Erziehung des Sohnes überfordert war. Hinzu trat häufig der Wunsch, dem eigenen Kind ein spezifisches Bildungsangebot zu unterbreiten, sei es durch den Besuch eines humanistischen Internatsgymnasiums wie Schulpforta oder eines auf Sach- und Arbeitsunterricht spezialisierten Landerziehungsheims. Dieses Motiv gewann besonders mit der wachsenden Bedeutung von Bildungszertifikaten an Gewicht und vermengte sich seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts häufig mit dem Ansinnen bürgerlicher Eltern, problematische Bildungskarrieren ihrer Kinder durch eine Internatserziehung zu korrigieren.

Während bürgerliche Familien in Großstädten ihre Entscheidung für oder gegen einen Internatsaufenthalt ihrer Kinder entlang dieser Gründe getroffen haben dürften, prägten zugleich ihre – tatsächlichen oder vermeintlichen – Bedürfnisse seit dem 19. Jahrhundert maßgeblich die Entwicklung der Internatserziehung hierzulande. Ausdruck dessen waren die weitreichenden Familialisierungs- und Verhäuslichungsbestrebungen, die von der expliziten Imitation bürgerlich-protestantischer Familienstrukturen durch die Gründung von Hausgemeinschaften bis hin zur impliziten Nachahmung familialer Beziehungspraktiken in Tutorensystemen reichen konnten. Diese Maßnahmen hatten zum Ziel, bürgerliche Erziehungspraktiken des Vertrauens und der Selbstregulierung zur Grundlage der Disziplinarregime von Internaten zu machen und die Anstalten dadurch als Dienstleister für entsprechende Schichten zu etablieren. Das Rauhe Haus in Hamburg diente hierbei, wie gezeigt werden konnte, mit seiner familienförmigen Organisation als zentrales Vorbild für die Neugründung und Reform zahlreicher Alumnate und Heime in Deutschland in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Seine Gründungsgeschichte machte zugleich noch einmal die Kehrseite dieser Entwicklung deutlich, die bereits in dem zitierten Urteil von Hermann Lietz angeklungen ist: die mutmaßliche Auf-

DANIEL GERSTER

■ »HINAUS AUS DIESER PESTLUFT,  
DIESEM HÖLLENPFUHL!«

ALINA L. JUST

■ VERGNÜGEN MIT PLAN

- 1 Diese Studie entstand im Rahmen des Projekts »Pleasurescapes« dank einer Förderung durch HERA (Humanities in the European Research Area), die Europäische Kommission und das Bundesministerium für Bildung und Forschung. Dank geht außerdem an Lisa Kosok (HCU), Laurenz Gottstein (HCU), Janina Kriszio (HCU), Johanna Fleischer (HCU), Christina Reimann (Stockholm University), Hans-Ulrich Wagner (Leibniz-Institut für Medienforschung | Hans-Bredow-Institut), Yvonne Robel (FZH), Stefan Mörchen (FZH), Christian Heinrich (steg Hamburg mbH), Birgit Ferber (Behörde für Stadtentwicklung und Wohnen Hamburg), Sönke Treu (NDR), Darijana Hahn und Harald Beckedorf.
- 2 Johanna Niedbalski, Die ganze Welt des Vergnügens. Berliner Vergnügungsparks der 1880er bis 1930er Jahre, Berlin 2018.
- 3 Diebstech Mitte Altona aktuell. Informationen zu Planungen und Projekten, hrsg. von der Freien und Hansestadt Hamburg, Behörde für Stadtentwicklung und Wohnen, Redaktion steg Hamburg, (2020), Nr. 15.

lösung der bürgerlichen Familie, ihrer Strukturen und Werte unter den Lebensbedingungen der modernen Großstadt. Die Angst davor erwies sich bis ins frühe 20. Jahrhundert als eine wesentliche Triebfeder nicht nur für die skizzierte Familialisierung der Internats- und Heimerziehung, sondern auch für Neugründungen wie die evangelischen Familienalumnate und die »reformpädagogischen« Landerziehungsheime. Grundsätzlich diente das vermeintlich gefährliche und unmoralische Leben in einer Großstadt wie Hamburg daher als Kontrastbild, vor dem sich die deutsche Internatserziehung mit ihren familialen Strukturen und Praktiken verheißungsvoll abhob.

- Dr. Daniel Gerster ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH).

## VERGNÜGEN MIT PLAN

Der Luna Park in Altona als Motor für Stadtentwicklungsprozesse<sup>1</sup>

**W**o heute Hamburgs neuer Fernbahnhof entsteht, fuhr einmal eine Achterbahn. Das künftige Quartier Diebsteich gründet auf einem illustren Ort städtischen Vergnügens: Von 1913 bis 1926 befand sich dort ein Luna Park. So hießen Anfang des 20. Jahrhunderts große Vergnügungsparks neuen Typs, die in vielen westlichen Metropolen entstanden. Sie griffen die technischen Innovationen und gesellschaftlichen Moden der Zeit auf und setzten sie in Spiel, Gastronomie und Unterhaltung um.<sup>2</sup> Karussells, Schaukeln und Autoskooter, Tanzpavillons und Freilichtbühnen, Schaubuden und Kuriositätenkabinette, Bierhallen, Cafés, Varietés und Achterbahnen – dies alles gehörte zum bunten Repertoire der Luna Parks. Die Geschichte des Altonaer Luna Parks ist kurz, aber turbulent. Hoch ambitioniert und opulent gestartet, steckte das Unternehmen schnell in den Schulden. Das Vergnügen am Diebsteich währte nur kurze Zeit: 1926 schloss der Park für immer seine Tore. Doch erhalten blieb eine urbane Freifläche, die dank ihrer früheren Nutzung optimal an öffentliche Infrastrukturen angeschlossen und perfekt geebnet war für weitere Bebauung. Der Luna Park hatte sumpfiges Brachland in wirtschaftlich wertvolles Bauland verwandelt, das in der Folgezeit für diverse Nutzungen zur Verfügung stand. Aktuell wird das Quartier Diebsteich entscheidend fortentwickelt. Nach Plänen der Hamburger Behörde für Stadtentwicklung und Wohnen soll das Viertel den Luna Park »in abgewandelter Form wiederaufleben« lassen.<sup>3</sup> Außerdem entstehen in unmittelbarer Nachbarschaft eine große Musikhalle, künstlerische Werkstätten und kreative Angebote. Wird das Vergnügen im Altona des 21. Jahrhunderts erneut zu einer treibenden ökonomischen und stadtplanerischen Kraft?

Dieser Artikel geht der Geschichte des Altonaer Luna Parks in einer akteurszentrierten Perspektive von Stadtentwicklung nach. Er zeigt, dass nicht nur Wohnungsbau- oder Eisenbahngesellschaften »den Motor für

- 4 Hildegard Schröteler-von Brandt, Geschichte der Stadtplanung, in: ARL – Akademie für Raumforschung und Landesplanung (Hrsg.), Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung, Hannover 2018, S. 808.
- 5 Begriff wird im Folgenden verstanden wie bei Antje Dietze / Maren Möhring, Einleitung, Produktionswelten der Massenkultur, in: Geschichte und Gesellschaft 46 (2020), H. 1, S. 5–24, hier S. 5 f.
- 6 Paul Nolte (Hrsg.), Die Vergnügungskultur der Großstadt. Orte – Inszenierung – Netzwerke (1880–1930), Köln / Weimar / Wien 2016; Daniel Morat u. a., Weltstadtvergnügen. Berlin 1880–1930, Göttingen 2016; Lisa Kosok / Mathilde Jamin (Hrsg.), Viel Vergnügen. Öffentliche Lustbarkeiten im Ruhrgebiet der Jahrhundertwende, Essen 1992.
- 7 Olaf Bartels / Holmer Stahncke, Werner Jakstein. Die bauliche Entwicklung der Stadt Altona, Hamburg 2019.
- 8 Niedbalski, Die ganze Welt des Vergnügens; Sacha Szabo, Lunaparks. Auf den Spuren einer vergessenen Vergnügungskultur, Marburg 2017.
- 9 Paul Chatterton / Robert Hollands, Urban Nightscapes. Youth Cultures, Pleasure Spaces and Corporate Power, New York NY 2003; Anne Vogelpohl, Lebendig, laut, lukrativ? Zur Produktion von Widersprüchen in 24/7 Quartieren, in: *dérive*. Zeitschrift für Stadtforschung (2011), H. 44, S. 13–17; Raphael Schwegmann, Nacht-Orte. Eine kulturelle Geographie der Ökonomie, Bielefeld 2016; Jakob F. Schmid, Stadt

die räumliche Entwicklung in den Stadterweiterungsgebieten« um 1900 bildeten,<sup>4</sup> sondern ebenso die boomende Vergnügungsindustrie<sup>5</sup>. Dafür greift der Artikel Kulturgeschichten der Stadt auf, die die Bedeutung von Populärkultur für Urbanisierungsprozesse betonen,<sup>6</sup> und schließt an die Stadtbaugeschichte und Geschichte der Stadtplanung an.<sup>7</sup> Anders als bisherige Forschung zu Vergnügungsparks geht er weniger auf kulturelle Praktiken ein,<sup>8</sup> sondern konzentriert sich auf den Luna Park als entscheidende Zäsur in der räumlichen und infrastrukturellen Stadtentwicklung Altonas. In der aktuellen Stadtplanung und Humangeografie findet Vergnügungskultur durchaus Interesse, wird aber nicht historisch rückgebunden.<sup>9</sup> Die deutsche Stadtbaugeschichte hingegen hat Vergnügungskultur bisher nicht eigens beleuchtet. In Hamburg standen eher die Themen Wohnen, Arbeit und Stadterneuerung im Fokus.<sup>10</sup> Doch Vergnügungsgeschehen und Stadtentwicklung gehören zusammen, historisch wie gegenwärtig. Das zeigt dieser Beitrag am Beispiel des Altonaer Luna Parks. Die historischen Vergnügungsunternehmer<sup>11</sup> waren neu im Feld und handelten aus dem Augenblick heraus. Sie suchten sich Raum und gestalteten Stadt – ökonomisch, räumlich, baulich, infrastrukturell und kulturell. Inzwischen wird das Zusammengehen von Vergnügen und Stadtentwicklung von der anderen Seite her proaktiver gestaltet: Kulturwirtschaft und Vergnügungsangebote sind urbane Standortfaktoren, die Stadtplanende bewusst einbeziehen. Auch dies lässt sich am Luna Park nachvollziehen, wenn man die Fortentwicklung des Quartiers verfolgt.

Welche Akteure waren an der Gründung des Luna Parks beteiligt und was waren ihre Motive? Wie veränderte der Bau des Vergnügungsparks die Gegend am Diebsteich? Wer profitierte von dem Projekt, obwohl der Vergnügungsbetrieb scheiterte? Und schließlich:

Welche Rolle spielt das Thema Vergnügen für die aktuelle Planung am Diebsteich? Entlang dieser Leitfragen wertet die vorliegende historische Studie archivalisch überlieferte Korrespondenzen und Dokumente der Bauverwaltung Altona aus. Abschließend beleuchtet sie auf der Basis grauer Literatur, einschlägiger Sekundärliteratur, journalistischer Quellen sowie eines Interviews mit Birgit Ferber, Projektleiterin der Projektgruppe Planung Mitte Altona in der Behörde für Stadtentwicklung und Wohnen, die Sicht von Expert\*innen aus Wissenschaft und Verwaltung auf die heutige Situation. Eine wichtige Ausgangsbasis dieser Studie stellt die Arbeit des ehrenamtlichen Luna Park-Forschers Harald Beckedorf dar. Er betreibt privat eine Luna Park-Website, auf der er die Anordnung des Parks rekonstruiert und zum virtuellen Rundgang einlädt.<sup>12</sup> Beckedorfs Spuren sowie andere ehrenamtliche und journalistische Beiträge aufgreifend,<sup>13</sup> wertet die folgende Studie erstmals die behördliche Überlieferung zum Luna Park in Altona aus. Wissenschaftliche Vorarbeiten existieren kaum. Holmer Stahncke erwähnt den Park äußerst knapp und dazu fehlerhaft.<sup>14</sup> Johanna Niedbalskis Buch über Vergnügungsparks ist maßgeblich, behandelt aber Berlin.<sup>15</sup> Sacha Szabo brachte einige populärwissenschaftliche Bildbände heraus, die den Altonaer Luna Park erwähnen, jedoch nicht ergründen.<sup>16</sup> Darijana Hahn wiederum hat wichtige Grundlagenforschung zum Unternehmer Hugo Haase betrieben, der den Luna Park 1922 übernahm.<sup>17</sup> Doch bei Hahn steht

nach Acht. Stadtentwicklungspolitische Instrumente für das Management der urbanen Nachtökonomie, Univ.-Diss., Hamburg 2018; Thomas Krüger / Jakob F. Schmid / Tanja Jauernig, stadtnachacht. Management der Urbanen Nachtökonomie. Ein Pilotprojekt der Nationalen Stadtentwicklungspolitik des Bundes, HafenCity Universität Hamburg, [Projektdokumentation] 2015, <http://www.stadtnachacht.de/publications/> [30.11.2020].

- 10 Dirk Schubert, Stadterneuerung in London und Hamburg. Eine Stadtbaugeschichte zwischen Modernisierung und Disziplinierung, Braunschweig / Wiesbaden 1997; Hans Harms / Dirk Schubert, Wohnen in Hamburg – Ein Stadtführer zu 111 ausgewählten Beispielen, Hamburg 1989.
- 11 Während auf selbstständig-künstlerischer und angestellter Ebene vielfach Frauen tätig waren, waren es auf Leitungsebene doch meist Männer.
- 12 <http://www.luna-park-altona.de/> [14.12.2020]. Thematisch sortierte Unterseiten bieten vertiefende Informationen. Das Quellenmaterial speist sich aus online verfügbaren Zeitungsausschnitten und historischen Ansichtskarten.
- 13 Olaf Wunder, Mit Achterbahn und Wellenbad. Hamburgs untergegangener Freizeit-Park, in: Hamburger Morgenpost (MOPO), 9.11.2017; Helga Magdalena Thienel, Vor 90 Jahren – Großer Rummelplatz in Altona-Nord. Der Lunapark und seine Geschichte, in: Altona-Nord im Blick. Die Infozeitschrift des Stadtteilforums Altona-Nord (2006), Nr. 25, S. 6.
- 14 Falsche Datierung der Laufzeit des Parks. Holmer Stahncke, Altona. Geschichte einer Stadt, Hamburg 2014, S. 38.
- 15 Niedbalski, Die ganze Welt des Vergnügens, hier S. 127 (einzige Erwähnung des Luna Parks in Altona).
- 16 Szabo, Lunaparks, S. 92; Claudia Puttkammer / Sacha Szabo, Gruß aus dem Luna-Park. Eine Archäologie des Vergnügens. Freizeit und Vergnügungsparks Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, Berlin 2007, S. 57.
- 17 Darijana Hahn, Hugo Haase – Karussellkönig aus Winsen, Ehestorf 2007.



Haases berühmter Stellingener Vergnügungspark an der Hagenbeckstraße im Zentrum. Der Luna Park hingegen bleibt ein Nebenschauplatz<sup>18</sup> – obwohl er das nicht war, weder für Haase noch für die Altonaer Stadtentwicklung. Dies wird im Folgenden gezeigt.

### Ein unbekannter Investor, ein neuartiges Projekt

Im November 1911 erhielt die Kommission für Verkehr und Grundeigentum bei der Bauverwaltung Altona einen langen Brief. Absender war ein gewisser Hugo Smidt. Er fragte, »ob die Stadt Altona geneigt sein würde, ein an der Langenfelderstrasse belegenes Staatsgrundstück [...] zu geben, um einen Vergnügungs-Park in grosszügiger Weise auf Altona'er Gebiet ins Leben zu rufen.«<sup>19</sup> Die Behörde, der seinerzeit Werner Jakstein als Oberbaurat vorstand, holte Informationen über den unbekanntenen Antragsteller ein.<sup>20</sup> Demnach war Hugo Smidt ein recht umtriebiger Kaufmann, der sich nicht auf ein spezielles wirtschaftliches Gebiet festlegte, sondern verschiedene neue technische und politische Entwicklungen seiner Zeit rentabel umzusetzen suchte.

Geboren im Jahr 1876,<sup>21</sup> verbrachte Hugo Smidt um die Jahrhundertwende einige Jahre in Swakopmund in Namibia, damals eine Kolonie des Deutschen Reichs unter dem Namen Deutsch-Südwestafrika. Hamburger Reeder und Handelshäuser importierten ungezügelt Waren aus Swakopmund. Smidt profitierte vom ausbeuterischen Kolonialhandel: Er besaß Kupfer- und Marmorminen in Deutsch-Südwestafrika, gründete in Swakopmund die »D.S.W. Marmor Gesellschaft mbH« und organisierte von Hamburg aus den Handel mit den Bodenschätzen. Ab 1910 wandte er sich dem Unterhaltungssektor zu und versuchte dieses neue unternehmerische Engagement – sehr typisch für seine Zeit und

18 Ebd., S. 66.

19 Hugo Smidt an die Kommission für Verkehr und Grundeigentum Altona, Hamburg, 30.11.1911, Staatsarchiv Hamburg (StAHH) 424-15 796 Bd. 1.

20 Vermerk Kommission für Verkehr und Grundeigentum Altona, Dezember 1911, StAHH 424-15 796 Bd. 1.

21 Biografische Informationen zu Hugo Smidt ebd.

22 Susann Lewerenz, *Geteilte Welten. Exotisierte Unterhaltung und Artist\*innen of Color in Deutschland 1920–1960*, Köln 2017, S. 23–56. Lewerenz arbeitet insgesamt heraus, welche starke eigene Agency die Artist\*innen of Color besaßen.

23 Anton Partsch an Magistratssekretär Jarr, Brief und Exposé, 30.1.1920, StAHH 424-15 796 Bd. 4.

24 Hugo Smidt an die Kommission für Verkehr und Grundeigentum Altona, Hamburg, 30.11.1911, StAHH 424-15 796 Bd. 1, S. 1.

25 Ebd., S. 2.

26 Ebd., S. 4.

dieses Metier<sup>22</sup> – mit dem Kolonialgeschäft zu verbinden. In Hamburg gründete er die »Propaganda Gesellschaft für die Deutschen Kolonien mbH« und plante, gemeinsam mit dem Geschäftspartner Albert Vanderbilt, die Eröffnung eines Lichtbildtheaters, das Bilder aus den Kolonien zur Ansicht bringen sollte. Im Oktober 1911 nahm Smidt ein neues Projekt in Angriff: die Gründung eines modernen Vergnügungsparks.

Da Hugo Smidt zuvor zwei Jahre geschäftlich am Luna Park in Köln beteiligt gewesen war, wusste er, worauf bei der Suche nach einem Standort für einen neuen Vergnügungspark zu achten war.<sup>23</sup> Seine Wahl fiel auf Altona, die ehemals dänische, seit 1866 preußische Nachbarstadt Hamburgs. Smidt machte ein Areal an der Grenze beider Städte aus, weil er hoffte, damit sowohl die Hamburger als auch die Altonaer Bevölkerung anzuziehen. Sein Luna Park sollte am Diebsteich liegen, konkret zwischen der Isebekstraße, der Augustenburger Straße, der Pinneberger Chaussee (der heutigen Kieler Straße) und der Waidmannstraße. Das Gebiet hatte infrastrukturelles Potential und mit rund 87 000 Quadratmetern viel Platz für Visionen.

Geschickt legte Smidt der Baubehörde die wirtschaftlichen Vorzüge seines Vorhabens dar und appellierte an den Wettbewerbsgeist der wachsenden Industriestadt Altona: »In den meisten grösseren Städten Europa's befinden sich bereits derartige Vergnügungs-Parks, die dort eine Zierde der Stadt bilden«, schrieb Smidt und verwies auf Berlin, London, Kopenhagen, Brüssel, Köln und Wien.<sup>24</sup> Selbstbewusst fuhr er fort: »Für Hamburg / Altona, das über eine Million Einwohner hat, ist ein moderner Vergnügungs-Park direkt ein Bedürfnis; wenn bisher ein solcher Park hier noch nicht ins Leben gerufen wurde, so lag das daran, dass ein geeignetes Terrain schwer zu finden war und es an einer geeigneten Persönlichkeit fehlte, die die umfangreichen Vorarbeiten übernahm.«<sup>25</sup> Smidt stellte Altona »nicht unbeträchtliche« Steuereinnahmen in Aussicht, indem er versprach, seine Unternehmensgesellschaft in Altona zu gründen, und auf eine zu erwartende »Wertsteigerung« der »Grundstücke in der Nähe des Vergnügungs-Parkes« hinwies, »da erfahrungsgemäss die Anlage eines Vergnügungs-Parkes infolge des grossen Menschenstromes andere Etablissements und Geschäfte veranlasst, sich in der Nähe aufzubauen.«<sup>26</sup> Von Beginn an argumentierte Smidt demnach stadtoökonomisch. Zwar dürfte er selbst in erster Linie sein eigenes gutes Geschäft gewittert haben, aber der Stadt Altona gegenüber



Die hochfliegende Planung des Lunaparks in einem Schaubild von 1913.  
Quelle: Staatsarchiv Hamburg.

betonte er den infrastrukturellen Mehrwert und steigende Bodenpreise.

Smidts Antrag hatte Erfolg, die Stadt Altona zeigte Interesse. Anfang 1912 begannen die Verhandlungen zwischen dem Investor und der Baubehörde. Im Herbst des Jahres gründete Smidt die Firma Luna Park Gesellschaft mbH<sup>27</sup> und die Architekten Ernst Schmidt & Liedtke lieferten erste Bauzeichnungen.<sup>28</sup> Geplant war eine Vielzahl von Attraktionen, allesamt typisch für ihre Zeit und für »die ganze Welt des Vergnügens«<sup>29</sup>, die einen Luna Park ausmachte. Diese reichte von einer Radrennbahn und einer Völkerschau – hier dürfte Smidts Kolonialvergangenheit eingeflossen sein – über eine große Ausstellungshalle, Tanzlokale, einen Musik-

27 Altonaer Nachrichten, 25.11.1912, StAHH 424-15 796 Bd. 1; Gesellschaftsvertrag vom 5.11.1912, gez. 3.2.1913, StAHH 424-15 796 Bd. 1.

28 StAHH 424-15 796 Bd. 2.

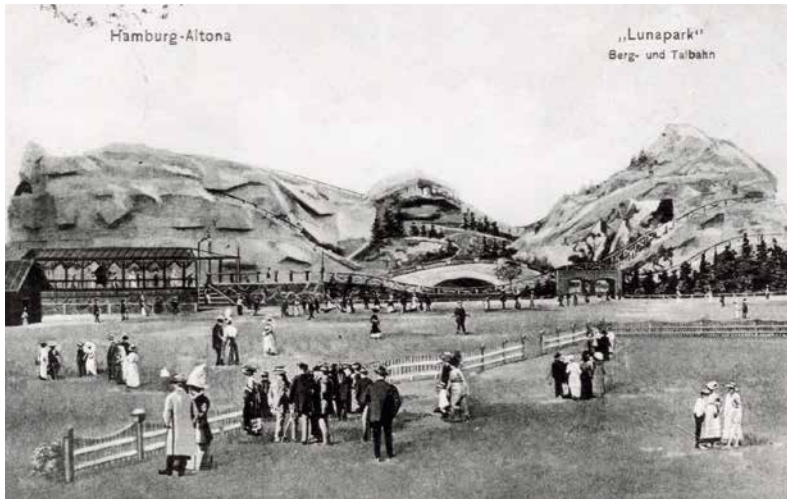
29 Niedbalski, Die ganze Welt des Vergnügens.

30 Stahncke, Altona, S. 208.

31 Ebd., 217 f.

32 Ebd., S. 7.

33 Ebd., S. 2.



*Respektables Vergnügen in Parklandschaft. Quelle: Staatsarchiv Hamburg.*

pavillon, Gastronomiebetriebe und Schaubuden bis hin zu Achterbahn, Hippodrom und sogar einem Wellenschwimmbad. Das Projekt Luna Park war hoch ambitioniert.

Altona befand sich zu jener Zeit in einer Phase der baulichen und sozialen Umstrukturierung. Seit den 1880er Jahren war der junge Oberbürgermeister Franz Adickes im Amt. »Er wollte die Stadt gentrifizieren«,<sup>30</sup> wie Holmer Stahncke es (etwas anachronistisch) zuspitzt. Weite Teile der Bevölkerung in der industriell geprägten Stadt drohten zu verelenden und die Altonaer Regierungen um 1900 waren am Zuzug mittelständischer Familien und Dienstleistungsbetriebe interessiert. Ab 1909 intensivierte Oberbürgermeister Bernhard Schnackenburg das Programm für ein neues bürgerliches Altona durch große Bauvorhaben.<sup>31</sup> Auch der Luna Park von Hugo Smidt passte in dieses Konzept der Verbürgerlichung, denn einerseits sollte das Eintrittsgeld in den Park »minimal sein [...] in der Regel nur 10 bis 20 Pf. [...], um so allen Bevölkerungsschichten Gelegenheit zu geben, den Park zu besuchen«,<sup>32</sup> andererseits sollte der Park »vornehme«<sup>33</sup> Unterhaltung bieten. Das Angebot sollte populär, aber anspruchsvoll sein – im Sinne von gepflegt und kontrolliert, nicht im Sinne von bildungsbetont. Luna Parks boten Vergnügen für ein heterogenes Publikum: für die Arbei-

- 34 Besserverdienende wurden gezielt angesprochen. An sogenannten »Elitetagen«, an denen das Eintrittsgeld ca. 50 Prozent höher lag, sollten sie die Möglichkeit haben, den Massen zu entgehen. Niedbalski, Die ganze Welt des Vergnügens, S. 407 – 409; Der Hamburg-Altonaer Luna-Park belegen am Holstenbahnhof [Werbeprospekt], StAHH 424-15 796 Bd. 2.
- 35 Lisa Kosok spricht von Vergnügungsparks als »gezähmten Kirmessen«. Lisa Kosok, Jahrmärkte und Vergnügungsparks. In Preußens Westen war immer Jahrmärkte, in: dies./Jamin (Hrsg.), Viel Vergnügen, S. 130 – 173, hier S. 156 f.
- 36 Vgl. Niedbalski, Die ganze Welt des Vergnügens, S. 409.
- 37 Vgl. Stahncke, Altona, S. 36 – 38.
- 38 Vertrag zwischen der Stadt Altona [...] und Hugo Smidt, Abschrift, 31.10.1912, § 9, StAHH 424-15 796 Bd. 1.
- 39 Antrag der Kommission für Verkehr und Grundeigentum an die städtischen Kollegien, 21.9.1912, Drucksache 3748, StaHH 424-15 796 Bd. 1.
- 40 Diese Straße existiert heute nicht mehr. Sie verlief vom heutigen Kaltenkirchener Platz nordwestlich über das heutige Gelände der Metro und der DHL GmbH.
- 41 Anton Partsch, Altona Luna-park, Exposé, Anlage zu Brief an Magistrat Altona, 30.1.1920, StAHH 424-15 796 Bd. 4, S. 5; Neue Betriebs-Gesellschaft Luna Park mbh / Heinrich Westphal an Magistrat Altona, 20.6.1914, S. 3, StAHH 424-15 796 Bd. 3.

terschaft wie das gehobene Bürgertum, Familien wie junge Ledige, Männer wie Frauen.<sup>34</sup> Dies war möglich, weil sie ein kuratiertes Gesamtkunstwerk waren, das auf umzäuntem, privatisiertem Gelände stattfand. Im Vergleich zu weitgehend unkontrollierten Rummelplätzen oder vielschichtigen Vergnügungsvierteln mit autarken Dynamiken galten Luna Parks als überschaubare und »anständige« Vergnügungsorte,<sup>35</sup> an denen sich daher beispielsweise auch Frauen alleine amüsieren konnten, ohne um ihren Ruf oder ihre Sicherheit fürchten zu müssen.<sup>36</sup> Für die vielfältigen sozialen Schichten in der wachsenden Stadt konnte Altona ein Angebot wie Smidts Luna Park gut gebrauchen.

## Aus Sumpf wird Stadt

Bisher war der gestaute Diebsteich hauptsächlich wasserwirtschaftlich genutzt worden, und zwar als Mühlenleiteich einer zu Beginn des 18. Jahrhunderts errichteten Wassermühle sowie für die Fischerei. 1845 fielen die Ländereien zurück an die Stadt Altona, die Ende des Jahrhunderts anfang, den Diebsteich trockenzulegen, weil sie dort zusammen mit der Altona-Kaltenkirchener Eisenbahngesellschaft einen Bahnhof plante.<sup>37</sup> Ein Werk zur Eisgewinnung siedelte sich an. Doch davon abgesehen tat sich auf der sumpfigen Wiese lange nichts – bis Hugo Smidt sie übernahm.

Am 31. Oktober 1912 unterzeichneten die Stadt Altona und Hugo Smidt den Pachtvertrag für das Gelände am Diebsteich. Hugo Smidts Miete begann am 1. April 1913.<sup>38</sup> Für die Stadt war dieser Vertrag sehr rentabel: Smidts Miete betrug das Zweieinhalbfache der Eiswerkmiete und mehr als das Zehnfache einer alternativ denkbaren Gartenpacht.<sup>39</sup> Smidt seinerseits hatte den Zugriff auf ein ungemein vielversprechendes

Areal gewonnen. Vom öffentlichen Personennahverkehr war das Gebiet bereits gut erschlossen: Die Eisenbahnen von Hamburg und nach Kiel gingen an der Holstenstraße ab, an der Alsenstraße, der Sonderburgstraße<sup>40</sup> und der Holstenstraße fuhr die Straßenbahn, die Pinneberger Chaussee hinauf verlief die Vorortbahn nach Kaltenkirchen und an der Emilienstraße stand die Eröffnung eines neuen Hamburger Untergrundbahnhofes kurz bevor. Doch zwischen den Schienen lag Smidts projektiertes Areal noch völlig brach. Am Diebsteich endete die Stadt. Bevor der Luna Park Wirklichkeit werden konnte, musste noch viel passieren.

»Wer das Terrain, welches Smidt von der Stadt Altona gepachtet hatte, nicht sah, kann sich heute [...] keine Vorstellung mehr machen. Das versumpfte, teilweise 3-4 mtr tief liegende, ca. 30 000 qm grosse Becken des Diebsteiches, die schwarzen, unfreundlich aussehenden Schuppen der Eiswerke, die mangelhafte, halb verfaulte und verfallene Umzäunung an der Pinneberger Chaussee und endlich, die auf der Chaussee verkehrende Klingelbahn nach Kaltenkirchen boten ein Bild mittelalterlichen Genres«,<sup>41</sup> schrieb der Luna Park-Teilhaber Anton Partsch später. Sein Bericht vermittelt die Überzeugung, die Gegend habe dem Luna Park den Sprung aus diesem »mittelalterlichen« Sumpf in eine urbane Moderne zu verdanken.<sup>42</sup> Die Vergnügungsunternehmer besaßen ein starkes zukunfts-gewandtes Selbstverständnis. Die Stadt musste für jenen Zeitsprung nur recht wenig leisten: Laut Vertrag war sie für den Abbruch der Eisschuppen zuständig<sup>43</sup> und befreite Smidt von »der Zahlung der Straßenbaukosten und Bürgersteigkosten«. <sup>44</sup> Alle übrigen Investitionen lagen bei der Luna Park Gesellschaft. Die Stadt verdiente – so jedenfalls der Plan – nicht nur durch die Verpachtung des eigentlichen Parkgeländes, sondern auch durch die Bearbeitung des umliegenden Terrains. Für die Errichtung des Vergnügungsparks musste Smidt die Überreste des Diebsteichs zuschütten. Dafür brauchte er bedeutende Erdmassen, »nach den Berechnungen der Architekten ca. 100 000 [Kubikmeter]«, <sup>45</sup> Viele der umliegenden Straßen lagen deutlich erhöht – zu hoch, um sich als gutes Bauland verkaufen zu lassen, was der Stadt Altona Ärger einbrachte.<sup>46</sup> Dieses Dilem-

42 Kosok, Jahrmarkt und Vergnügungspark, S. 157.

43 Vertrag zwischen der Stadt Altona [...] und Hugo Smidt, Abschrift, 31.10.1912, §4, StAHH 424-15 796, Bd. 1.

44 Vertrag zwischen der Stadt Altona und Hugo Smidt, Vordruck, 6.9.1913, §9, StAHH 424-15 796, Bd. 1.

45 Neue Betriebs-Gesellschaft Luna Park mbh / Heinrich Westphal an Magistrat Altona, 20.6.1914, S. 3, StAHH 424-15 796 Bd. 3.

46 Antrag der Kommission für Verkehr und Grundeigentum an die Städtischen Kollegien, Altona, Drucksache Nr. 3840, 9.1.1913, StAHH 424-15 796 Bd. 3.

47 Luna Park Gesellschaft / Hugo Smidt an Magistrat Altona, 4.1.1913, StAHH 424-15 796 Bd. 3.

48 Antrag der Kommission für Verkehr und Grundeigentum an die Städtischen Kollegien, Altona, Drucksache Nr. 3840, 9.1.1913, StAHH 424-15 796 Bd. 3.

49 Verhandlung Hugo Smidt und Magistratssekretär Jarr, 7.1.1913, StAHH 424-15 796 Bd. 3.

50 Antrag der Kommission für Verkehr und Grundeigentum an die Städtischen Kollegien, Altona, Drucksache Nr. 3840, 9.1.1913, StAHH 424-15 796 Bd. 3; Verhandlung Hugo Smidt und Magistratssekretär Jarr, 7.1.1913, StAHH 424-15 796 Bd. 3.

51 Niedbalski, Die ganze Welt des Vergnügens, S. 387 – 396.

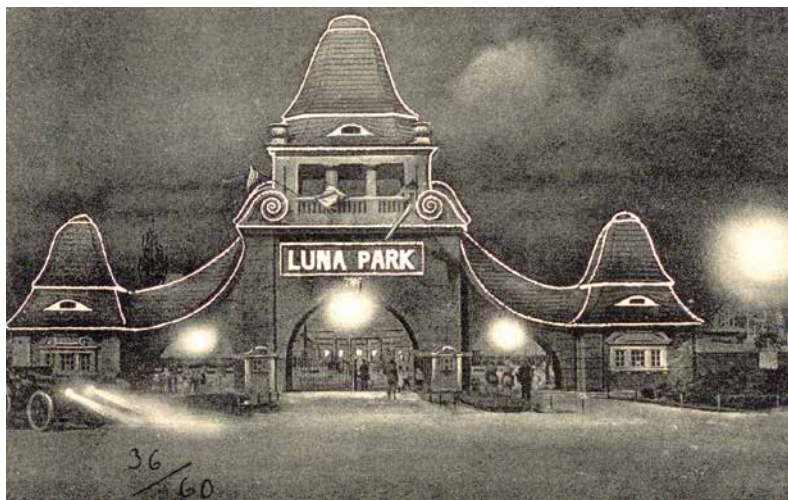
52 Sven Tetzlaff, Elektrifizierung als stadtübergreifendes Projekt. Zu den Entstehungsbedingungen der Altonaer Stromversorgung 1890 – 1912, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte (ZHG) 80 (1994), S. 111 – 140, hier S. 127.

53 Ebd., S. 129.

54 Ebd., S. 130, 133.

ma nutzte Hugo Smidt. Er beantragte die Abfuhr der überschüssigen Erde für die Auffüllung seines Parks.<sup>47</sup> Damit machte die Stadt ein gutes Geschäft, weil »durch diese Abtragung der Wert des Areals steig[en] und eine anderweitige Abfuhr des Bodens erhebliche Mehrkosten erfordern«<sup>48</sup> würde. Ganz eindeutig ging es den Altonaer Stadtoberen um eine Steigerung des Bodenwerts am Diebsteich. Die Stadt schloss einen entsprechenden Vertrag mit Smidt<sup>49</sup> und war so unverhofft in der Lage, die Straßen im Viertel neu anzulegen, was weiter zu dessen Modernisierung und verkehrstechnischer Erschließung beitrug. Die Chancen auf den avisierten Bahnhof an der Linie Kaltenkirchen ließ sich die Stadt dabei nicht verbauen. Im Vertrag mit Smidt sicherte sie sich ein Kündigungsrecht für bestimmte Areale nördlich des Diebsteichs, die möglicherweise für einen Bahnhof zu gebrauchen wären.<sup>50</sup>

Verkehrsanbindungen und Straßennetze waren am Diebsteich folglich vorhanden und wurden weiter ausgebaut. Was der Luna Park außerdem brauchte, war Elektrizität. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts war elektrisches Licht noch seltener Luxus und gehörte nicht zum privaten häuslichen Alltag. Deshalb setzten die Luna Parks allerorten auf ausgefeilte Lichtkonzepte, um ihrem Publikum außergewöhnliche, »moderne« Erlebnisse zu bieten.<sup>51</sup> Die Beleuchtung war nicht nur Mittel zum Zweck, sondern eine Attraktion für sich. Entsprechend hoch war der Energiebedarf. Um ihn zu decken, waren eigene Kraftwerke nötig. Ohnehin war das System der Elektrizitätsversorgung noch dezentral, alle größeren Industriebetriebe unterhielten eigene Kraftwerke beziehungsweise Dampfmaschinen.<sup>52</sup> Erst zu einem sehr geringen Teil lag die elektrische Infrastruktur in städtischer Hand, nämlich nur dann, wenn es um die Verlegung der Leitungen über öffentlichen Grund und die Vergabe von Konzessionen an Kraft-



*Der verschwenderisch beleuchtete Eingang zum Luna Park als Postkartenmotiv.  
Quelle: Staatsarchiv Hamburg.*

werksbetreiber ging. Doch die ersten Erbauer und Unterhalter von Kraftwerken waren private Konzerne, wie beispielsweise die AEG aus Berlin oder Schuckert & Co aus Nürnberg. Die Nachfrage regelte ihr Angebot, und die stärkste Nachfrage nach Elektrizität in Altona war bisher aus dem Süden gekommen. Dort lagen die wichtigsten öffentlichen Einrichtungen wie Rathaus oder Bahnhof, die dichte Geschäftswelt entlang der Königstraße und in Hafennähe sowie nicht zuletzt die Vergnügungsmeile Große Freiheit in Richtung St. Pauli. Tatsächlich zählten die modernen Vergnügungsorte zu den frühesten Abnehmern großer Strommengen in Altona.<sup>53</sup> Aus diesen Gründen stand Altonas Elektrizitätswerk in der Altstadt an der Funkstraße.

Der Norden Altonas hingegen blieb lange ohne elektrischen Strom. Erst 1906 erfolgte hier der Netzanschluss, dank der Kommunalisierung der Altonaer Stromproduktion im Jahr 1901 und einem damit einhergehenden Bau neuer Kraftwerks-Unterstationen im Nordwesten der Stadt.<sup>54</sup> Doch auch die 1911 in einer öffentlich-privaten Trägerschaft gegründeten neuen Elektrizitätswerke Unterelbe lagen wieder im Süden, in Neumühlen, weit weg vom Diebsteich. Die Luna Park Gesellschaft musste deshalb eigene Fakten schaffen. Sie schloss einen Vertrag mit der Firma Dr. Ing.



- 55 StAHH 424-15 798.
- 56 Anton Partsch an Magistrat Altona, 21.12.1916, StAHH 424-15 797, S. 2.
- 57 Vertrag zwischen der Stadt Altona [...] und Hugo Smidt, Abschrift, 31.10.1912, §9, StAHH 424-15 796, Bd. 1 sowie Magistrat Hochbauwesen, Erläuterungsbericht zum Kostenanschlag betr. Instandsetzungsarbeiten an den städt. Gebäuden des Lunaparks, Februar 1926, S. 3; Anton Partsch an Magistrat Altona, Grundvermögensamt, Elektrische Licht- und Kraftanlage im Lunapark, 2.2.1926; Vermerk Grundvermögensamt 7.6.1926; alle StAHH 424-15 796 Bd. 7.
- 58 Neue Betriebs-Gesellschaft Luna Park mbH/Heinrich Westphal an Magistrat Altona, 20.6.1914, S. 5, StAHH 424-15 796 Bd. 3.
- 59 Luna Park GmbH/Hugo Smidt an Magistrat Altona, 4.8., 26.9., 11.10. und 13.10.1913, StAHH 424-15 796 Bd. 3.
- 60 Anton Partsch, Exposé, S. 7, StAHH 424-15 796 Bd. 4.
- 61 Luna Park GmbH/Hugo Smidt an Magistrat Altona, 11.10.1913, S. 1, StAHH 424-15 796 Bd. 3.
- 62 StAHH 424-15 796 Bd. 3.
- 63 Luna Park GmbH/Adolph Janssen an Magistrat Altona, 22.10.1913, StAHH 424-15 796 Bd. 3.
- 64 Vertrag zwischen Luna Park GmbH und Heinrich Westphal, Abschrift, 17.12.1912, StAHH 424-15 796 Bd. 3.
- 65 StAHH 424-15 796 Bd. 3; Gutachten Lunapark, StAHH 424-15 796 Bd. 4.

Wasmus & Co., um den Vergnügungspark zu versorgen.<sup>55</sup> Wasmus sollte ein Transformatorenhaus und die nötige Anzahl Beleuchtungsmasten und Bogenlampen errichten sowie die unterirdischen Kabelnetze verlegen. Die Firma erhielt »das alleinige Recht der Stromlieferung für Licht und Kraft auf dem Gelände des Lunaparkes«.<sup>56</sup> Sämtliche Infrastruktur gehörte zwar der Luna Park Gesellschaft, sie diente jedoch gegenüber der Stadt Altona als Zahlungssicherheit und fiel 1926 auch tatsächlich an diese.<sup>57</sup> Auch hier hatte die Stadt also günstige Bedingungen für sich geschaffen und profitierte direkt wie indirekt von der Vermietung des Diebstech-Areals an die Vergnügungsindustrie.

### Fehlstart für den Luna Park

Aber es kam anders als geplant. Die umfangreichen Bauarbeiten verzögerten die Eröffnung des Luna Parks. Ursprünglich für den 1. Mai 1913 anvisiert, erfolgte sie erst vier Monate später am 28. August, als die Saison fast vorbei war. Das große Eröffnungsfest täuschte darüber hinweg, dass sich der Luna Park von Anfang an in einer wirtschaftlichen Schieflage befand. Obwohl in den ersten sechs Wochen nach der Eröffnung rund 350 000 zahlende Gäste den Park besuchten,<sup>58</sup> sah sich Hugo Smidt gezwungen, den Magistrat um eine Stundung beziehungsweise ein Erlassen der Pacht und eine Senkung der Lustbarkeitssteuer zu ersuchen.<sup>59</sup> Er gab der Stadt eine Mitschuld an der verspäteten Eröffnung, da die Behörde an der Sanierung der Straßen um den Park beteiligt gewesen sei und dabei Zulieferwege behindert habe, weshalb wiederum Material im Park gefehlt habe. Tatsächlich waren viele Bauten im Park noch unfertig.<sup>60</sup> Trotzdem glaubte Hugo Smidt daran, dass sein Park »durchaus lebensfähig« war.<sup>61</sup> In den

kommenden kalten Wintermonaten, in denen der Park geschlossen blieb, wollte er weiter investieren. Er hoffte, durch die Fertigstellung der Ausstellungshalle und des Wellenschwimmbads die Attraktivität des Parks so weit zu erhöhen, dass sich das Geschäft im nächsten Jahr schnell erholen würde.<sup>62</sup>

Doch die Beziehung zur Behörde bröckelte und auch innerhalb der Luna Park Gesellschaft entstand Zwist. Ende Oktober 1913 wechselte die Geschäftsführung der Gesellschaft<sup>63</sup> und Hugo Smidts Spur verliert sich. Zunächst übernahm Adolph Janssen kommissarisch und ab Dezember 1913 Heinrich Westphal die Luna Park-Leitung.<sup>64</sup> Westphal versuchte das Geschäft wieder auf Kurs zu bringen und gründete am 2. Januar 1914 die Neue Betriebs-Gesellschaft Luna Park GmbH.<sup>65</sup> Revisoren verhandelten mit der Stadt, beschwichtigten und versuchten die offenbar recht undurchsichtigen geschäftlichen Aktivitäten Hugo Smidts nachträglich zu bereinigen.<sup>66</sup>

Im Frühling 1914 startete der Luna Park in seine zweite Saison, aber die Freude währte kurz. Die Liste der Gläubiger wurde immer länger, die Gesellschaft steckte tief in den roten Zahlen. Radrennbahn, Ausstellungshalle und Wellenschwimmbad blieben ein Traum. Hinzu kam, dass in diesem Jahr im nahegelegenen Stellingen ein weiterer Vergnügungspark eröffnete: Der berühmte Karussellunternehmer Hugo Haase gründete den Hugo Haase-Park (HH-Park), der dem Luna Park fortan Konkurrenz machte. Auch der kleine Vergnügungspark in der von der Stadt Altona anlässlich ihres 250. Jubiläums ausgerichteten Gartenbauausstellung in direkter Nachbarschaft zum Luna Park machte diesem Publikum streitig.<sup>67</sup> Weitere Gesellschafter beteiligten sich mit Einlagen. Doch die Kosten und Forderungen waren erdrückend: Am 1. Juli 1914 musste der Luna Park größtenteils schließen und konnte nur noch sonntags öffnen.<sup>68</sup>

Das vorzeitige Ende des Vergnügungsparks in Altona steht folglich nicht in direktem Zusammenhang mit dem Beginn des Ersten Weltkrieges, wie bislang vermutet wurde.<sup>69</sup> Es war schlicht die Schuldenlast, die

66 Ebd.

67 Neue Betriebs-Gesellschaft Luna Park mbH/Heinrich Westphal an die Polizeibehörde Altona, 27.5.1914 und Neue Betriebs-Gesellschaft Luna Park mbH an den Magistrat Altona, 20.6.1914, S. 6 f., StAHH 424-15 796 Bd. 3; StAHH 424-15 797, S. 70; Anzeige Gartenbauausstellung, in: Altonaer Nachrichten, 3.5.1914. Zu Gartenbauausstellungen in Hamburg allgemein: Kristina Vagt, Politik durch die Blume. Gartenbauausstellungen in Hamburg und Erfurt im Kalten Krieg (1950–1974), Hamburg 2013, hier S. 11–37.

68 Neue Betriebs-Gesellschaft Luna Park mbH/Heinrich Westphal an Magistrat Altona, 1.7.1914, StAHH 424-15 796 Bd. 3.

69 <http://www.luna-park-altona.de/geschichte/> [17.12.2020]; Kai-Ove Kessler/Clarissa Ahlers-Herzog, Hamburg damals: Grüße aus dem Lunapark, in: Norddeutscher Rundfunk, Hamburg Journal, Folge 8585, 12.5.2013 [Fernsehsendung].

70 StAHH 424-15 797, S. 88 – 93.

71 Ebd., S. 59; StAHH 424-15 796 Bd. 4.

72 StAHH 424-15 796 Bd. 5.

73 Ausführungen und Begründungen zur Beilage »Rentabilitätsberechnung für die Neugründung des Luna-Parks«, StAHH 424-15 796 Bd. 4, S. 13.

74 StAHH 424-15 796 Bd. 4; StAHH 424-15 796 Bd. 5.

75 StAHH 424-15 796 Bd. 4.

76 Juristischer Vermerk für Senator Schöning, Altona, 13.3.1919, StAHH 424-15 796 Bd. 4, S. 1.

77 Anton Partsch, Lunapark, Altona, Exposé, 30.1.1920, StAHH 424-15 796 Bd. 4, S. 13.

78 Ebd., S. 5.

79 Gutachten Lunapark, StAHH 424-15 796 Bd. 4.

80 Juristischer Vermerk für Senator Schöning, Altona, 13.3.1919, StAHH 424-15 796 Bd. 4, S. 3.

81 Hachmeister, Geithmann & Co, Hausmakler an Magistrat Altona, Hamburg, 8.10.1919; Ernst A. Forquignon & Co, Hausmakler, an Magistrat Altona, Sekretär Jarr, Hamburg, 16.7.1920; Marquardt & Noack, Haus- und Hypothekemakler an Magistrat Altona, Altona, 10.8.1920; alle StAHH 424-15 796 Bd. 4.

82 Vgl. Carl Hachmeister an Magistrat Altona, Altona, 21.3.1921, StAHH 424-15 796 Bd. 4.

die Aufgabe des Betriebs erzwang. Der Gründer Hugo Smidt hatte in seinem Enthusiasmus die wirtschaftlichen Möglichkeiten falsch eingeschätzt, Bauverzögerungen und unliebsame Konkurrenz erschwerten die Lage zusätzlich.<sup>70</sup> So war der Erste Weltkrieg zwar nicht primäre Ursache für den Stillstand des Parks, trug aber seinen Teil bei: Vom 12. Oktober 1914<sup>71</sup> bis 1919 wurde das Gelände zur Einquartierung militärischer Truppen genutzt.<sup>72</sup> Der Vergnügungsbetrieb blieb geschlossen.

## Umbrüche und Umtriebe

Ab 1914 trat im Luna Park ein neuer Akteur aus dem Hintergrund: der Gastronom Anton Hubert Josef Partsch. Als Unterpächter einiger Geschäfte im Luna Park, vor allem des Cafés »Dornröschen«, kannte Partsch das Projekt von Anfang an. Voller Tatendrang unterbreitete er der Behörde nun Vorschläge. Seine Vision für einen blühenden Vergnügungspark war ungebrochen: »Die Errichtung der Radrennbahn, des Wellenschwimmbades, einer Freiluftkunsteisbahn (auch im Sommer zu benutzen), eine Ausstellungshalle, eine Miniatur-Eisenbahn verbunden mit Höhlen- und Grottenfahrten (blaue Grotte, Märchenwelt, Tropfsteingebilde, Feenreich usw.), eines stabilen Flugapparates (letzte Neuheit aus Budapest), die Erwerbung eines eigenen Fesselballons usw. sind nur einige der vielen, mir vorschwebenden Ideen, mit denen ich mir einen durchschlagenden Erfolg verspreche.«<sup>73</sup>

De facto verwaltete Anton Partsch das Gelände und die Interessen der Neuen Betriebs-Gesellschaft Luna Park während der Kriegsjahre allein, die anderen Gesellschafter waren an der Front oder zogen sich zurück.<sup>74</sup> Partsch verhandelte mit der Militärverwaltung und der Stadt Altona – namentlich zumeist

mit dem Magistratssekretär Jarr – über die Vermietung und Nutzung der Gebäude, versuchte die unzulässige Besetzung durch Schaustellerfamilien zu verhindern und Sanierungen zu erwirken.<sup>75</sup> Indes war der Magistrat interessiert, den Vertrag zu lösen. Der Luna Park brachte nur Ärger und keine Einnahmen. Man ließ die Rechtslage begutachten, die »ganz ausserordentlich verworren« war.<sup>76</sup> Selbst die Frage nach den Vertragspartnern war strittig. Denn die Baubehörde hatte die Nachfolgerin der von Hugo Smidt 1912 gegründeten Luna Park Gesellschaft mbH, die Neue Betriebs-Gesellschaft Luna Park GmbH, nie vertraglich anerkannt, aber Geschäfte mit ihr geführt. »Das Jahr 1920 wird demnach sowohl die Stadt Altona wie auch die Unterpächter neuerdings vor die Frage stellen, was geschehen soll«, wie Partsch gegenüber dem Magistrat im Januar 1920 festhielt.<sup>77</sup> Allerdings bilanzierte er selbstbewusst, beinahe mahndend: »Die Anlage des Lunaparkes hat hier zum Vorteile der gesamten Gegend einen Wandel geschaffen, der nicht hoch genug für die Stadt zu bewerten ist. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, muss anerkannt werden, dass sowohl die Vertreter der Stadt Altona, welche das Projekt befürworteten, als auch Smidt, welcher dasselbe anregte und zur Ausführung brachte, der Stadt unendliche Vorteile schufen. Vorteile, die nicht wieder verloren gehen können.«<sup>78</sup>

Auch der Magistrat musste trotz aller Uneinigkeit mit den zahlungsunfähigen Pächtern anerkennen, »daß das Gelände durch die von den Gesellschaften darauf verwandten Arbeiten nennenswert wertvoller geworden ist«.<sup>79</sup> Entsprechend resümierte das juristische Gutachten: »Ferner kann man der Luna-Park-Gesellschaft finanziell aus dem Grunde entgegenkommen, weil sie einen Teil des Geländes erheblich aufgehöhht und dadurch ganz bedeutend im Wert gesteigert hat. Es handelt sich um den ehemaligen Diebsteich.«<sup>80</sup> Wenngleich also das Vergnügungsunternehmen vorerst gescheitert war, hatte die Stadt bereits Gewinn gemacht. Dank der Luna Park Gesellschaft verfügte sie über neuen Baugrund. Das ermöglichte es dem Magistrat, Verhandlungen mit neuen Interessenten aufzunehmen, vor allem mit Immobilienmaklergesellschaften.<sup>81</sup> Und tatsächlich verkaufte die Stadt bald einige Parkanlagen an den Makler Carl Hachmeister.<sup>82</sup>

## Neustart mit Hugo Haase

Die Stadt suchte jedoch ebenso Kontakt zu einem der führenden Unternehmer in der Branche: Hugo Haase aus Hannover, der in Hamburg traditionell den Winterdom auf dem Heiligengeistfeld beschickte und seit 1914 neben dem Tierpark Hagenbeck in Stellingen einen eigenen Vergnügungspark betrieb.<sup>83</sup> Haase war interessiert. Er war sogar bereit, vorzeitig aus dem Mietvertrag bei Hagenbeck auszutreten, wenn er bereits ab Anfang 1921 den Luna Park mieten dürfte.<sup>84</sup> Das zeigt das Potential, das der Luna Park noch immer hatte. Denn anders als seinerzeit Smidt war Haase ein absoluter Fachmann im Vergnügungssektor.<sup>85</sup> Er verfügte über jahrzehntelange Erfahrung und weltweite Handelsbeziehungen in der Branche. Haase war sogar willens, seinen Stellingener Park zugunsten des Luna Parks aufzugeben. Sicherlich wird dabei eine Rolle gespielt haben, dass der Haase-Park nicht mehr gut lief.<sup>86</sup> Aber der Unternehmer setzte nicht einfach nur darauf, die Altonaer Konkurrenz aufzukaufen, sondern sein Vorgehen legt nahe, dass er dem Luna Park eine weit höhere strategische und räumliche Bedeutung beimaß und sich deshalb in Altona das bessere Geschäft erhoffte.

Doch die Verhältnisse im Luna Park waren zu verstrickt. So schnell war kein neuer Vertrag mit Haase zu schließen. Erst als am 28. Mai 1921, »nach 7jähriger Unterbrechung«, eine neue Gesellschafterversammlung tagte,<sup>87</sup> kam die Sache wieder in Bewegung. Eine neue Kommission, zu deren Mitgliedern Anton Partsch und Carl Hachmeister zählten, sollte die Gläubiger abfinden. Dafür mussten alle Gesellschafter ihre Anteile und Rechte abtreten.<sup>88</sup> Weiter ruhten die Hoffnungen für eine anschließende Übernahme auf Hugo Haase. Im August 1921 trat die Kommission an ihn

83 Hugo Haase Aktiengesellschaft, Hannover, an Magistratssekretär Jarr, Hannover, 6.1.1920 und 13.1.1920, StAHH 424-15 796 Bd. 4.

84 Hugo Haase Aktiengesellschaft, Hannover, an Magistratssekretär Jarr, Hannover, 17.7.1920, StAHH 424-15 796 Bd. 4.

85 Alina L. Just, Haase, Gottfried Martin Hugo, in: Franklin Kopitzsch / Dirk Brietzke (Hrsg.), Hamburgische Biografie, Bd. 7, Göttingen 2019, S. 124–126; Hahn, Hugo Haase.

86 »Der H. H.-Park in Stellingen vor Schwierigkeiten«, in: Altonaer Tageblatt, 9.3.1921, StAHH 424-15 796 Bd. 4.

87 Einschreiben an den Magistrat, Verkehrsamt, Altona, 1.6.1921, StAHH 424-15 796 Bd. 4.

88 Protokoll der Gesellschafter-Versammlung, IV, 29.6.1921, Hamburg, StAHH 424-15 796 Bd. 4.

89 Anton Partsch an die Hugo-Haase-Aktiengesellschaft, Abschrift, Altona, 7.8.1921, StAHH 424-15 796 Bd. 4, S. 2.

90 Hugo-Haase-Aktiengesellschaft an Magistratssekretär Jarr, Hannover, 25.10.1921, StAHH 424-15 796 Bd. 4.

91 Hugo Haase Aktiengesellschaft, Hannover, an Magistratssekretär Jarr, München, 20.9.1920, StAHH 424-15 796 Bd. 4.

heran und forderte eine Ablösesumme von 2 500 000 Mark.<sup>89</sup> »[N]ur ein Idiot« könne diese Forderung »anerkennen«, entgegnete Haase unverblümt.<sup>90</sup> Er sei durchaus bereit, »eine einmalige [...] Entschädigungssumme für in der Erde liegende Leitung, Einzäunung oder was sonst errichtet ist zu zahlen«, diese dürfe aber »nicht allzu hoch gegriffen« sein. Wieder scheint durch, dass Haase sich über den infrastrukturellen Wert des Luna Parks völlig im Klaren war. Aber er war ein erfahrener Händler und ließ sich nichts diktieren: »Wenn sich die Angelegenheit nach meinem Vorschlag nicht regeln lässt, nun so mag die Lunaparkgesellschaft weiter wursteln. Ich glaube ohne Segen.«<sup>91</sup>

Die Lage war vertrackt. Die Luna Park Gesellschaft und die Stadt Altona brauchten Hugo Haase – aber Haase brauchte auch den Luna Park. Seit dem Krieg gab es auf dem Heiligengeistfeld in Hamburg keinen Dom mehr.<sup>92</sup> Das bedeutete für Haase erhebliche Verluste. Darin witterte Anton Partsch seine letzte Chance. Er bewarb sich mit dem Luna Park als Austragungsort für den Dom.<sup>93</sup> Weil auch der Schaustellerverband dafür votierte und Hugo Haase aufsprang, hatte die Idee Erfolg. Im Dezember und Januar 1921/1922 öffnete der Luna Park endlich wieder dem Vergnügen seine Tore.<sup>94</sup> Der Dom zog in den Luna Park – jedoch nicht in städtischer, schon gar nicht in Hamburger Regie, sondern privat veranstaltet von Hugo Haase.<sup>95</sup> Folglich ermöglichte hier privates Investment städtische Festkultur.<sup>96</sup> Ab 1923 fand der jährliche städtische Dombetrieb dann wieder auf dem Heiligengeistfeld statt. In Gang gebracht aber hatten dies die Schausteller Anton Partsch und Hugo Haase durch privaten Einsatz im Luna Park.

Das Dom-Intermezzo belebte die Verhandlungen Haases mit der Luna Park Gesellschaft neu. Im Frühling 1922 übernahm Haase den Park schließlich, der erste Gesellschaftsvertrag datiert auf 13. Juni des Jahres.<sup>97</sup> Geschäftsführer waren Waldemar Roch aus Stellingen und Anton Partsch aus Altona.<sup>98</sup> Die Festlegung des Pachtvertrages zog sich jedoch hin. Die beginnende Inflation erschwerte die Verhandlungen, weil es ange-

92 Alina Laura Just, Freiraum, Volksfest, Stadtmarke. Der Hamburger Dom als Brennglas sozialer Zugehörigkeiten und politischer Inszenierungen, in: *Moderne Stadtgeschichte* (2019), Nr. 2, S. 59 – 70, hier S. 65.

93 Anton Partsch an den Magistrat Altona, Altona, 1.11.1921, StAHH 424-15 796 Bd. 4.

94 Anton Partsch an den Magistrat Altona, Altona, 16.12.1921, StAHH 424-15 796 Bd. 5.

95 »Dom im Lunapark«, in: *Neue Hamburger Zeitung*, Nr. 13 (Morgen-Ausgabe), 8.1.1922; »Dom im Lunapark«, in: *Hamburger Anzeiger* bereinigt mit *Neue Hamburger Zeitung*, Nr. 266, 13.11.1922.

96 Zum Hamburger Dom als städtische Festkultur vgl. Just, *Freiraum, Volksfest, Stadtmarke*.

97 *Altonaer Tageblatt*, 4.10.1922, StAHH 424-15 796 Bd. 5.

98 Ebd.

- 99 StAHH 424-15 796 Bd. 5.
- 100 Pachtvertrag zwischen der Stadt Altona und der Hugo Haase Ausstellungs- und Vergnügungsparkgesellschaft mbH, Altona, 10.7.1923, StAHH 424-15 796 Bd. 5.
- 101 Hugo Haase Ausstellungs- und Vergnügungspark GmbH, Bericht zu Punkt 6 der Tagesordnung der Gesellschafterversammlung [Luna Park], StAHH 424-15 796 Bd. 6.
- 102 Hugo Haase an Oberbürgermeister Brauer, Hannover, 14.10.1924 und Hugo Haase Aktiengesellschaft Hannover an Jarr, Magistrat Altona, Hannover, 5.5.1925, StAHH 424-15 796 Bd. 6.
- 103 Altonaer Tageblatt, 6.8.1925, StAHH 424-15 796 Bd. 6.
- 104 Altonaer Tageblatt, 25.11.1925 und 26.11.1925, StAHH 424-15 796 Bd. 6.
- 105 StAHH 424-15 796 Bd. 7.
- 106 Grundvermögensamt Altona an Direktor Jarr, 7.4.1925, StAHH 424-15 796 Bd. 5; zum neuen Wohnviertel allgemein Stahncke, S. 273–275.
- 107 Martin Petersen: Altona wird richtig groß, in: Zeit Online, 18.4.2016, aktual. 19.4.2016, <https://www.zeit.de/hamburg/politik-wirtschaft/2016-04/altona-nord-stadtteil-hamburg-stadtentwicklungsprojekt/komplettansicht> [2.12.2020].

sichts der rapide zunehmenden Geldentwertung kaum möglich war, Preise für die kommende Saison vorauszusagen.<sup>99</sup> Erst am 10. Juli 1923 wurde der Mietvertrag unterzeichnet.<sup>100</sup> Unterdessen begann Haase den Park zu renovieren und für die Neueröffnung vorzubereiten. Im Sommer 1922 ließ er seine Steller Anlagen in Altona neu aufbauen und im Herbst 1922 schickte er Einladungen an seine Schaustellerkollegen, mit ihrem Geschäft im Luna Park sesshaft zu werden. Auch fand im Dezember 1922 wieder ein Dom-ähnliches Weihnachtsvergnügen im Luna Park statt.

Doch die reguläre Wiedereröffnung des Luna Parks scheiterte. Die Inflation traf das Unternehmen hart. »Hat die Inflationszeit mit ihrer überstürzenden Entwertung der Zahlungsmittel und der damit verbundenen lawinenhaft anwachsenden Steigerung aller Löhne und Materialpreise die Kraft unserer Darlehnsgeber fast erschöpft, so musste sie im selben Masse die weitere Unternehmungslust zerstören und die Erkenntnis reifen lassen, dass der Durchführung der bei der Gründung geplanten Objekte nunmehr unüberwindliche Hindernisse im Wege stehen. So kam es, dass der Park gleich im Anfang nicht das wurde, was seinen Neugründern im Geiste vorschwebte und als diese Tatsache Erkenntnis wurde, erlosch die Flamme der Begeisterung, als Asche nur noch den Wunsch zurücklassend, sich der eingegangenen Bindungen ehebaldigst zu entziehen«,<sup>101</sup> resümierte Hugo Haase und plädierte für die Liquidation der Luna Park Gesellschaft. Anton Partsch und andere Unterpächter stellten sich noch geraume Zeit quer, sie wollten nicht vom Park lassen.<sup>102</sup> Doch schließlich, am 4. August 1925, eröffnete man über der Firma Hugo Haase Ausstellungs- und Vergnügungspark Gesellschaft mbH das Konkursverfahren.<sup>103</sup> Mangels Masse wurde es am 20. November des Jahres eingestellt und die Firma von Amts wegen gelöscht.<sup>104</sup>

Im Februar 1926 gehörte das Luna Park-Gelände wieder ganz der Stadt. Sie begann über neue Nutzungen zu verhandeln und die baulichen Relikte abzurechnen oder zu veräußern.<sup>105</sup> Ende der 1920er Jahre wurden am Standort Luna Park ein neues Arbeitsamt und Wohnungsbauten errichtet, entworfen vom Architekten und damaligen Altonaer Oberbaurat Gustav Oelsner.<sup>106</sup> Sie haben bis heute Bestand. Darüber geriet die kurze turbulente Geschichte des Luna Parks in Vergessenheit. Am historischen Ort trägt nur ein Straßenschild ohne weiterführende Hinweise seinen Namen.

## Vergnügen als Standortfaktor

Die Gegend rund um den Luna Park und Diebsteich »ist heute wohl eine der verschlafensten Ecken in ganz Altona«.<sup>107</sup> Doch wahrscheinlich wird der Luna Park bald aus seinem Dornröschenschlaf geweckt. Grund dafür ist die Entscheidung der Deutschen Bahn AG vom Juli 2014, den Bahnhof Altona maßgeblich umzubauen: Der Fern- und Regionalbahnhof zieht um und wird am Standort Diebsteich neu errichtet, während der jetzige Bahnhof Altona auf seine S-Bahn-Station reduziert wird.<sup>108</sup> Nachdem das Oberverwaltungsgericht auf Grund einer Klage des Verkehrsclubs Deutschland Landesverband Nord e.V. im Sommer 2018 einen Baustopp angeordnet hatte, läuft das Projekt seit einer Einigung im Februar 2020 wieder an. Die Eröffnung des neuen Bahnhofs am Diebsteich ist für 2027 geplant.<sup>109</sup> Das Projekt wird nicht nur Gleisstrecken und Bahnhofshallen verändern, sondern den gesamten Stadtteil. Im Zuge dieser Quartiersentwicklung entsteht neues Interesse an der Geschichte des Orts, speziell am Luna Park. Kürzlich gab die Behörde für Stadtentwicklung und Wohnen Hamburg bekannt, dass »erneut ein Ort für Vergnügung und Erholung entstehen« und dass das »Quartier am Diebsteich [...] den ›Luna Park‹ nun in abgewandelter Form wiederaufleben« lassen werde.<sup>110</sup> Was steckt dahinter? Kehrt das Vergnügen an den Diebsteich zurück?

Eine der federführenden Zuständigen für die Entwicklung des Quartiers Diebsteich ist Birgit Ferber, Leiterin

108 Entscheidung der DB: Planungen für den Neubau Bahnhof Hamburg-Altona am Standort Diebsteich beginnen. Hamburger Senat und Deutsche Bahn einigen sich über Grundstückskauf, Pressemeldung des Hamburger Senats, 1.7.2014, <https://www.hamburg.de/bsu/nofl/4338008/2014-07-01-sk-mitte-altona/> [4.11.2020].

109 Digitales Video-Gespräch Alina L. Just mit Birgit Ferber, Hamburg, 3.11.2020.

110 Diebsteich Mitte Altona aktuell, (2020), Nr. 15.



- 111 Gespräch Just/ Ferber.
- 112 VU Diebstech Rahmenplan 2040, Stand 15.5.2020, <https://www.skyfish.com/p/fhh/1794293/47345656?predicate=label&direction=asc> [4.11.2020].
- 113 Tobias Becker, Vergnügungsviertel, in: ders./ Anna Littmann/ Johanna Niedbalski (Hrsg.), *Die tausend Freuden der Metropole. Vergnügungskultur um 1900*, Bielefeld 2011, S. 137–167, hier S. 149–164.
- 114 Tobias Becker, Unterhaltungstheater, in: Morat, *Weltstadtvergnügen*, S. 28–73, hier S. 36.
- 115 E-Mail Ferber an Just, 24.2.2021.
- 116 Schmid, *Stadt nach Acht*, S. 11.
- 117 Krüger/ Schmid/ Jauernig, *stadtnacht*.
- 118 Thomas Krüger/ Jakob F. Schmid, *stadtnacht. Management urbaner Nachtökonomie*, in: Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung (BBSR) im Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung (BBR) (Hrsg.), *Die Stadt und das Nachtleben. stadt:pilot spezial. Das Magazin zu den Pilotprojekten der Nationalen Stadtentwicklungspolitik. Sonderausgabe*, Bonn 2015, S. 13.
- 119 Ebd., S. 10.
- 120 Schwegmann, *Nacht-Orte*.

der Projektgruppe Planung Mitte Altona beim Amt für Landesplanung und Stadtentwicklung der Behörde für Stadtentwicklung und Wohnen Hamburg. Sie erklärt, eines der Hauptanliegen der Planungsgruppe sei, die wenigen verfügbaren Freiflächen im Quartier für möglichst vielfältige freizeithliche Nutzungen zurückzugewinnen. Die Gegend um den Luna Park sei heute ein verschlossener Ort, fast »wie ein Geheimnis«<sup>111</sup>, sagt sie. Tatsächlich dominieren Zäune die vorhandenen Sportflächen, die von diversen Vereinen genutzt werden. Die Wegeführung zu den schmalen öffentlichen Bereichen, wie zwei Kinderspielplätzen oder einem Spazierpfad, ist versteckt. Ohne den Vereinssport von der Fläche zu vertreiben, so Ferber, wolle man den neuen Luna Park wieder zu einem öffentlichen Ort machen, einem Ort der Freizeit, der Erholung und des vereinsungebundenen Sports für Viele.

Wie die Gestaltung des Luna Parks genau ausfällt und ob dabei gar thematische Elemente des historischen Vergnügungsparks Verwendung finden könnten, ist offen und wird sich in einem Wettbewerb entscheiden. Birgit Ferber kann sich gut vorstellen, dass die Geschichte des Vergnügungsparks als eine Anregung in die Wettbewerbsauslobung einfließen könne. Ob die teilnehmenden Freiraumplanungsbüros dies auch aufgreifen und die Ideen die Jury überzeugen, wird sich zeigen. Davon unbenommen bleiben Aktivitäten von Anwohnenden und Ehrenamtlichen, die sich die Geschichte ihres Viertels möglicherweise auf eigene Weise aneignen und dem Ort andere Identitäten verleihen.

Laut Rahmenplan der Behörde für Stadtentwicklung und Wohnen sollen rund um den neuen Fernbahnhof vielfältige kulturelle Angebote und Aktivitäten ihren Platz finden.<sup>112</sup> Die zwei prominentesten Projekte sind der Bau einer großen Musikhalle für bis

zu 5000 Menschen und die Errichtung eines neuen Regionalligastadions für den Fußballclub Altona 93, beide integriert in die historischen Industriestrukturen zwischen Holstenkamp und Waidmannstraße. Gegenüberliegend, für die alte DHL-Paketlagerhalle an der Kaltenkirchener Straße, gibt es die Vision einer »Kulturmaschine«, die Werkstätten und Freiräume für Kreative, einen Musik-Club, eine Markthalle und Gastronomie beherbergen könnte. Es geht also bei weitem nicht nur um die Errichtung eines neuen Parks – es geht um die Planung eines ganzen Viertels, welches auch dem Vergnügen viel Platz einräumen soll. Der Historiker Tobias Becker hat Vergnügungsviertel als zugleich liminale, heterosoziale, egalitäre, kosmopolitische, kommerzielle, mediale und theatrale Orte definiert.<sup>113</sup> Zu ihrer Ausbildung tragen Transitorte wie Bahnhöfe wesentlich bei.<sup>114</sup> Demgemäß scheinen die Weichen am Diebsteich buchstäblich gestellt. Erhält Hamburg dort ein neues Vergnügungsviertel? Lässt sich Vergnügen überhaupt dergestalt städtisch planen und designen?

Heute stehen für die Behörde für Stadtentwicklung und Wohnen am Diebsteich die Themen Mobilität, Kultur, Kreativwirtschaft, Freizeit, Sport und Gewerbe im Mittelpunkt.<sup>115</sup> Der historische Rückblick hingegen hat gezeigt, dass die Initiative am Ort von der Vergnügungsindustrie ausging. Es war der risikofreudige Unternehmer Hugo Smidt, der den Altonaer Behörden den Luna Park antrug. Die Stadt reagierte lediglich auf das lukrative Angebot. Einen solchen »*ad hoc* Charakter« solle gegenwärtige Stadtentwicklung nicht haben, sondern müsse proaktiv handeln, meinen die Stadtplaner Jakob Franz Schmid und Thomas Krüger von der HafenCity Universität Hamburg.<sup>116</sup> Im Forschungsprojekt »stadtnachacht« der Nationalen Stadtentwicklungspolitik des Bundes<sup>117</sup> entwickelten sie anwendungsbezogene Empfehlungen für Verwaltung, politische Stadtplanung und Stadtmarketing zur »Förderung der positiven Auswirkungen des Nachtlebens auf die lokale Ökonomie, das lokale Kulturleben und den Stadtraum«,<sup>118</sup> denn längst »ist das Nachtleben von einem ›Reiseführer-Thema‹ zu einem Standortfaktor geworden«. <sup>119</sup> Dies unterstützt der Humangeograf Raphael Schwegmann auf der Basis eigener Studien zu Vergnügungskultur in Berlin, Paris und Frankfurt am Main.<sup>120</sup> Krüger, Schmid und Schwegmann zufolge ließe sich städtisches Vergnügen demnach sehr wohl planen, jedenfalls bis zu einem gewissen Grad mitgestalten. Dabei folgt es eigenen Dynamiken, auf die die verschiedenen Beteiligten neu reagieren müssen. Vergnügungs-

räume werden (wie alle städtischen Räume) sozial und kommunikativ *gemacht*,<sup>121</sup> aber ebenso hat ihre Materie eigene Effekte, und ohne Infrastrukturen ist sozialer und kommunikativer Austausch kaum möglich.<sup>122</sup> Diese enge Verflechtung von räumlicher, baulicher und infrastruktureller Stadtentwicklung auf der einen und Vergnügungskultur und -industrie auf der anderen Seite zeigt die Geschichte des Luna Parks in Altona paradigmatisch. Erst die Schaffung bestimmter Infrastrukturen und die absichtsvolle Neuordnung des Raumes ermöglichten den Park, überlebten ihn aber zugleich und begründeten so das heutige Stadtviertel. Doch anders gewendet brachten erst die Idee und das Investment für den Park das Infrastrukturprojekt am Diebsteich überhaupt in Gang. Vergnügungsgeschehen und Stadtentwicklung bedingten sich gegenseitig.

## Zusammenfassung

Attraktive Angebote für Freizeit und Vergnügen gehören heute zum Selbstverständnis der Großstadt und sind ein bedeutsamer Standortfaktor. Stadtentwicklung, Marketing und Tourismus schenken der Kultur- und Kreativwirtschaft als eigenständigem Sektor wachsende Aufmerksamkeit. Ihren Anfang nahm diese Entwicklung im frühen 20. Jahrhundert. Das Geschäft mit dem Vergnügen für die neuen urbanen Massen boomte. Rasanter technologischer und infrastruktureller Wandel prägten auch den neuen Industriezweig Vergnügen: An die Seite von Pferdekarrussells, Puppentheatern und Rutschbahnen traten Autoskooter, Kinematographen und Achterbahnen, betrieben durch moderne Mechanik und Elektrizität. Diese neue Vergnügungsindustrie war raumgreifend und anspruchsvoll, ihre Unternehmer gestalteten städtische Entwick-

121 Henri Lefebvre, *The Production of Space*, Malden, MA 1991.

122 Vgl. Dirk van Laak, *Infrastruktur*, in: Rüdiger Voigt (Hrsg.), *Handbuch Staat*, Wiesbaden 2018, [https://doi.org/10.1007/978-3-658-20744-1\\_91](https://doi.org/10.1007/978-3-658-20744-1_91), S. 1019–1027, hier: S. 1021–1022.

123 Dietze / Möhring, *Einleitung*. Produktionswelten der Massenkultur.

lung sehr selbstbewusst mit.<sup>123</sup> Erst nach und nach lernten Behörden mit der neuen Branche umzugehen, die lukrativ erschien, doch deren Praktiken, Geschäftsmodelle und konkrete Umsätze noch schwer einzuschätzen waren.

Der enge Zusammenhang von Stadtentwicklung und Vergnügungsindustrie trat zwischen 1912 und 1926 am Diebsteich in Altona besonders deutlich hervor. Für den Bau des dortigen Luna Parks arbeiteten Vergnügungsunternehmer und Baubehörde Hand in Hand und gestalteten das sumpfige Gelände radikal um. Gemeinsam planierten sie Flächen, steigerten deren Bodenwert, schufen neuen Baugrund. Sie modernisierten Straßenzüge und belebten den Bahnverkehr. Dank des Luna Parks gelangte öffentliches elektrisches Licht an den entlegenen nördlichen Stadtrand. In diesen verschränkten Prozessen wurden Schausteller zu Investoren und zu politischen Botschaftern. Ambulantes Gewerbe trug erheblich zur Verstädterung Altonas bei.

Was mit dem Luna Park einst hart erstritten wurde und schnell wieder verloren ging – ein öffentliches Vergnügen für ein großes vielschichtiges städtisches Publikum – mag heute vielleicht anders gelingen. Am Diebsteich entsteht ein neues Viertel, das – so der Rahmenplan – viel Raum für Freizeit und Kulturwirtschaft bieten wird. Für diesen Artikel war die Existenz dieser Pläne relevant, nicht ob und wie sie Erfolg haben. Am Diebsteich zeigt sich, dass es heute ausgeschlossen scheint, ein zentral gelegenes urbanes Viertel neu zu erfinden und den Standortfaktor Vergnügen dabei nicht zu berücksichtigen. Diesen selten hinterfragten *state of the art* aktueller Stadtentwicklung historisch rückzubinden und zugleich am Beispiel Altona darüber aufzuklären, dass Vergnügungsindustrie auch historisch inhärenter Bestandteil von Stadtentwicklung wurde, war das Anliegen des Artikels. Um im Bild zu bleiben: Es war eine Achterbahn, die das Quartier Diebsteich erstmals wirklich für ein städtisches Publikum erfahrbar gemacht hat. Mit der Achterbahn wuchs das Viertel. Alle anderen Bahnen fuhren bloß vorbei.

- Dr. Alina L. Just, Historikerin, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Forschungsprojekt »Pleasurescapes« an der HafenCity Universität Hamburg (HCU).

## DAS CORONARCHIV

Crowdsourcing als Citizen Science in den Geisteswissenschaften. Ein Projektbericht

»Dass und wie ein Ereignis zum Ereignis wird, hat wesentlich mit seinen Überlieferungsformen zu tun. Ein Geschehen, dem es nicht gelingt, in den etablierten medialen Kreislauf eingespeist und damit über längere Zeitdistanzen hinweg überliefert zu werden, wird nicht nur nicht zum Ereignis, sondern hat schlicht nie stattgefunden.«<sup>1</sup>

So leitet der Historiker Achim Landwehr seinen Essay zum Archiv ein und trifft damit einen wesentlichen Punkt: Was nicht dokumentiert wird, wird nicht überliefert. Und was nicht überliefert wird, wird vergessen. Nun ist es gewiss, dass die Corona-Pandemie als solche auf absehbare Zeit ihren Platz in den Geschichtsbüchern einnehmen wird. Ungewiss hingegen ist, ob und wie damit verbundene individuelle Erfahrungen jenseits des Nachrichtenwertes Eingang in diese Überlieferung finden. Nicht zuletzt aus Sicht der Sozial-, Alltags- und Mentalitätengeschichte wäre dies unbedingt erstrebenswert. Je diverser die Quellenlage, desto größer und vielfältiger die Möglichkeiten und Zugänge für eine zukünftige Geschichtswissenschaft.

Hier setzt auch das im März 2020 gegründete digitale Crowdsourcing-Projekt *coronarchiv* an, das im Interesse einer Demokratisierung von Erinnerung grundsätzlich allen Bürger:innen eine Möglichkeit eröffnet,

1 Achim Landwehr, Die anwesende Abwesenheit der Vergangenheit. Essay zur Geschichtstheorie, Frankfurt a. M. 2016, S. 176.

2 <https://www.bundesregierung.de/breg-de/themen/coronavirus/abschluss-zu-corona-1730292> [2.2.2021]; [https://www.bmi.bund.de/SharedDocs/downloads/DE/veroeffentlichungen/2020/corona/hinweis-einschraenkung-soziale-kontakte.pdf;jsessionid=C492F7DEADC80555B0BDD0593E62BFE3.1\\_cid287?\\_\\_blob=publicationFile&v=2](https://www.bundesregierung.de/breg-de/aktuelles/vereinbarung-zwischen-der-bundesregierung-und-den-regierungschefinnen-und-regierungschefs-der-bundeslaender-angesichts-der-corona-epidemie-in-deutschland-1730934) [2.2.2021].

3 Die verzweigte Diskussion kann nachvollzogen werden unter <https://treverse.app/view/xpE-O5Rke> [2.2.2021].

ihre individuellen Alltagserfahrungen in und mit der Pandemie digital zu dokumentieren.

Ausgangspunkt des *coronarchivs* war die Krisenlage des Frühjahrs 2020. Nach ersten Meldungen über eine neuartige schwere Lungenerkrankung in China zum Jahreswechsel 2019/2020 verbreitete sich die von der Weltgesundheitsorganisation am 11. Februar 2020 als »Covid-19« benannte Krankheit und das auslösende Virus »SARS-CoV-2« in Europa rasant.

In Deutschland richtete die Bundesregierung Ende Februar einen Krisenstab zur Koordination von Gegenmaßnahmen ein. Großveranstaltungen wurden abgesagt oder verschoben, Reiserückkehrer:innen wurden angehalten, sich zur Vermeidung von Ansteckungen möglichst in Quarantäne zu begeben, Krankenhäuser aufgefordert, sich auf einen steigenden Bedarf an Intensiv- und Beatmungskapazitäten einzustellen.

Die Lage spitzte sich schnell weiter zu: In Deutschland wurden Schulen und Kindergärten geschlossen, Arbeiten im Homeoffice ausgeweitet, Reisen und der grenzüberschreitende Pendelverkehr eingeschränkt. Bund und Länder einigten sich auf Leitlinien zur Beschränkung sozialer Kontakte.<sup>2</sup> Die hier getroffenen politischen Entscheidungen bewirkten erhebliche Veränderungen in allen Lebensbereichen. Das gesamte öffentliche und private Leben wurde durch die pandemiebedingten Eingriffe und die damit einhergehenden Einschränkungen von Freiheiten und Rechten, durch Ängste vor Krankheit und Tod sowie durch wirtschaftliche Nöte tief berührt und verändert. Mitte März 2020 schien es vielen Menschen nicht nur in Deutschland, als wäre das gesamte Alltagsleben komplett aus den Fugen geraten.

### Das *coronarchiv* – Crowdsourcing *born digital*

In dieser für viele Menschen verunsichernden Situation setzte Christian Bunnenberg, Juniorprofessor für Didaktik der Geschichte an der Ruhr-Universität in Bochum, am 22. März 2020 zwei Tweets auf Twitter ab, in denen er sich mit der gegenwärtigen Situation auseinandersetzte.

Ausgehend von diesen Tweets entwickelte sich in den folgenden Stunden eine Twitter-Diskussion über Multiperspektivität, Quellen und Spuren als Grundlage für Geschichtsschreibung und ihre stets gegenwärtigen Produktionskontexte.<sup>3</sup> An dieser Diskussion beteiligte sich auch das Medizinhis-

- 4 Olaf Wunder, Wenn die Pandemie vorbei ist. Was Historiker aus der Corona-Krise machen, in: Hamburger Morgenpost Online, 21. März 2020, 21:40 Uhr <https://www.mopo.de/hamburg/wenn-die-pandemie-vorbei-ist-was-historiker-aus-der-corona-krise-machen-36447256> [2.2.2021].
- 5 [https://twitter.com/An\\_Koer/status/1241725491117252609](https://twitter.com/An_Koer/status/1241725491117252609), 22. März 2020, 14:56 Uhr; [https://twitter.com/An\\_Koer/status/1241725776212496384](https://twitter.com/An_Koer/status/1241725776212496384), 22. März 2020, 14:57 Uhr; [https://twitter.com/An\\_Koer/status/1241725890066857985](https://twitter.com/An_Koer/status/1241725890066857985), 22. März 2020, 14:58 Uhr; [https://twitter.com/logge\\_hh/status/1241726491970482179](https://twitter.com/logge_hh/status/1241726491970482179), 22. März 2020, 15:00 Uhr; [https://twitter.com/An\\_Koer/status/1241726901460271104](https://twitter.com/An_Koer/status/1241726901460271104), 22. März 2020, 15:02 Uhr; [https://twitter.com/logge\\_hh/status/1241727868100640768](https://twitter.com/logge_hh/status/1241727868100640768), 22. März 2020, 15:06 Uhr [alle 2.2.2021].
- 6 [https://twitter.com/C\\_Hilgert/status/1241728284339187712](https://twitter.com/C_Hilgert/status/1241728284339187712). März 2020, 15:07 Uhr [2.2.2021].
- 7 Roy Rosenzweig, Scarcity or Abundance? Preserving the Past in a Digital Era, in: The American Historical Review 108 (2003) Nr. 3, S. 735 – 762, hier S. 762.



Tweets von Christian Bunnenberg, 22. März 2020,  
Quelle: Twitter.

torische Museum Hamburg, dessen Direktor Philipp Osten kurz zuvor dazu aufgerufen hatte, Objekte zur Corona-Krise zu sammeln und dem Museum zur Verfügung zu stellen.<sup>4</sup> Eine inhaltliche Auswertung dieser Twitter-Diskussion steht noch aus. Es lassen sich jedoch zwei Schlüsselmomente festhalten, die schließlich zur Aktion führten: Andreas Körber und Thorsten Logge hatten in einem Nebenstrang der Diskussion festgehalten, dass zwar erst zukünftige Perspektivierungen über Quellenwert und Evidenz von Spuren zu entscheiden hätten,<sup>5</sup> Entscheidungen darüber, welche Spuren hinterlassen und überliefert werden, jedoch notwendig in der Gegenwart getroffen würden.

Konkret war damit auch die Frage aufgeworfen, ob und wie ein Sammlungsprojekt zur Corona-Krise initiiert werden könnte – und von wem. »Anfangen wäre also ein Anfang«, kommentierte der Historiker Christoph Hilgert<sup>6</sup> und – das sollte sich als der zweite Schlüsselmoment erweisen – aktivierte damit den Gie-

ßener Historiker und Doktoranden Benjamin Roers. »If the past is to have an abundant future [...] then historians have to act in the present«, zitierte dieser Roy Rosenzweig<sup>7</sup> und regte in Erweiterung des Sammlungsauftrags des Medizinhistorischen Museums Hamburg an, eine digitale Sammlung zum Thema Corona aufzusetzen und auf Grundlage der freien Software Omeka S zu realisieren.<sup>8</sup> Die Idee zum *coronarchiv* war damit geboren – *born digital* und im Rahmen einer offenen und öffentlichen Diskussion in den sozialen Medien.

Die Umsetzung der Idee erfolgte in einem kleineren Kreis: Am 23. März 2020 trafen sich Christian Bunnenberg, Benjamin Roers, Nils Steffen und Thorsten Logge zu einem spontanen Skype-Meeting und diskutierten Möglichkeiten und Herausforderungen der Einrichtung einer digitalen Crowdsourcing-Plattform. Dabei spielten persönliche Verbindungen und das Netzwerk der beteiligten Akteure eine wesentliche Rolle: Die vielfachen Verflechtungen und eine geteilte hohe technische Affinität erleichterten die kurzfristige persönliche Kontaktaufnahme, die Kommunikation und Organisation sowie die unmittelbar startende Zusammenarbeit erheblich. Innerhalb weniger Tage wurde so in einer Gemeinschaftsaktion der Universitäten Hamburg, Bochum und Gießen das *coronarchiv* konzipiert und als Webapplikation auf Servern der Universität Hamburg installiert. Am 26. März 2020 ging das Projekt online.<sup>9</sup>

Technisch wird das *coronarchiv* realisiert unter Einsatz der Open-Source-Software Omeka S, die kostenfrei von der Corporation for Digital Scholarship, dem Roy Rosenzweig Center for History and New Media und der George Mason University bereitgestellt wird.<sup>10</sup> Diese Software ist auch das technische Rückgrat weiterer digitaler Sammlungsprojekte wie das *September 11 Digital Archive*, das Spuren und Materialien zur Geschichte der Angriffe des 11. September 2001 in den USA sammelt.<sup>11</sup> Die Idee einer fortlaufenden Sammlung von Spuren in der Gegenwart ist keineswegs neu

8 <https://twitter.com/BenjGrey/status/1241887251220619264>, 23. März 2020, 1:39 Uhr; <https://twitter.com/BenjGrey/status/1241890555451387906>, 23. März 2020, 1:52 Uhr; <https://twitter.com/BenjGrey/status/1241890706467233792>, 23. März 2020, 1:53 Uhr; <https://twitter.com/BenjGrey/status/1241897932397428743>, 23. März 2020, 2:21 Uhr [alle 2.2.2021].

9 <https://www.coronarchiv.de> [2.2.2021] Die First-Level-Domain verweist über eine Weiterleitung auf die Projektseite <https://coronarchiv.blogs.uni-hamburg.de> [26.3.2021], die Omeka-S-Installation liegt unter <https://coronarchiv.geschichte.uni-hamburg.de> [26.3.2021]. Siehe zum Launch auch die Pressemitteilungen der beteiligten Universitäten; Links dazu unter: <https://coronarchiv.geschichte.uni-hamburg.de/projector/s/coronarchiv/page/presse> [25.3.2021].

10 <https://omeka.org/s/> [2.2.2021].

11 The September 11 Digital archive. Saving the Histories of September 11, 2001 <https://911digitalarchive.org/> [2.2.2021]; Eine Übersicht über verschiedene Omeka-Projekte findet sich unter <https://omeka.org/s/directory/> [2.2.2021].



12 <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de> [2.2.2021].

13 Beim Relaunch der Seite im März 2021 sollen zusätzliche optionale Metadatenangaben ermöglicht werden, eine Pflicht dazu wird es auch weiterhin nicht geben.

14 Ohne das studentische Team wäre der unerwartete Zuspruch kaum zu bewältigen gewesen. Gerade in den ersten Monaten waren die Studierenden ehrenamtlich tätig und konnten erst ab Sommer 2020 im Rahmen von Hilfskraftstellen, die dank einer Kooperation mit der Landeszentrale für politische Bildung Hamburg eingerichtet werden konnten, für die weitere Arbeit entlohnt werden. Zum studentischen Team gehör(t)en: Nayeli Ávila, Renata Carvalho do Val, Sara Gätke, Tabea Henn, Sophia Löhmann, Julian Michel, Catharina Nintzel, Fenja Sohn, Daniela Castrillón Buitrago, Patrischa Grundner, Luca Jacobs, Benet Lehmann, Lennart Nickel und Otto Sehlmann.

und lässt sich letztlich zurückführen auf die Arbeit von Geschichtswerkstätten, Stadtteilarchiven und Archiven sozialer Bewegungen, die seit Jahrzehnten Sammlungen im Interesse einer diverseren und multiperspektivischen Geschichtsdarstellung betreiben.

Omeka S bietet die Möglichkeit, über individuell gestaltbare Einreichformulare zielgerichtete Sammlungsaktivitäten zu beliebigen Themen und unter aktiver Beteiligung der Öffentlichkeit durchzuführen. Im »Backend« der netzbasierten Software können Objekte verwaltet, in Sammlungen kuratiert und für öffentliche Darstellungsprojekte im »Frontend« aufbereitet und ausgespielt werden. Dabei hat Omeka S alle Vorteile von Open-Source-Software: Sie ist kostenfrei erhältlich, der Quellcode ist öffentlich einsehbar und kann von Programmierkundigen weiterentwickelt, ergänzt und verbessert werden. Diese Vorteile überwiegen deutlich gegenüber Nachteilen wie einem eher sachlichen Webdesign, einer pragmatischen Backend- und Frontendgestaltung sowie dem Fehlen eines technischen Supports, wie ihn kommerzielle Software böte.

Das *coronarchiv* sammelt digitale Artefakte mit Bezug zur Covid19-Pandemie. Diese können jederzeit über ein Einreichformular in die Datenbank geladen werden. Zu den Objekten selbst werden im Einreichprozess nur wenige Informationen erhoben: Beitragstitel, ein frei wählbarer Online-Name sowie personenbezogene Informationen (Name, E-Mail-Adresse und Wohnort), die nicht veröffentlicht werden. Alle weiteren Angaben zum Objekt sind freiwillig. Mit der Einreichung stimmen die Beiträger:innen einer Datenschutzerklärung und einer Verarbeitung personenbezogener Daten gemäß Datenschutzgrundverordnung (DSGVO) zu. Sie erklären zudem, dass sie mit einer Veröffentlichung ihres Beitrags einverstanden sind

und diese keine Urheber- und Persönlichkeitsrechte Dritter verletzt. Ohne diese Erklärung ist eine Speicherung und Veröffentlichung des Materials nicht möglich. Einreichungen erfolgen standardmäßig unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY-SA 4.0.<sup>12</sup> Material, das unter dieser Lizenz veröffentlicht wird, darf in jedwedem Format oder Medium weiterverbreitet, bearbeitet, verändert und für beliebige Zwecke – auch kommerziell – verwendet werden. Wenn Nutzer:innen mit dieser Lizenz nicht einverstanden sind, können sie sich für andere Lizenz-Varianten entscheiden. Diese Möglichkeit wurde bisher jedoch selten genutzt.

Dass nur wenige Metadaten erhoben werden, soll dazu beitragen, die Barrieren für eine Beteiligung möglichst niedrig zu halten und möglichst wenige potenzielle Beiträger:innen abzuschrecken. Daraus ergibt sich freilich der Nachteil, dass zu vielen Objekten nur wenige Metadaten vorliegen und Kontextinformationen über Nachbefragungen erhoben werden müssten.<sup>13</sup> Hier wurde eine grundlegende Entscheidung getroffen, die auf eine möglichst einfache und breite Partizipation zielt, ohne diese garantieren zu können. Dieser bewusste Verzicht auf die Erhebung von Kontextinformationen steht gegen das Interesse von Museen oder Kurator:innen, möglichst viele Metadaten zu Objekten zu erheben, um deren Kontextualisierung für die Verwendung in Ausstellungen zu ermöglichen.

Das *coronarchiv* verweigert sich damit einer expliziten Gatekeeper-Rolle: Ziel ist nicht die Generierung spezifischer Sammlungen und Schwerpunkte, die den Wünschen und Interessen von Forscher:innen oder Kurator:innen entsprechen. Die Entscheidung über den dokumentarischen Wert des einzelnen Beitrags treffen die Beitragenden selbst: Wenn sie sich und ihre Erfahrungen für dokumentationswürdig halten und das *coronarchiv* für einen geeigneten Ort, dann können sie ihre digitalen Artefakte dort auch einstellen. Eine Sortierung, Kategorisierung, Zuordnung und Bewertung der Beiträge erfolgt erst später und auf der Grundlage des eingereichten Materials. Damit wird das *coronarchiv* selbst zum Objekt, das Auskunft darüber geben kann, wer sich in der Pandemie für dokumentationswürdig hielt und die Zeit, Ressourcen und den Willen aufbrachte, sich im Kontext eines universitären Crowdsourcing-Angebots zu aktivieren.

Nach der Einreichung wird das bereitgestellte Material durch das von Benjamin Roers geleitete Moderationsteam geprüft und anschließend veröffentlicht.<sup>14</sup> Die Entscheidung für die Veröffentlichung aller Einreichun-

15 Wie etwa hier: <https://coronarchiv.geschichte.uni-hamburg.de/projector/s/coronarchiv/item/231> [2.2.2021].

16 <https://coronarchiv.geschichte.uni-hamburg.de/projector/s/coronarchiv/page/presse> [2.2.2021].

17 <https://www.coronarchive.org> [2.2.2021].

18 Dieses Teilprojekt wurde von Gilberto Rescher eingeworben und geleitet. <https://www.slm.uni-hamburg.de/last/forschung/projekte/y-projekte1-projektauflosung/la-cotidianidad-en-tiempos-de-pandemia.html> [2.2.2021].

19 <https://www.geschichte.uni-hamburg.de/arbeitsbereiche/public-history/aktuelles/20210129-shk-coronarchiv.html> [2.2.2021].

20 <https://covid-19archive.org> [2.2.2021].

gen, die bestimmten basalen Kriterien entsprechen, erfolgte vor dem Hintergrund eines Verständnisses von Citizen Science, demzufolge Bürger:innen nicht einfach als Sammler:innen und Zuträger:innen für die Wissenschaft dienen, sondern die von ihnen bereitgestellten Materialien auch zur eigenen Verwendung nutzen können sollten. Im *coronarchiv* wird grundsätzlich nichts veröffentlicht, das keinen erkennbaren Corona-Bezug hat, gegen geltendes (Straf-)Recht verstößt, Hassrede oder Diskriminierungen enthält oder von einer Person stammt, die (trotz gegenteiliger Erklärung) eindeutig kein Urheberrecht an dem von ihr hochgeladenen Material hat. Verstöße gegen diese Moderationsrichtlinien führen nicht zu einer Löschung des Materials, sie verhindern lediglich dessen Veröffentlichung im Frontend.

Eine Faktenprüfung erfolgt nicht. Mithin kann auch Material eingestellt werden, das dem Feld der »Fake News« oder Verschwörungserzählungen zuzurechnen wäre. Da das *coronarchiv* gesellschaftliche Diskurse abbildet und – abseits von strafrechtlich relevanten Inhalten – nicht reglementiert, scheint eine Sammlung derartiger Beiträge grundsätzlich richtig und geboten. Auch diskursive Bezugnahmen, Kritik an anderen Beiträgen oder die eigenen Social-Media-Aktivitäten des *coronarchivs* werden daher abgebildet.<sup>15</sup> Um Missverständnisse und Irritationen zu vermeiden, wurde ein Hinweis auf der Seite veröffentlicht, dass eine inhaltliche Prüfung der Beiträge nicht erfolgt.<sup>16</sup> Der Anteil an Hasskommentaren oder verschwörungserzählerischen Inhalten ist bislang erfreulich gering. Warum das so ist, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen. Neben der Regelung, derartige Inhalte nicht zu veröffentlichen und gegebenenfalls auch zur Anzeige zu bringen, spielt vermutlich die zeitliche Verzögerung der Veröffentlichung durch den Moderationsprozess eine gewisse

Rolle: Bis zur Veröffentlichung kann es bis zu 24 Stunden dauern, manchmal auch länger. Für eine erhitzte und schnell geführte Debatte bieten sich daher die üblichen Social-Media-Kanäle eher an als das *coronarchiv*. Der Moderationsprozess und die fehlende Möglichkeit einer gegenseitigen Kommentierung scheinen zu einer Versachlichung beizutragen.

## Regionale und thematische Subseiten

Im Laufe des Jahres 2020 wurden auf Anfrage mehrere Subseiten zum *coronarchiv* eingerichtet: Für den Landkreis Heilbronn, die Städte Hanau, Gelnhausen und Darmstadt sowie die Landesbibliothek Schleswig-Holstein sowie für das Deutsche Rote Kreuz (DRK), dessen Einreichungen nicht automatisch veröffentlicht werden.

Einreichungen über Subseiten führen dazu, dass diese mit einer regionalen Sammlung verknüpft und entsprechend vorsortiert werden. Die Einrichtung solcher Subseiten geht auf den Wunsch regionaler Institutionen oder Initiativen zurück, Sammlungsaktivitäten in der eigenen Region zu starten. Das *coronarchiv* stellt hier die technische Infrastruktur für lokale Initiativen bereit, die in der Software als eigene Standorte geführt werden. Mit dem Relaunch im März 2021 wurden die Subseiten zugunsten einer regionalen Sammlungsauswahl im Einreichformular zurückgefahren, um eine Verschlinkung des Internetauftritts zu erreichen.

Seit dem Sommer 2020 wurde das *coronarchiv* auch sprachlich erweitert. Im Juni 2020 ging zunächst eine englischsprachige Version online.<sup>17</sup> Über den Corona-Sonderfonds »Mehr Weitblick nach der Coronavirus-Krise« der Universität Hamburg konnte eine Förderung für die spanische und portugiesische Übersetzung der Seite und eine entsprechende Ausweitung der Sammlungstätigkeit eingeworben werden, die im Herbst 2020 startete.<sup>18</sup> Ende Januar 2021 wurde eine Übersetzung der Seite auch ins Türkische in die Wege geleitet.<sup>19</sup> Die neuen Sprachversionen dienen in erster Linie dazu, Menschen in Deutschland zu erreichen, die kein Deutsch sprechen und verstehen können. Darüber hinaus ermöglichen sie in technischer Hinsicht auch eine globale Sammlungsaktivität. Diese wird jedoch insbesondere da nicht explizit betrieben, wo es bereits einschlägige Projekte gibt, etwa das »Journal of the Plague Year«-Projekt in den USA<sup>20</sup> oder das Covidmemory-

Projekt in Luxemburg.<sup>21</sup> Das *coronarchiv* strebt Kooperationen und den Aufbau eines internationalen Netzwerks an, um eine vergleichende Forschung möglich zu machen.

## Diversität

Das Gründungs- und Kernteam des *coronarchivs* ist nicht sonderlich divers aufgestellt. Es besteht aus vier weißen Cis-Männern, die alle in der Geschichtswissenschaft oder/und Geschichtsdidaktik sozialisiert und lokalisiert sind. Alle Beteiligten sind auf unterschiedlichen Qualifikationsniveaus in befristeten Beschäftigungsverhältnissen an deutschen Hochschulen tätig. Keiner ist einem primären Migrationskontext zuzuordnen. Ein überwiegender Teil des Kernteams kommt aus nichtakademischen Elternhäusern, in zwei Fällen ging dem Studium eine nichtuniversitäre Berufsausbildung voraus. In dem studentischen Moderationsteam ist die Gender-Balance deutlich besser. Unter den insgesamt 14 Teammitgliedern, die bisher für das *coronarchiv* tätig wurden, finden sich neun Frauen und fünf Männer.

Um die Diversität nicht nur in Fragen der Identität, sondern insbesondere auch in sachlicher Expertise zu verbreitern, wurde im April 2020 damit begonnen, einen internationalen wissenschaftlichen Beirat zu berufen.<sup>22</sup> Dem Beirat gehören bislang sieben Frauen und neun Männer an, die Expertise unter anderem in den Feldern Archiv, Museum, Recht und Digital Humanities in die Arbeit des Projekts einbringen.

Seit Beginn der Sammlungsaktivitäten beobachten wir, dass die Diversität auch der Beitragenden begrenzt ist. Die eingestellten Inhalte deuten darauf hin, dass gesellschaftlich marginalisierte Gruppen sich bislang

21 <https://covidmemory.lu> [2.2.2021].

22 <https://coronarchiv.blogs.uni-hamburg.de/projekt/kooperationen/> [26.3.2021].

23 <https://www.koerber-stiftung.de/geschichtswettbewerb/mitmachaktion> [2.2.2021].

24 <https://coronarchiv.geschichte.uni-hamburg.de/projector/s/coronarchiv/item-set/6065> [2.2.2021]. Einige Beiträge konnten aus rechtlichen Gründen nicht veröffentlicht werden.

25 Beim unveröffentlichten Material handelt es sich vorwiegend um Dubletten, die durch Mehrfacheinreichungen entstanden sind.



Beiträge zur Körper-Mitmach-Aktion, links von Timon Loibl (11 Jahre), in der Mitte und rechts von Nina Böttcher (16 Jahre), Quelle: Körper-Stiftung.

wenig am Aufbau der Sammlung beteiligen. Zwar wies das *coronarchiv*-Team im Sommer 2020 in einer Rundmail an zahlreiche Verbände und Interessensvertretungen auf die Möglichkeiten hin, die Seite zur Selbstdokumentation zu nutzen, doch blieb dieser Aufruf bislang ohne Resonanz. Hier ist das Projekt auf Aktivitäten Dritter angewiesen, die sich das aktive Dokumentieren unterrepräsentierter Perspektiven zur Aufgabe machen.

Eine gewisse Diversifizierung wurde durch eine Mitmach-Aktion in Kooperation mit der Körper-Stiftung im April 2020 erreicht, die sich explizit an Kinder und Jugendliche richtete.<sup>23</sup> Bis zum Einsendeschluss Mitte Mai 2020 wurden auf diesem Wege 1120 Beiträge zur Corona-Situation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen zwischen 3 und 21 Jahren eingereicht, die im Winter 2020/21 in die Datenbank des *coronarchivs* eingepflegt und inzwischen auch größtenteils veröffentlicht wurden.<sup>24</sup>

## Die Sammlung

Anfang März 2021 befanden sich insgesamt 5536 Einträge in der Datenbank, 5028 davon veröffentlicht.<sup>25</sup> Rund 68 Prozent aller Beiträge sind Bilder. Bei sieben Prozent handelt es sich um Texte, vier Prozent sind Videos, ein Prozent Audios. Etwa zwölf Prozent aller Einreichungen bestehen aus

- 26 Ein detaillierter Nachweis der hier und im Folgenden beispielhaft aufgeführten Beiträge ist aus Platzgründen nicht möglich. Sie lassen sich finden unter Verwendung der URL <https://www.coronarchiv.de/item?id=X>, wobei am Ende statt des X die entsprechende numerische Beitrags-ID eingefügt wird. Vgl. hier Beitrags-IDs 18, 40, 48, 73 [alle 2.2.2021].
- 27 Vgl. Beitrags-IDs 325, 446, 150, 57 [alle 2.2.2021].
- 28 Vgl. Beitrags-IDs 229, 170, 86 [alle 2.2.2021].
- 29 Vgl. Beitrags-IDs 263, 23, 225 [alle 2.2.2021].
- 30 Vgl. Beitrags-ID 239 [2.2.2021].
- 31 Vgl. Beitrags-IDs 667, 276 [beide 2.2.2021].
- 32 Vgl. Beitrags-IDs 178, 442 [beide 2.2.2021].
- 33 Vgl. Beitrags-IDs 44, 243, 874 [alle 2.2.2021].
- 34 Vgl. Beitrags-IDs 2517, 12725, 4305, 6024 [alle 10.03.2021].
- 35 Vgl. Beitrags-IDs 6178, 6041, 6251, 2763, 2153 [alle 10.03.2021].
- 36 Stadtsingechor zu Halle: 4'33, Mai 2020, Alle Rechte vorbehalten, 6672 [10.03.2021].
- 37 Joanna Vortmann: Wir werden verwandelt werden, April und Mai 2020, Alle Rechte vorbehalten, <https://www.coronarchiv.de/item?id=5369> [10.03.2021].

verschiedenen Medienarten, acht Prozent vereinen mehrere Objekte derselben Medienart.

Eine inhaltliche Auswertung des Materials ist bislang noch nicht erfolgt. Belastbare Aussagen über die Inhalte der Sammlung sind daher noch nicht möglich. Dennoch lassen sich Tendenzen erkennen: Aus dem März und April 2020 gibt es zahlreiche Beiträge, die sich mit der veränderten Situation beim Einkauf, den Abstandsregeln und dem ungewohnten Anblick von leeren Supermarktregalen beschäftigen.<sup>26</sup> Daneben wurden Absperrungen auf Spielplätzen und im öffentlichen Raum<sup>27</sup> sowie der zunehmend menschenleere öffentliche Personennahverkehr<sup>28</sup> dokumentiert. Auch Veränderungen im Berufsalltag<sup>29</sup>, die Verlagerung der Arbeit in das Homeoffice<sup>30</sup>, die Schließung von Bibliotheken und Restaurants<sup>31</sup> oder die Einrichtung des schulischen Fernunterrichts<sup>32</sup> sind Veränderungen, die insbesondere in den frühen Wochen der Pandemie vielfach festgehalten wurden. Aus der ersten Phase gibt es auch einige Beiträge, in denen bürgerliche Kultur- und Freizeitpraktiken eine Rolle spielen.<sup>33</sup>

Auch Veränderungen im religiösen Leben der Menschen fanden vereinzelt Eingang in die Sammlung.<sup>34</sup> Besonders beeindruckend fanden die Beiträge:innen offenbar die augenfälligen Veränderungen im öffentlichen Raum. Zahlreiche Einreichungen dokumentieren die ungewohnte Stille und Leere an sonst belebten Plätzen und Orten.<sup>35</sup>

Sowohl in den Beiträgen der Körper-Mitmach-Aktion als auch allgemein gibt es eine Reihe künstlerischer Auseinandersetzungen mit der Corona-Situation. Der Stadtsingechor zu Halle unter der Leitung von Clemens Flämig zeichnete eine Online-Chorversion von John Cages »4'33« auf und thematisierte damit die Stille, die auch durch das Zurückfahren des Kulturbetriebes entstanden ist.<sup>36</sup> Johanna Vortmann betrachtet

in ihrem Beitrag »Wir werden verwandelt werden« humorvolle Kommentierungen der Erfahrung mit der Pandemie als Praktiken des Wohlstands und des Privilegs und kontrastiert sie mit Material aus der Nachrichtenberichterstattung über Tod und Leid, das die Pandemie in weiten Teilen der Welt verursacht.<sup>37</sup> Der Hamburger Künstler Bertold von Kamptz hat in inzwischen 56 Beiträgen sein künstlerisches Ringen mit der Krisensituation im *coronarchiv* hinterlegt.<sup>38</sup>

Im Frühsommer 2020 nahm die Zahl der neuen Beiträge deutlich ab. In dieser Phase wurde unter anderem die Wiedereröffnung des Handels und anderer Bereiche des öffentlichen Lebens dokumentiert.<sup>39</sup> Erst im Herbst stiegen Zugriffzahlen und Einreichungen – analog zur Entwicklung des Infektionsgeschehens – wieder an. Über den Winter ist eine stärkere thematische Diversifizierung der Einreichungen feststellbar. Anpassungen der Hygiene-Maßnahmen im Handel und im öffentlichen Raum, Arbeitswelten und Homeoffice, Fernunterricht und Sport – der »neue« Alltag bildete sich auch im *coronarchiv* ab. Im Januar 2021 wurde erstmals eine Impferfahrung dokumentiert,<sup>40</sup> auch die Testungen sind Gegenstand von Beiträgen aus jüngerer Zeit.<sup>41</sup> Es steht zu erwarten, dass der unverändert offene Prozess der Corona-Pandemie auch weiterhin zu Einreichungen führen wird.

## *coronarchiv* und Social Media

Demokratisierung von Erinnerung bedeutet nicht nur, einen kostenlosen und offenen Ort im Internet zu schaffen, zu dem jede:r beitragen kann und der für alle zugänglich ist. Damit Bürger:innen das Archiv nutzen können, müssen sie wissen, dass es existiert und wo sie es finden können (*Werbung*). Zum anderen muss den Nutzer:innen bewusst gemacht werden, dass alle Erinnerungen es wert sind, dokumentiert zu werden. Es reicht also nicht aus, nur ein Archiv zur Verfügung zu stellen, es muss auch der Versuch unternommen werden, die Menschen einzubinden (*Community Management*).

Um dies zu erreichen ist das *coronarchiv* in den sozialen Medien aktiv, vor allem auf Facebook, Instagram und Twitter. Dort folgen dem Projekt inzwischen rund

38 [https://coronarchiv.geschichte.uni-hamburg.de/projector/s/coronarchiv/item?fulltext\\_search=kamptz](https://coronarchiv.geschichte.uni-hamburg.de/projector/s/coronarchiv/item?fulltext_search=kamptz) [10.03.2021].

39 Beitrags-IDs 3646, 6428, 6356, 6332 [alle 10.03.2021].

40 Beitrags-ID 12235 [10.03.2021].

41 Beitrags-IDs 12793, 12736 [beide 10.03.2021].



THORSTEN LOGGE,  
NILS STEFFEN, CHRISTIAN  
BUNNENBERG UND  
BENJAMIN ROERS

■ DAS CORONARCHIV



*Instagram-Post des coronarchiv-Beitrags von Meike Mittmeyer-Riehl mit Kommentar, Quelle: Instagram.*

3000 Interessierte. Die jeweiligen Zielgruppen und die Art der Interaktion sind plattformabhängig: Über Facebook wird hauptsächlich ein erwachsenes Publikum (30 bis 60 Jahre) erreicht, das sich für die Beiträge selbst interessiert. Auch die mediale Berichterstattung und insbesondere TV-Berichte über das Projekt finden hier Beachtung. Auf Twitter wird – ausgehend von den persönlichen Netzwerken des Teams – ebenfalls ein erwachsenes Publikum erreicht, das hauptsächlich in der Wissenschaft oder im Journalismus tätig ist. Dieser Kanal eignet sich damit besonders gut zum Auf- und Ausbau von Netzwerken und zur Steigerung der Präsenz in der Scientific Community. Ein jüngeres Publikum (bis 30 Jahre) und die meisten Follower:innen erreicht das *coronarchiv* indes über Instagram. Die medialen Eigenlogiken dieser Plattform erlauben den Austausch via Umfragen, Abstimmungen und Aufforderung zur Kommentierung. Über die unterschiedlichen Social-Media-Kanäle werden neue und andere Zielgruppen erreicht als über die etablierten Kommunikationswege, was zu einer größeren Reichweite in der Außendarstellung führt. Ob damit notwendig auch eine Demokratisierung einhergeht, bleibt offen.

42 [https://open.spotify.com/playlist/06t5gMDTIAVHwUhnAWYccL?si=QyVaL5f1Rra\\_lpKqM-f0iA](https://open.spotify.com/playlist/06t5gMDTIAVHwUhnAWYccL?si=QyVaL5f1Rra_lpKqM-f0iA) [2.2.2021].

Über seine Social-Media-Aktivitäten möchte das *coronarchiv*-Projektteam die Menschen davon überzeugen, dass ihre Beiträge die Vielfalt der gegenwärtigen Erfahrungen in der Corona-Krise widerspiegeln und es wert sind, als Teil eines demokratischen Diskurses langfristig bewahrt zu werden. Das *coronarchiv* möchte implizit auch ein Ort des Erfahrungsaustauschs sein. Durch die Veröffentlichung der Beiträge wird es zum Beispiel möglich, eigene Erfahrungen und Bewältigungsstrategien vergleichend einzuordnen. Durch eine direkte und möglichst niedrigschwellige Kommunikation möchte das Social-Media-Team nicht nur den wissenschaftlichen Wert des Projekts in den Vordergrund stellen, sondern zugleich auch aktivieren, inspirieren und unterhalten. Die sozialen Medien sind dabei auch ein Raum des Experiments: Wie lässt sich die oft postulierte Kommunikation auf Augenhöhe zwischen Vertreter:innen der Wissenschaft und interessierten Bürger:innen in der Praxis gestalten? Wie können wissenschaftliche Anliegen, Fragestellungen und Thesen in sowohl verständliche als auch interessante Posts eingebettet werden?

Als bislang erfolgreiche Maßnahmen der öffentlichen Kommunikation lassen sich vier Beispiele hervorheben: (1) Das Social-Media-Team veröffentlicht Beiträge über eingereichte Erfahrungen und Fundstücke. Mit ihnen wird dazu aufgerufen, auch selbst im *coronarchiv* aktiv zu werden. Jede der auf diesem Weg bekannt gemachten Einsendungen regt zur Reflexion an und hebt die Wichtigkeit der eigenen Stimme und damit auch die eigene Dokumentationswürdigkeit hervor. Damit wird das Publikum ermuntert, ähnliche oder vielleicht gegenteilige Erfahrungen zum geteilten Fundstück einzureichen. Darüber hinaus wird (2) ein »Blick hinter die Kulissen« gewährt, bei dem das Team, die Projektaktivitäten, Erfahrungen und die generelle Projektentwicklung sichtbar werden. Es werden (3) kleine Aktivitäten organisiert, die auf den ersten Blick wenig oder nichts mit dem Archiv zu tun haben. So findet sich eine Playlist des *coronarchivs* auf Spotify.<sup>42</sup> Gemeinsam mit den Follower:innen werden hier Songs gesammelt, die sie in der Pandemie begleiten. Musik ist für viele Menschen ein wichtiger und emotional stützender Begleiter im Alltag, daher verwundert es nicht, dass Rückmeldungen und Beteiligung hier besonders groß sind. Schließlich werden gelegentlich (4) zielgruppenspezifische oder thematische Sammlungsaufrufe initiiert, wie die Mitmach-Aktion der Körper-Stiftung im Frühjahr 2020.

## Herausforderungen und Spannungsfelder

Das *coronarchiv* wirft als Public-Intervention und Spontanprojekt eine Reihe von Fragen auf, die für die Planung und Durchführung von Crowdsourcing-Projekten in den digitalen Geisteswissenschaften von grundsätzlicher Bedeutung sind. Wir haben uns daher dazu entschieden, diese Problemlagen produktiv zu machen und für zukünftige Projekte auch in anderen Themenfeldern zu lernen.

Herausforderungen stellen sich insbesondere im Spannungsfeld zwischen Nutzer:innenfreundlichkeit, Datenschutz und Langzeitarchivierung. Um eine möglichst breite Partizipation in der Sammlungsaktivität zu erreichen, bemühen wir uns darum, Einreichungen in das *coronarchiv* möglichst aufwandslos zu gestalten. Die aus dem alltäglichen Umgang mit Social-Media-Kanälen erwachsende Erwartungshaltung der Beitragenden trifft hier allerdings auf die Datenschutzgrundverordnung. Hierzu gibt es umfangreiche Risikoanalysen, Handreichungen, Anleitungen und Merkblätter, die zu einem rechtskonformen Handling von Daten anleiten. Für pragmatische und vor allem schnelle Umsetzungen sind die hier angelegten Prozesse aber zum Teil nur bedingt geeignet. Die mit dem Crowdsourcing-Projekt verbundenen rechtlichen Fragen galt es mit dem Datenschutzbeauftragten der Universität Hamburg zu klären, mit dem Kompromisslösungen unter Einhaltung der rechtlichen Bestimmungen und im Rahmen der technischen Möglichkeiten von Omeka S gefunden wurden. Es ist anzunehmen, dass die aus dieser Abwägung resultierende umfangreiche Erklärung, die allen Beitragenden abverlangt wird, auch abschreckend wirken kann.

Ein zentrales Problem ergibt sich für das Gesamtprojekt durch eine Standardregelung für die Einwilli-

43 Nach Fertigstellung des Beitrags ist es noch im April 2021 gelungen, für mehr als 4100 Beiträge von den Nutzer:innen eine Verlängerung der Aufbewahrungsfrist auf zehn Jahre einzuholen. Die ausstehenden Beiträge sind noch zu klären.

gung zur Speicherung personenbezogener Daten. In der uns zur Verfügung gestellten Vorlage ist ein Absatz zur Dauer der Speicherung enthalten, den wir im Interesse einer schnellen und pragmatischen Lösung zunächst übernommen und pauschal mit zwölf Monaten angegeben haben, ohne dass hier ein Sachgrund vorlag, der uns auf diese Frist beschränkte. Das Recht auf Vergessenwerden befürworten wir – die Pflicht zum Vergessen steht der Langzeitarchivierung freilich entgegen. Die besagte Frist bleibt für das *coronarchiv* eine Herausforderung, da auf Grundlage der jetzigen Regelung ab dem 26. März 2021 damit begonnen werden müsste, personenbezogene Daten zu löschen oder diese so zu anonymisieren, dass eine Zuordnung zur beitragenden Person nicht mehr möglich ist. Diese Regelung steht nun allerdings im fundamentalen Widerspruch zum Grundanliegen des Projekts, auch zukünftigen Historiker:innen Zugang zu den hier gesammelten Materialien zu ermöglichen. Nach einer Löschung oder Anonymisierung der personenbezogenen Daten wäre es nicht mehr möglich, bei Beitragenden nachzufassen und ergänzende Metadaten zu ihren Einreichungen zu erheben. Daher stellt sich derzeit als drängendstes Problem, die ursprünglich angelegte Frist zu verlängern oder gar aufzuheben und für zukünftige Einreichungen grundsätzlich anders zu regeln.<sup>43</sup> Bei allem Verständnis für die mit der Datenschutzgrundverordnung verfolgten Anliegen: Hier müssen Lösungen gefunden werden, die Crowdsourcing in den Geisteswissenschaften möglich machen und befördern, statt sie zu behindern.

Neben der Sicherung der Einreichungen für die Langzeitarchivierung ist die Datenqualität eine zweite Herausforderung, die in einem Spannungsverhältnis steht zu möglichst niedrigschwelliger Partizipation und Zugänglichkeit. Ein umgestaltetes Einreichformular soll zukünftig Nutzer:innen in die Lage versetzen, möglichst viele Informationen mitzuliefern zu können, ohne dass weniger Auskunftswillige von einer Einreichung abgehalten werden. Entscheidend für den Erfolg aller hier skizzierten Maßnahmen wird letztlich das Nutzer:innenverhalten sein.

Musik ist ein Teil des Alltagslebens vieler Menschen. Es verwundert daher nicht, dass auch im *coronarchiv* Beiträge mit musikalischen Inhalten eingestellt werden. Sobald jedoch Musik Teil eines veröffentlichten Beitrags in einem digitalen Online-Projekt wird, ergibt sich eine rechtliche Problemlage, die bislang wenig beachtet wurde. In Deutschland kümmert sich die Gesellschaft für musikalische Aufführungs- und mechanische Ver-

44 Musikinhalte auf Webseiten.

GEMA Tarif zur Lizenzierung von Onlinenutzungen (Music-on-Demand, Video-on-Demand, Hintergrundmusik, Lineares Streaming) in geringem Umfang. Tarif VR-OD 10. [https://www.gema.de/fileadmin/user\\_upload/Musiknutzer/Tarife/Tarife\\_VRA/tarif\\_vr\\_od10.pdf](https://www.gema.de/fileadmin/user_upload/Musiknutzer/Tarife/Tarife_VRA/tarif_vr_od10.pdf) [2.2.2021].

45 Vgl. <https://www.jmwiarda.de/2020/12/04/die-essenz-der-95-thesen/> [2.2.2021].

46 Vgl. Karoline Döring, #unbezahlt. Die materiellen Grundlagen geschichtswissenschaftlichen Arbeitens, in: Cord Arendes et al., *Geschichtswissenschaft im 21. Jahrhundert*, Berlin 2020, S. 7–14.

47 Eine Übersicht findet sich hier: <https://coronarchiv.blogs.uni-hamburg.de/projekt/presse/> [14.5.2021].

48 Leonie Franziska Winterpacht, *Das coronarchiv als diskursiver Raum pandemischer Erfahrungen. Ver- und Aushandlungen von Bedeutungszuschreibungen am Beispiel von Praktiken der Sozialisierung*, Tübingen 2020 (Bachelor-Thesis).

vielfältigungsrechte (GEMA) um die Nutzungsrechte aus dem Urheberrecht ihrer Mitglieder – vorwiegend Komponisten, Textdichter und Musikverleger. Die GEMA sorgt über den Einzug von Lizenzgebühren für die öffentliche Aufführung urheberrechtlich geschützter Musik dafür, dass ihre Mitglieder für die Nutzung ihrer Werke auch entlohnt werden. Dies führt allerdings dazu, dass eine Bereitstellung von lizenzierten Musikwerken auch auf Internetseiten grundsätzlich gebührenpflichtig ist. Crowdsourcing-Projekte wie das *coronarchiv* müssen daher – wenn sie nicht auf Beiträge mit Musikinhalten verzichten möchten – geeignete Lizenzverträge mit der GEMA abschließen.<sup>44</sup> Ein Ausschluss von Inhalten mit Musik ist keine Lösung, da dies an der Lebenswirklichkeit der Bürger:innen vorbeingeht. Um hier zukünftig Rechtssicherheit herzustellen und eine bessere Planbarkeit zu erreichen (was passiert, wenn ein Beitrag viral geht und sehr hohe Downloadzahlen erzielt?), wäre der Abschluss einer Nationallizenz für die Nutzung lizenzpflichtiger Musik zumindest in universitären Kontexten hilfreich.

## Zwischen Langzeitarchivierung und befristeten Stellen

Alle Mitglieder des *coronarchiv*-Projektteams sind befristet angestellt. Das Projekt ist daher bislang nicht nachhaltig angelegt. Die mangelnde Nachhaltigkeit ist ein Grundproblem der ausgreifenden Befristungspraxis in den Wissenschaften, die sich auch auf das *coronarchiv* auswirkt.<sup>45</sup> Da die meisten Beteiligten konstant im Bewerbungsmodus sind, besteht grundsätzlich die Gefahr einer (gegebenenfalls auch plötzlichen) Einstellung des Projekts. Zudem sind experimentelle Projekte wie das *coronarchiv* im Arbeitsalltag und auf den Qua-

lifikationsstellen von Juniorprofessor:innen oder Doktorand:innen weder vorgesehen noch karriereförderlich. Große Teile des Projekts mussten daher von den Beteiligten in der Freizeit realisiert werden.<sup>46</sup> Kurzfristiges Denken im Personalbereich verträgt sich nicht gut mit Projekten zur Langzeitarchivierung und steht grundsätzlich in einem Spannungsverhältnis zur angestrebten Nachhaltigkeit universitärer Projekte. Zwar ist das *coronarchiv* als Projekt der Universität Hamburg dem Landesarchiv Hamburg zur Archivierung anzubieten. Ob es allerdings als archivwürdig eingestuft wird, ist fraglich, da mit einer digitalen Langzeitarchivierung stets auch Ressourcen- und Personalbedarfe einhergehen, die angesichts der gegenwärtig eher angespannten Finanzlage der Universität Hamburg und des Staatsarchivs kaum verfügbar sein dürften.

### Von der Public-History-Intervention zum Forschungsprojekt

Viele Gründe sprechen für eine Fortsetzung und nachhaltige institutionelle Verankerung des *coronarchivs*. Es handelt sich hier nicht nur um ein akademisches Projekt, sondern um eines, das auch die Öffentlichkeit interessiert, wie sich an der umfangreichen Presse- und Medienberichterstattung zeigen lässt.<sup>47</sup> Uns erreichen fortgesetzt Anfragen und Kooperationsangebote, die als Impulse zur Weiterentwicklung genutzt werden können. Das gilt auch für die wissenschaftliche Nutzung des *coronarchivs*. Bereits 2020 erschien an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen eine erste Bachelorarbeit, die sich mit Praktiken der Sozialisierung und dem *coronarchiv* als diskursivem Raum pandemischer Erfahrungen befasste.<sup>48</sup> Für die Behandlung kultur- und geisteswissenschaftlicher Fragestellungen im Themenfeld der Infektiologie, der Epidemiologie oder Pandemiole kann das Projekt eine Stärkung geisteswissenschaftlicher Perspektiven befördern. Zudem lassen sich die hier berührten Fragen zum Thema Crowdsourcing in den Geisteswissenschaften für Sammlungsprojekte zukünftiger Epidemie- und Pandemie-Erfahrungen nutzen und auch auf andere Themenfelder übertragen. Nicht zuletzt wollen wir die Erfahrungen aus diesem Projekt dazu nutzen, Crowdsourcing als Citizen Science in den digitalen Geisteswissenschaften systematisch zu thematisieren und weiterzuentwickeln. Hier sehen wir großes Potenzial auch für die Wissens- und Wissenschaftskommunika-

THORSTEN LOGGE,  
NILS STEFFEN, CHRISTIAN  
BUNNENBERG UND  
BENJAMIN ROERS

■ DAS CORONARCHIV

tion sowie für die Transferaktivitäten der Hochschulen und die Third Mission.

- Prof. Dr. Thorsten Logge ist Juniorprofessor für Public History am Fachbereich Geschichte der Universität Hamburg.
- Nils Steffen, M. A., ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Koordinator des Arbeitsfeldes Public History am Fachbereich Geschichte der Universität Hamburg.
- Benjamin Roers, M. A., ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am International Graduate Centre for the Study of Culture (GCSC) der Justus-Liebig-Universität Gießen.
- Prof. Dr. Christian Bunnenberg ist Juniorprofessor für Didaktik der Geschichte an der Fakultät für Geschichtswissenschaften der Ruhr-Universität Bochum.

LISA HELLRIEGEL

■ ACHTES NETZWERKTREFFEN-  
ORAL HISTORY 2020

- 1 Der Tagungsbericht ist zunächst erschienen bei H-Soz-Kult, 17.4.2020, [www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8726](http://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8726)
- 2 Linde Apel/ Stefan Müller, Netzwerk Oral History gegründet, in: H-Soz-Kult, 7.2.2017, <https://www.hsozkult.de/news/id/news-197> [29.2.2020].

## ACHTES NETZWERK- TREFFEN-ORAL HISTORY 2020<sup>1</sup>

Seit 2014 besteht das Netzwerk Oral History, mitgegründet von Linde Apel (Hamburg) und Stefan Müller (Bonn) mit dem Ziel, den interdisziplinären Austausch zum Thema Oral History zu befördern und zu organisieren.<sup>2</sup> Seitdem ist es stark gewachsen: von anfänglich neun auf mittlerweile, beim diesjährigen achten Treffen des Netzwerks, knapp siebzig Personen. Dennoch solle das Netzwerktreffen seinen workshopartigen Charakter nicht verlieren, wie Apel bei der Begrüßung betonte. Das diesjährige Netzwerktreffen fand im Februar in der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg statt, denn das dort untergebrachte Interviewarchiv, die Werkstatt der Erinnerung, feierte 2020 sein dreißigjähriges Bestehen. Passend zu diesem Jubiläum standen die »Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Oral History« auf dem Programm.

Am Beispiel der Werkstatt der Erinnerung diskutierte Linde Apel einfühend die Position der Oral History zwischen »Geschichte von unten« und »Geschichte von oben«. Auch wenn Oral History im Kontext der »Geschichte von unten« begonnen habe, sei sie in der Bundesrepublik schnell zur »Geschichte von oben« geworden: So werde sie etwa im Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten als zentrale Methode empfohlen. Beide Stränge – der »von unten« wie der »von oben« – ließen sich auch in der Geschichte der Werkstatt der Erinnerung nachweisen, so Apel: Zur





*Stefan Müller und Linde Apel, Foto: Eike Eberhardt.*

Gründung hatte ein Beschluss der Hamburgischen Bürgerschaft geführt, der vor dem Hintergrund intensiver gesellschaftlicher Debatten um den Umgang mit der Geschichte des Nationalsozialismus in den 1980er Jahren sowie der Öffnung der Geschichtswissenschaft zu kulturwissenschaftlichen Einflüssen getroffen worden sei. Apel schloss mit der Frage, ob Oral Historians lieber »nach unten« interviewten, weil die für diesen Zugang infrage kommenden Interviewpartnerinnen und -partner eher einer Verwendung der Interviews zustimmen würden.

Florian Fischer (Berlin) verwies in der Diskussion auf ein Projekt mit Migranten und Migrantinnen, die einer Benutzung der Interviews nicht zugestimmt hätten, weil sie sich aufgrund ihres nicht-muttersprachlichen Deutschs bloßgestellt gefühlt hätten. Daraufhin sei das Projekt partizipativer gestaltet worden: Die Interviewten erhielten selbst Kameras, mit denen sie andere Personen interviewten. Im klassischen Interview sei das Problem des Machtgefälles laut Alexander

3 Nicole L. Immler, Hoe koloniaal onrecht te erkennen? De Rawagede-zaak laat kansen en grenzen van rechtsherstel zien, in: *bmgn – Low Countries Historical Review* 133-4 (2018), S. 57–87.

von Plato (Horneburg) kaum aufzulösen, nicht zuletzt, weil die sogenannte »Streitphase«, in der die Interviewten Rückfragen an die Interviewenden stellen können, kaum stattfände oder zumindest nicht aufgezeichnet werde, und so die Befragten nichts über die Fragenden erführen. Ob überhaupt von einer »Geschichte von unten« zu sprechen sei, wenn nicht die Befragten sich selbst aufnehmen, wandte Almut Leh (Hagen) ein und fragte, wie damit »fair und offen umzugehen« sei. Dass Oral History im Geschichtswettbewerb empfohlen werde, könnte auch als ein Zeichen dafür verstanden werden, dass Oral History eher dem Bildungs- als dem Wissenschaftsbereich zugeordnet werde, argumentierte Lina Nikou (Jerusalem).

Mit dem politischen Anspruch der Oral History beschäftigten sich Nicole Immler (Utrecht) und Éva Kovacs (Wien). Ob der politische Anspruch, die Stimmen der »Underdogs« hörbar zu machen, in der aktuellen Tendenz zum (ungeordneten) Sammeln von Interviews verloren gegangen sei, oder ob gerade dies helfe, das unbewusste diskursive und epistemologische Framing der Interviewer/innen zu unterlaufen, fragte Immler einfürend. Und: »Warum hören [die Befragten] nicht, dass sie gehört werden?«<sup>3</sup> Immler hatte Interviews mit Aktivistinnen und Aktivistinnen aus der indonesischen Diaspora in den Niederlanden geführt, die sich für eine Entschädigung der Massenexekutionen seitens des niederländischen Militärs im Indonesischen Unabhängigkeitskrieg 1945–49 einsetzten. Immler sprach sich dafür aus, komplexe Identitäten, die im Interview mit den Aktivistinnen und Aktivistinnen zur Sprache kamen, auch als solche darzustellen, selbst wenn dies deren Eigenpositionierung in einem juristisch-nationalen Framing entgegenliefe. Die Aktivistinnen und Aktivistinnen hätten dies als mangelnde Solidarität kritisiert. Aus Immlers Sicht war es jedoch bereits eine Positionierung, zu dem Thema zu schreiben. Abschließend stellte sie die Frage: »Welche Sprache brauchen wir, um das koloniale Erbe besprechbar zu machen, sodass auch die Mehrheitsgesellschaft zuhört?«

Die folgende Diskussion drehte sich darum, wie mit den Erwartungen der Interviewten an ein Interview umzugehen sei. Dorothee Wierling (Berlin) betonte die Herausforderungen von »Aktivisteninterviews«, bei denen sich die Interviewpartner und -partnerinnen häufig als Sprecher ihrer Gruppe verstünden.

Éva Kovacs ging in ihrem auf einer Sekundärana-lyse basierenden Beitrag<sup>4</sup> auf das fehlende Kontextwissen von Interviewerinnen und Interviewern im Rahmen einer soziologischen Befragung von ungarischen Roma im Jahr 1971 ein. Mit dieser Erhebung sollte geprüft werden, ob das »Zivilisierungsnarrativ« zutraf, das die Regierung verbreitet hatte. Obwohl der Fokus der Umfrage auf der damaligen sozialen Lage der Roma lag, erwähnten einige Befragte ihre Verfolgung während des Zweiten Weltkriegs. »Da diese Erzählungen [...] den Interviewern völlig unbekannt waren und sich wesentlich von den Erzählungen über die Verfolgungen der Juden unterschieden, haben die Interviewer diese Geschichten nicht erkannt«, erklärte Kovacs. Stattdessen hätten sie neue Themen angesprochen. Waren Familienmitglieder anwesend, gingen diese häufig auf die Erzählung ihrer Verwandten ein und kommentierten sie. Daran wird – heute – sichtbar, dass diese Ereignisse in der Roma-Gemeinschaft weder tabuisiert noch vergessen waren, von der Mehrheitsgesellschaft jedoch nicht wahrgenommen wurden. Diskutiert wurden partizipative Methoden (etwa durch Interviewer/innen, die selbst Roma sind) sowie die Frage, wer überhaupt das Privileg habe zu forschen.

Als öffentlicher Teil des Netzwerktreffens folgte ein Podiumsgespräch zwischen Dorothee Wierling und Alexander von Plato, moderiert von Linde Apel. Als ausschlaggebend für ihre Entscheidung, mit Interviews zu arbeiten, bezeichneten sowohl Wierling als auch von Plato das Projekt »Lebensgeschichte und Sozialkultur im Ruhrgebiet« (LUSIR), an dessen Planung beziehungsweise Durchführung sie beteiligt gewesen waren. Darüber hinaus betonten beide die »Fremdheitserfahrung« bei der Konfrontation mit individuellen Lebensgeschichten, die sich ihren Erwartungen

4 Éva Kovacs, *Parallel Readings. Narratives of Violence*, in: Fazil Moradi / Ralph Buchenhorst / Maria Six-Hohenbalken (Hrsg.): *Memory and Genocide. On What Remains and the Possibility of Representation*, London 2017, S. 42 – 56.

widersetzten. So sei laut Wierling auch die Vorstellung der »Unterdrückten«, deren Stimmen durch Oral History miteinbezogen werden sollten, »durch die Subjekte selbst komplexer gemacht« worden. Von Plato ergänzte, dass diese »Erfahrungsdimension [...] etwas Eigenständiges« sei und ihre Erforschung eine »viel länger laufende« Vorgeschichte als die Oral History selbst habe.

Auf die Frage nach der kombinierten Nutzung mündlicher und schriftlicher Quellen erklärte Wierling, dass man durch die intensive analytische Arbeit mit Interviews auch einen geschärften Blick für die subjektive Bedeutung in anderen Quellen erhalte.

Beide betonten die marginale Stellung der Oral History in der Geschichtswissenschaft der 1980er Jahre. Hinter der anfänglichen »Feindseligkeit« vieler Historikerinnen und Historiker der neuen Methode gegenüber vermutete Wierling eine »Angst vor der Quelle« und ihrer Subjektivität, die es den Forschenden schwierig mache, klare Thesen zu formulieren. Von Plato verwies auf die in jüngerer Zeit wachsende Akzeptanz gegenüber »Zeitzeugeninterviews«, machte aber deutlich, dass diese nicht immer eine entsprechende methodische Anstrengung nach sich ziehe: Häufig fehle die Analyse. Dies sei besonders dann problematisch, wenn dadurch die Erfahrungsdimension verloren gehe. Auch Wierling kritisierte den Begriff des »Zeitzeugen«, denn ein »Zeitzeuge« solle aufgrund seiner »auratischen Funktion« vor allem etwas bezeugen.

Zur aktuellen Situation der Oral History bemerkte Wierling, dass die heute von vielen geteilte Empfindung, wonach »die Zeiten [...] wieder schlechter« werden, gute Ausgangsbedingungen für Oral History bedeute, denn umgekehrt gelte: »Gute Zeiten sind schlechte Zeiten für Oral History!« Auch in der Transformationsforschung zum Mauerfall, insbesondere im Kontext erstarkender rechter Tendenzen, könnte Oral History als »sanktionsfreies Gespräch« eine wichtige Rolle bei der Erforschung der Ursache von Rechtsradikalismus spielen. Nicht zuletzt brauche es auch für die Diversifizierung der bundesdeutschen Gesellschaft durch Migration Konzepte der Oral History.

Die Rolle der Oral History in der Auftragsforschung diskutierten Stefan Müller, Ina Czub (Aabenraa) und Manfred Grieger (Gifhorn), moderiert von Almut Leh. Alle drei führen für verschiedene Auftraggeber/innen Interviews durch. Eine Auswertung der Interviews finde, abhängig vom

einzelnen Auftrag, nicht unbedingt statt, kritisierte Müller. Grieger sprach sich dafür aus, keinen allzu großen Unterschied zwischen der als akzeptabel geltenden Drittmittelförderung und der als »anfällig für *good-will*-Leistungen« geltenden Auftragsforschung zu sehen. Von den konkreten Auswirkungen eines Auftrags auf ihr Interviewprojekt erzählte Czub: Sie interviewte ehemalige Angestellte des dänischen Unternehmens Jebsen & Jessen, bei dem sie selbst angestellt ist. Einerseits erreichte sie so Interviewpartnerinnen und -partner, die sonst vielleicht nicht zu einem Interview bereit gewesen wären; andererseits sei nicht auszuschließen, dass ihre Unternehmenszugehörigkeit die Erzählungen beeinflusst haben könnte. Czub machte aber deutlich, dass Historiker und Historikerinnen bei etwaigen Eingriffen in das Forschungsdesign durchaus in der Position seien, darüber zu verhandeln, statt einen Auftrag einfach den Vorgaben entsprechend auszuführen. Grieger betonte insbesondere den rechtlichen Rahmen des Vertragsabschlusses und die Wichtigkeit »eine[s] klare[n] Eigenprinzip[s]«, wenn es etwa um Nutzungsrechte oder Bezahlung gehe. Er wies außerdem auf die auseinandergehenden Interessen von Historikern und Unternehmensvorständen hin, für die Geschichte vor allem ein »Kommunikationsproblem« sei.

Lena Langensiepen (Hamburg) stellte, moderiert von Lina Nikou, ihr Dissertationsprojekt zur Entstehung der Hamburger Geschichtswerkstätten in den 1980er Jahren vor. Eine zentrale Rolle spielen dafür Selbstzeugnisse der Aktiven, neben schriftlichen Quellen auch Interviews, bei denen vor allem Fragen nach dem politischen und biografischen Hintergrund im Mittelpunkt stehen. Besonders aufschlussreich war für Langensiepen die Befragung von Personen, die selbst häufig Interviews geführt hatten. Die Aktiven in den

5 Universität zu Köln, KA<sup>3</sup> – Kölner Zentrum Analyse und Archivierung von AV-Daten (2. Förderphase), <https://dch.phil-ak.uni-koeln.de/projekte/ka-koelner-zentrum-analyse-und-archivierung-von-av-daten> [12.3.2020].



Foto: Eike Eberhardt.

Geschichtswerkstätten zeigten eine große Bereitschaft zu Interviews und seien häufig selbst an der Erzählung der Geschichte ihrer Bewegung interessiert. Dadurch habe die Archivierung der Interviews und die bevorstehende Publikation zeitweise als »unsichtbare [...] Dritte« im Raum gestanden, was gerade beim Gespräch über Konflikte in den Geschichtswerkstätten die Situation verkompliziert habe. Fraglich sei auch, inwieweit die Erzählungen von individuellen oder kollektiven Erfahrungen geprägt seien.

Über die Möglichkeiten, die Spracherkennungssoftware Oral Historians bietet, diskutierten Almut Leh und Cord Pagenstecher (Berlin). Leh nimmt mit dem Archiv »Deutsches Gedächtnis« der FernUniversität in Hagen an einem Projekt des Kölner Zentrums Analyse und Archivierung von AV-Daten teil, mit dem Werkzeuge zur akustischen Analyse von audiovisuellen Daten erarbeitet werden sollen.<sup>5</sup> Zur Erprobung und Evaluation des mittlerweile im fünften Jahr laufenden Projekts werden Oral-History-Interviews verwendet, denn diese enthalten »schwierige Sprachdaten« wie spontane Sprache oder Dialekte. Ist die akustische Analyse geglückt, enthält die Audio- oder Videodatei automatische Annotationen, etwa Untertitel oder Keywords, nach denen direkt gesucht werden kann. So ist es möglich, vom Suchbegriff direkt zur gewünschten Passage zu springen. Leh zufolge könnte dies einmal einen »Oral Turn der Oral History« auslösen, da so die direkte Beschäftigung mit der Audio- oder Videodatei statt mit dem Transkript in den Vordergrund rücken und die Quelle durch ihre Lebendigkeit

attraktiver würde. Linde Apel wandte ein, dass man so Gefahr liefe, nur noch bestimmte Passagen anzuhören und so den Kontext zu ignorieren. Hier müsse zwischen wissenschaftlicher und öffentlicher Nutzung unterschieden werden, argumentierte Leh, denn die »Nutzerinnen und Nutzer wollen zum Inhalt«. Erweiterte Angaben, etwa ein Inhaltsverzeichnis oder eine Biografie, erleichterten darüber hinaus den Zugriff auf die ganze Lebensgeschichte. Für eine öffentliche Nutzung, wie beim Online-Archiv »Zwangsarbeit 1939–1945«,<sup>6</sup> das Pagenstecher vorstellte, müssten die automatisch erstellten Transkripte und Keywords auch »perfekter« sein als für eine größtenteils wissenschaftliche Nutzung, bei der einzelne Fehler nicht unbedingt stören.

»Oral History digital« soll auch auf dem nächsten Netzwerktreffen, das vermutlich in Leipzig stattfinden wird, eine Rolle spielen. Zudem sollen Interviewgenres, Übersetzungen von Interviews und die kombinierte Anwendung von mündlichen und schriftlichen Quellen sowie die Anwendung von Oral History im Museum diskutiert werden.

Deutlich wurde im Verlauf der diesjährigen Zusammenkunft die Vielfältigkeit der Arbeit mit mündlichen Quellen, ob in der Interviewdurchführung oder -auswertung, sowie die Komplexität der politischen und ethischen Fragen, die sich in diesem Kontext stellen.

- Lisa Hellriegel ist studentische Mitarbeiterin der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH).

6 Zwangsarbeit 1939–1945. Erinnerungen und Geschichte, <https://www.zwangsarbeit-archiv.de/> [12.3.2020].

# INHALT

1. Personal und Gremien der FZH	168
2. Forschung	172
<i>a. Geschichte des Nationalsozialismus sowie dessen         »zweite Geschichte«</i>	172
<i>b. Geschichte Hamburgs in der zweiten Hälfte des         20. Jahrhunderts</i>	176
<i>c. Jüngere und jüngste Zeitgeschichte</i>	180
<i>Projekte außerhalb der Schwerpunkte</i>	185
Drittmittel	188
3. Kooperationsbeziehungen	190
4. Bibliothek	193
5. Archiv	195
6. Werkstatt der Erinnerung – Hamburger Lebensläufe (WdE)	199
7. Öffentlichkeitsarbeit	201
8. Vorträge/Tagungen/Veranstaltungen 2020	204
9. Veröffentlichungen der FZH	207
10. Veröffentlichungen der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der FZH	207
11. Rezensionen über Veröffentlichungen der FZH und von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der FZH	213
12. Vorträge und öffentliche Auftritte der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der FZH	215
13. Medienecho	219
14. Lehrveranstaltungen	221



# 1. PERSONAL UND GREMIEN DER FZH

(Stand 31.12.2020)

## DIREKTOR (VORSTAND)

Prof. Dr. Thomas Großbölting (seit 1.8.)

## STELLV. DIREKTORIN (VORSTAND)

Prof. Dr. Kirsten Heinsohn

## WISSENSCHAFTLICHE MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER

PD Dr. Knud Andresen

Dr. Marcel Bois (seit 15.12.)

Alexander Buerstedde, M. A. (seit 1.11.)

Jessica Erdelmann, M. A.

Sandra Frühauf, M. A. (seit 1.10.)

Dr. Daniel Gerster (seit 1.8.)

Dr. Alexandra Jaeger (seit 15.3.)

Dr. Sebastian Justke

PD Dr. Claudia Kemper (seit 1.9.)

Hannah Rentschler, M. A.

Dr. Yvonne Robel

Dr. Christoph Strupp

## WERKSTATT DER ERINNERUNG (WDE)

Dr. Linde Apel

Dr. Andrea Althaus (seit 1.10.)

Lena Langensiepen, M. A. (bis 31.10.)

## BIBLIOTHEK

Dorothee Mateika, Dipl. Dok.

Hartmut Finkeldey, B. A.

## ARCHIV

Kirsten Schaper, M. A.

#### LEKTORAT

Dr. Stefan Mörchen (seit 1.3.)

#### ÖFFENTLICHKEITSARBEIT

Maike Raap, M. A.

#### VERWALTUNG

Susanne Linnig

Birgit Steude, M. A.

#### INFORMATIONSTECHNIK

Rupert A. Marienfeld, M. A.

#### GESCHÄFTSZIMMER

Joana Betke

Birgit Steude, M. A.

#### STIPENDIATIN NACH DEM HAMBURGER NACHWUCHS- FÖRDERGESETZ DER UNIVERSITÄT HAMBURG

Lena Langensiepen, M. A. (seit 1.11.)

#### STUDENTISCHE MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER

Eike Eberhardt (seit 1.10.)

Svea Gruber

Lisa Hellriegel

Jan Philipp Freinsheimer

Jana Matthies

Svenja Röhling (bis 30.9.)

Marlen Sundermann

Mona Tilgner

#### GERINGFÜGIG BESCHÄFTIGTE MITARBEITER

Matthias Merks

Karl-Otto Schütt, Dipl. Bibl., M. A.

- Direktor und Vorstand
- Wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
- Werkstatt der Erinnerung (WdE)
- Bibliothek
- Archiv
- Lektorat
- Öffentlichkeitsarbeit
- Verwaltung
- Informationstechnik
- Geschäftszimmer
- Stipendiatin nach dem Hamburger Nachwuchsfördergesetz der Universität Hamburg
- Studentische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter
- Geringfügig beschäftigte Mitarbeiter

## PRAKTIKANTINNEN UND PRAKTIKANTEN

Eike Eberhardt (3.2. – 31.3.)  
Kaptan Bayraktar (3.8. – 30.9.)  
Leandro Fangmann (4.8. – 28.8.)  
Lina Chakhachiro (27.10. – 4.12.)

Als assoziierte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter waren Dr. Marcel Bois (bis 14.12.), Anne Kurr, M. A., PD Dr. Lu Seegers und Prof. Dr. Dorothee Wierling an der FZH vertreten. Die Verwaltung wurde auch in diesem Jahr wieder von Anja Ahlers als externer Personalsachbearbeiterin unterstützt. Maria Akingunsade transkribierte für die Werkstatt der Erinnerung Interviews auf Honorarbasis.

## KURATORIUM

Dr. Eva Gümbel

*Staatsrätin der Behörde für Wissenschaft, Forschung, Gleichstellung und Bezirke (BWFGB), Vorsitzende*

Katja Karger

*Vorsitzende Deutscher Gewerkschaftsbund Hamburg, stellvertretende Vorsitzende*

Dr. Sabine Bamberger-Stemmann

*Leiterin der Landeszentrale für politische Bildung, Hamburg*

Dr. Rita Bake

*Vorschlag der Deputation der Behörde für Wissenschaft und Forschung*

Prof. Dr. Christoph Cornelißen

*Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main, Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats der FZH*

Ina Dinslage

*Vorschlag der Deputation der Behörde für Wissenschaft und Forschung*

Prof. Dr. Oliver Huck

*Dekan der Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität Hamburg (seit 30.3.)*

Dr. Manfred Jäger

*Vorschlag der Deputation der Behörde für Wissenschaft und  
Forschung*

Peter Jaffé

*Jüdische Gemeinde Hamburg*

Prof. Dr. Dr. h. c. Dieter Lenzen

*Präsident der Universität Hamburg (bis 29.3.)*

PD Dr. Sven Tode

*Vorschlag der Deputation der Behörde für Wissenschaft und  
Forschung*

- Praktikantinnen und Praktikanten
- Kuratorium
- Wissenschaftlicher Beirat

## WISSENSCHAFTLICHER BEIRAT

Prof. Dr. Christoph Cornelißen

*Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main,  
Vorsitzender*

Prof. Dr. Angelika Schaser

*Universität Hamburg, stellvertretende Vorsitzende*

Prof. Dr. Andreas Gestrich

*London*

Prof. Dr. Birthe Kundrus

*Universität Hamburg*

Prof. Dr. Simone Lässig

*German Historical Institute Washington*

Prof. Dr. Cornelia Rauh

*Leibniz Universität Hannover*

Prof. Dr. Dieter Schott

*Technische Universität Darmstadt*

Prof. Dr. Detlef Siegfried

*Universität Kopenhagen*

## 2. FORSCHUNG

Die Forschungsprojekte der FZH waren 2020 weiterhin drei Hauptthemen zugeordnet:

- a. Geschichte des Nationalsozialismus sowie dessen »zweite Geschichte«
- b. Geschichte Hamburgs in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts
- c. Jüngere und jüngste Zeitgeschichte

Mehrere Forschungsprojekte lassen sich verschiedenen Schwerpunkten der FZH zuordnen, werden in der folgenden Kurzdarstellung aber nur in einem Themenbereich genannt.

Konzeptionen und Ideen für Forschungsprojekte werden mit dem Wissenschaftlichen Beirat erörtert und im Kuratorium der FZH vorgestellt. In internen Forschungskolloquien wird regelmäßig über den Fortgang der einzelnen Projekte diskutiert.

Die Mitarbeiter\*innenversammlung und der Vorstand der FZH haben im Oktober 2020 Leitlinien zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis verabschiedet.

### A. GESCHICHTE DES NATIONALSOZIALISMUS SOWIE DESSEN »ZWEITE GESCHICHTE«

- Erfahrungsgeschichte(n) – Die Entstehung und Entwicklung der KZ-Gedenkstätte Neuengamme (Dr. Linde Apel)

In Kooperation mit der KZ-Gedenkstätte Neuengamme wurden 32 Personen interviewt, die über ihr Engagement bei der Entstehung und Entwicklung der Gedenkstätte Auskunft gegeben haben. Das Projekt wurde im Dezember 2020 vorerst abgeschlossen. Die Video-Interviews werden an die Werkstatt der Erinnerung über-

geben, hier archiviert und für die Nutzung vorbereitet. Die Mitarbeiterin der KZ-Gedenkstätte Cornelia Siebeck erarbeitet auf der Basis der Interviews eine Ausstellung anlässlich des 40-jährigen Bestehens des Dokumentenhauses, das 1981 eröffnet wurde und die erste historische Ausstellung auf dem Gelände enthielt.

- Nutznießer des Nationalsozialismus nach 1945. Vermögenskontrolle und materielle Entnazifizierung in Hamburg und München (Jessica Erdelmann, M. A.)

Das von der DFG geförderte Projekt untersucht am Beispiel der beiden Großstädte Hamburg und München die Frage, wie die Alliierten und lokale Verwaltungsinstanzen mit dem Privat- und Unternehmensvermögen NS-belasteter Funktionseliten nach 1945 umgegangen sind. Die ehemaligen Führungsspitzen im nationalsozialistischen Herrschaftssystem zählten zu der Personengruppe, bei denen die Alliierten nach Kriegsende eine Vermögenskontrolle anordneten. Diese Personen konnten deshalb nur noch eingeschränkt auf ihre Vermögenswerte zugreifen. Größere Vermögenswerte wurden unter Treuhandschaft gestellt. Die während dieser Treuhandschaft entstandenen Dokumente dienen als empirische Basis für eine vergleichende Fallstudie, mit der der Vermögensumfang der betroffenen Personen bei Kriegsende sowie die materiellen Auswirkungen der Vermögenssperre und finanzieller Sanktionsmaßnahmen ermittelt und erklärt werden sollen. Daneben wird auch gefragt, welchen ehemaligen Funktionseliten es gelang, trotz des nur eingeschränkten Zugriffs auf ihre ökonomischen Ressourcen weiterhin Einfluss auszuüben und auch in den Verfahren zu ihren eigenen Gunsten geltend zu machen. Die politischen und juristischen Auseinandersetzungen, die sich am Umgang mit den gesperrten Vermögenswerten entzündeten, zeigen auch spezifische Machtverhältnisse. Die Analyse der materiellen Aspekte der Entnazifizierung eröffnet einen Einblick in die Mechanismen, nach denen sich die Nachkriegsgesellschaft sozioökonomisch strukturierte. Im zweiten Jahr der Projektlaufzeit wurde die Sich-

a. Geschichte des Nationalsozialismus sowie dessen »zweite Geschichte«

- Erfahrungsgeschichte(n) – Die Entstehung und Entwicklung der KZ-Gedenkstätte Neuengamme
- Nutznießer des Nationalsozialismus nach 1945. Vermögenskontrolle und materielle Entnazifizierung in Hamburg und München

tung und Auswertung der einschlägigen Bestände im Staatsarchiv Hamburg und im Bundesarchiv Koblenz fortgesetzt und mit der Bildung eines Samples sowie mit der Einzelfallanalyse begonnen.

- Albert Schäfer. Ein Unternehmer in Hamburg zwischen Weimar und Nachkriegszeit (1929–1949)  
(Dr. Sebastian Justke)

Das Projekt beleuchtet das Wirken des Unternehmers Albert Schäfer in der Zeit von 1929 bis 1949. Schäfer war seit 1933 Generaldirektor der Phoenix Gummiwerke AG in Harburg und stieg nach dem Zusammenbruch des Nationalsozialismus zum Präses der Handelskammer Hamburg auf. In unternehmensgeschichtlicher Perspektive fragt das Projekt danach, über welche Handlungsspielräume Albert Schäfer in der Endphase der Weimarer Republik, in der Zeit des Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit verfügte und mit welchen Interessen und auf welche Weise er diese nutzte. Für die Zeit des Nationalsozialismus geraten insbesondere die Aktivitäten Schäfers und der Phoenix Gummiwerke in den nach Beginn des Kriegs besetzten Gebieten in den Blick, ferner Arisierungsvorgänge, an denen Schäfer und die Phoenix beteiligt waren sowie der Umgang beim Einsatz von Zwangsarbeiter\*innen. Hinsichtlich der Transitionsphase vom Ende des Zweiten Weltkriegs bis zur Gründung der Bundesrepublik Deutschland werden Entnazifizierungsverfahren, die Schäfer persönlich durchlief oder an denen er als Unternehmer und Privatperson beteiligt war, erörtert. Auch wird für diese zeitliche Phase nach personellen Kontinuitäten und Brüchen gefragt, die mit dem Wechsel der politischen Systeme einhergingen und für die Schäfer verantwortlich oder von denen er betroffen war. Ein weiterer Aspekt der Nachkriegszeit betrifft Albert Schäfers Umgang mit dem Nationalsozialismus vor dem Hintergrund geschichtspolitischer und erinnerungskultureller Praktiken und Diskurse in der Hansestadt Hamburg während der 1950er Jahre. Das Projekt befindet sich in der Abschlussphase. Eine Buchveröffentlichung ist für 2021 geplant.

- Die Handelskammer Hamburg während der NS-Zeit  
(PD Dr. Claudia Kemper)

Im Jahr 2018 beschloss das Plenum der Handelskammer Hamburg die Initiierung eines Projekts, mit dem die eigenen Verstrickungen während der NS-Zeit untersucht werden sollte. Im Sommer 2019 begann die Arbeit am Projekt, das zunächst an der Handelskammer angesiedelt war. Seit September 2020 wird es an der FZH bearbeitet und im August 2021 abgeschlossen. Das Projekt geht der Frage nach, wie und wo Vertreter des Haupt- und Ehrenamtes der Handelskammer von einer Nähe zum NS-Regime profitierten, welche Handlungsspielräume sowohl Kammer als auch Mitglieder hatten und wie individuelles Nutznießertum und Engagement für das NS-Regime mit der Funktion in der Kammer zusammengingen. Nachdem ab 1933 die Handelskammer wie alle Institutionen der Stadt sukzessive gleichgeschaltet wurde, war sie zunehmend in die Abläufe von Gwaltherrschaft und Kriegswirtschaft integriert. Gleichzeitig vertrat sie weiterhin die Interessen Hamburger Unternehmen. Damit bewegten sich die Vertreter der Kammer in einem Spannungsfeld zwischen aktiver Mitarbeit in der NS-Wirtschaft und ihrer traditionellen Selbstverwaltungsaufgabe. Beides ging jedoch oftmals Hand in Hand und hing in der Ausführung von individuellem Verhalten ab. An diesem Punkt setzt das Projekt an: Wie nutzten Mitglieder der Handelskammer ihre Handlungsspielräume? Wer profitierte in besonderer Weise von der NS-Politik? Wer unterstützte sie und wer zog sich von einer Zusammenarbeit mit dem Regime eher zurück? Wer waren die Protagonisten, wenn die Handelskammer an Arisierungen, an der Organisation der Zwangsarbeit oder der Devisenbeschaffung beteiligt war? Neben den biografischen Verläufen einzelner Funktionsträger zwischen 1933 und 1945 wird das Projekt auch die Rolle der Handelskammer Hamburg während der NS-Zeit reflektieren und einordnen.

a. Der Nationalsozialismus und seine »zweite Geschichte«

■ Albert Schäfer. Ein Unternehmer in Hamburg zwischen Weimar und Nachkriegszeit (1929–1949)

■ Die Handelskammer Hamburg während der NS-Zeit



- Ein Besatzer in Norwegen. Heinrich Christens Tagebuch 1941–1943 (Prof. Dr. Dorothee Wierling)

Die Idee für dieses Editionsprojekt entstand im Anschluss an die Veröffentlichung »Mit Rohkaffee handeln. Hamburger Kaffeehändler im 20. Jahrhundert«. Kurz vor Drucklegung wurde ein in Deutschland unveröffentlichtes Tagebuch gefunden, in dem der Hamburger Kaffeemakler Heinrich Christen seine täglichen Erlebnisse und Erfahrungen als »Gebietskommissar« bzw. Dienststellenleiter der Dienststellen Bergen und Trondheim niedergeschrieben hatte. In dieser Funktion war er der höchste zivile Besatzungsmachthaber in den beiden größten Provinzen Norwegens. Die Edition wird ergänzt durch eine biografische und zeitgeschichtliche Einordnung des Protagonisten (1909–1972), der mit seiner nationalsozialistischen Überzeugung und seiner Mentalität des Machers den Prototypus der bundesdeutschen Aufbaugeneration abbildet. Kommentiert wird das Tagebuch von den in Norwegen zur Besatzungsgeschichte forschenden Historiker\*innen Bjarte Bruland, Maria Fritsche und Simon Gogl. Ende 2020 wurde das Manuskript fertiggestellt. Es soll 2021 in einer der Publikationsreihen der FZH erscheinen.

## B. GESCHICHTE HAMBURGS IN DER ZWEITEN HÄLFTE DES 20. JAHRHUNDERTS

- Linke und rechte Politisierung. Die Hamburger Schülerbewegung der 1960er und 1970er Jahre (Dr. Linde Apel)

Das Projekt befindet sich weiterhin in der Niederschrift.

- Historische Aufarbeitung des sogenannten Radikalenerlasses von 1972 in Hamburg  
(Dr. Alexandra Jaeger)

Im Auftrag des Senats der Freien und Hansestadt Hamburg – Personalamt – trägt die FZH zur historischen Aufarbeitung des »Radikalenerlasses«, mit dem in den 1970er Jahren vermeintliche »Verfassungsfeinde« vom öffentlichen Dienst ferngehalten werden sollten, bei. Mit der Regelanfrage beim Verfassungsschutz wurden damals alle Bewerberinnen und Bewerber für den öffentlichen Dienst überprüft. In Hamburg gab es zwischen 1971 und 1978 rund 100 000 Anfragen. Etwa 90 Personen, zumeist Lehrerinnen und Lehrer, wurden abgelehnt oder entlassen. Kritikerinnen und Kritiker sprachen von »Berufsverboten«. Das Projekt untersucht die Hamburger Überprüfungsverfahren und ordnet diese zwischen »1968«, Kaltem Krieg und den Nachwirkungen des Nationalsozialismus historisch ein.

Im April 2020 sollte eine Ausstellung im Hamburger Rathaus (geplante Eröffnung 16.4.2020) das Thema erläutern sowie auf einer Podiumsdiskussion darüber diskutiert werden. In diesem Jahr wurde die Erstellung der Ausstellungstafeln – in Kooperation mit einem Grafikbüro – weitgehend abgeschlossen und eine Begleitbroschüre konzipiert; daneben wurden letzte Recherchen durchgeführt. Wegen der Corona-Pandemie mussten die Ausstellung und die Podiumsdiskussion abgesagt werden. Beides soll nachgeholt werden.

- Friede mit Israel – Handel mit arabischen Regionen.  
Hamburger Außenpolitik  
(Prof. Dr. Kirsten Heinsohn)

Dieses Projekt, das sich mit außenpolitischen Aktivitäten des Stadtstaates von den 1950er bis zu den 1970er Jahren befassen soll, wird ab 2021 in die erneuerte Forschungskonzeption der FZH integriert und dazu neu aufgelegt bzw. überarbeitet.

- a. Der Nationalsozialismus und seine »zweite Geschichte«
- Ein Besatzer in Norwegen. Heinrich Christens Tagebuch 1941–1943
- b. Geschichte Hamburgs in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts
- Linke und rechte Politisierung. Die Hamburger Schülerbewegung der 1960er und 1970er Jahre
- Historische Aufarbeitung des sogenannten Radikalenerlasses von 1972 in Hamburg
- Friede mit Israel – Handel mit arabischen Regionen. Hamburger Außenpolitik

- Die Hamburger Geschichtswerkstätten-Bewegung in den 1980er und 1990er Jahren  
(Lena Langensiepen, M. A.)

In dem Dissertationsprojekt wird die Entstehung von Geschichtswerkstätten in Hamburg im Zuge einer »Neuen Geschichtsbewegung« erforscht. Ziel ist es zu verstehen, weshalb sich zu Beginn der 1980er Jahre ein gesteigertes Interesse an Lokal- und Alltagsgeschichte in Hamburg entwickelte, und nachzuvollziehen, wie sich die Initiativen im Laufe der 1980er und 1990er Jahre als Akteure der Erinnerungskultur in der Stadt etablierten. Vorläufige Ergebnisse des Projektes wurden im Februar 2020 auf dem achten Treffen des Netzwerks Oral History (NOH) in Hamburg präsentiert. Im Sommer wurde ein Interview mit dem ehemaligen Referenten für Stadtteilkultur in Hamburg geführt. Das Projekt befindet sich in der Phase der Niederschrift und wird seit November 2020 mit einem Abschlussstipendium der Universität Hamburg nach dem Hamburger Nachwuchsfördergesetz gefördert.

- Struktur- und Funktionswandel des Hamburger Hafens 1945–2005  
(Dr. Christoph Strupp)

Der Hamburger Hafen hat in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine wesentliche Rolle in der Stadtpolitik gespielt. Dabei ging es um Wirtschafts-, Infrastruktur- und Verkehrsfragen im engeren Sinn, aber darüber hinaus auch um bundes- und europapolitische Bezüge sowie um Fragen gesamtstädtischer Identität und des städtischen Images. Zeitlich weit zurückreichende Prägungen durch die maritime Tradition und der beschleunigte politische, wirtschaftliche und technologische Wandel von den 1950er Jahren bis in die Gegenwart überlagerten sich und standen in einem Spannungsverhältnis zueinander. Vor diesem Hintergrund nimmt das Projekt lokale, regionale, europäische und globale Bezüge im Hafen in den Blick und verbindet dabei wirtschafts-, politik- und kulturgeschichtliche Perspektiven. Vergleichbare Studien liegen

bisher noch für keine der großen Seehafenstädte vor. Im Jahr 2020 standen neben der von Hafeninteressen bestimmten »Außenpolitik« Hamburgs seit den 1950er Jahren und der Bedeutung der Ölindustrie für die räumliche Hafen- und Stadtentwicklung vor allem Fragen der Popularisierung des Hafens in der Stadt und die Hafenvirtschaftswerbung im Mittelpunkt der Forschungen.

- »Reform von oben«? Die Entwicklung staatlicher Frauenpolitik in der Bundesrepublik der 1960er und 1970er Jahre (Hannah Rentschler, M. A.)

Hannah Rentschler bearbeitete einen Antrag für ein Promotionsprojekt, der im März 2020 bei der DFG eingereicht und Ende Dezember genehmigt wurde. Das Projekt wird die Entwicklung staatlicher Frauenpolitik in der Bundesrepublik genauer erforschen. Hierzu werden frauenpolitische Debatten und staatliche Projekte sowohl auf Bundes- als auch auf Länderebene – letzteres am Beispiel Hamburgs – vor dem Hintergrund der gesellschaftspolitischen Situation der 1960er und 1970er Jahre untersucht.

- Hamburg im Visier der DDR (Prof. Dr. Dorothee Wierling)

Das von der Stiftung Aufarbeitung der SED-Diktatur geförderte Projekt ist die erste Studie, in deren Mittelpunkt die DDR-Westpolitik in Bezug auf eine bundesrepublikanische Stadt exemplarisch untersucht wird. Die Förderzeit des Projekts war der 1. März 2017 bis 31. Februar 2019. Die Archivstudien im Staatsarchiv Hamburg, in der Handelskammer Hamburg, im Bundesarchiv Berlin und vor allem im Archiv der Bundesbehörde für die Unterlagen der Staatssicherheit (BStU) ergaben eine Fülle von Material, das einen sehr detaillierten Blick auf die umfassenden Aktivitäten verschiedener DDR-Institutionen, insbesondere der Staatssicherheit, erlaubt. Im Februar 2018 konnten die Archivrecherchen beendet werden.

b. Geschichte Hamburgs in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts

- Die Hamburger Geschichtswerkstätten-Bewegung in den 1980er und 1990er Jahren
- Struktur- und Funktionswandel des Hamburger Hafens 1945–2005
- »Reform von oben«? Die Entwicklung staatlicher Frauenpolitik in der Bundesrepublik der 1960er und 1970er Jahre
- Hamburg im Visier der DDR

Allerdings verzögerte sich die Niederschrift wegen der aufwendigen Schwärzung (Schutz persönlicher Daten) der ca. 8000 Kopien aus der BStU, die sich zum Februar 2019 hinzog. Da die Bearbeiterin in der Zwischenzeit andere Verpflichtungen eingegangen war (Fellowship in Delhi von Januar bis März 2019, Honorary Fellow am Historischen Kolleg München von Oktober 2019 bis März 2020 sowie Ko-Kuratorin der Ausstellung »documenta. Politik und Kunst«, Eröffnung Juni 2021), wird die Niederschrift erst im Juli 2021 beginnen.

## C. JÜNGERE UND JÜNGSTE ZEITGESCHICHTE

- Apartheid im »Strukturbruch«. Wahrnehmungen und Praktiken schwedischer und bundesdeutscher Manager im Südafrika der 1970er und 1980er Jahre  
(PD Dr. Knud Andresen)

Das Projekt befindet sich in der Phase der Niederschrift. Ergebnisse des Forschungsverbundes mit Projekten zur Apartheid in Westeuropa an der Universität Kopenhagen, der TU Berlin und der FU Berlin werden auf der Grundlage einer 2018 in Hamburg von der FZH in Kooperation mit der Universität Kopenhagen durchgeführten Konferenz in dem Sammelband »Apartheid and Anti-Apartheid in Western Europe«, hrsg. von Knud Andresen, Sebastian Justke, Detlef Siegfried, Basingstoke 2021, publiziert.

- Abschied von »Hochwürden«. Die Priesterkrise nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil  
(Alexander Buerstedde, M. A., M. Ed. / Sandra Frühauf, M. A. / Prof. Dr. Thomas Großbölting)

Unsere Gegenwart ist geprägt durch einen gesellschaftlich-religiösen Umbruch, der spätestens seit Mitte der 1960er Jahre an Fahrt aufnahm und bis heute andauert. Das Forschungsprojekt zu Ver-

änderungen im Selbstverständnis und in der Praxis katholischer Geistlicher ist Teil einer dreijährigen DFG-Forschungsgruppe der Kommission für Zeitgeschichte e.V. (Bonn) zum Thema »Katholischsein in der Bundesrepublik Deutschland. Semantiken, Praktiken, Emotionen in der westdeutschen Gesellschaft 1965–1989/90«, die den Wandel von einem relativ festgefügtten Katholizismus zu einem Kaleidoskop katholisch geprägter, pluri-former Lebensformen in der Bundesrepublik im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts untersucht.

Das Projekt fragt entlang der Analyseebenen der Forschungsgruppe nach dem Spektrum und dem Wandel sprachlich geprägter Bedeutungssysteme, den Veränderungen in Emotionsregimen und im priesterlichen Habitus im Untersuchungszeitraum. Die Befunde sollen Aussagen über das Verhältnis zwischen Klerus und Laien sowie Kirche und Gesellschaft erlauben. In der Form zweier Dissertationen sollen hierbei zum einen Veränderungen in der Priesterausbildung, zum anderen der Einfluss von kritischer Priester- und Solidaritätsgruppen herausgearbeitet werden. Mit dem Bistum Münster und dem Erzbistum München und Freising dienen hierbei zwei für die Bundesrepublik zentrale katholische Regionen als Fallstudien. Neben Literaturrecherchen und -auswertungen sind erste Besuche in Archiven sowie erste Ermittlungen von Zeitzeugen erfolgt.

- Wiedervereinigungsgesellschaft. Aufbruch und Erneuerung in Deutschland seit 1990  
(Prof. Dr. Thomas Großbötting)

30 Jahre nach der Wiedervereinigung fällt die Bilanz des »Zusammenwachsens« der beiden deutschen Teilgesellschaften ambivalent aus: In die Einheitsfreude mischt sich Einheitsfrust. Insbesondere die vergleichsweise hohen Wahlergebnisse für rechtspopulistische Parteien in den neuen Ländern lassen immer häufiger die Frage aufkommen, ob »der Osten« anders sei. Die Studie geht dem Phänomen aus der Perspektive einer Problemgeschichte der Gegen-

#### c. Jüngere und jüngste Zeitgeschichte

- Apartheid im »Strukturbruch«. Wahrnehmungen und Praktiken schwedischer und bundesdeutscher Manager im Südafrika der 1970er und 1980er Jahre
- »Abschied von ›Hochwürden‹. Die Priesterkrise nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil«
- Wiedervereinigungsgesellschaft. Aufbruch und Erneuerung in Deutschland seit 1990

wart nach und befragt nicht nur die friedliche Revolution wie auch die unmittelbaren Folgejahre nach ihrer Prägekraft für heute, sondern geht anhand verschiedener Segmente der Frage nach der Charakteristik der Wiedervereinigungsgesellschaft nach. 2020 wurde das Buch »Wiedervereinigungsgesellschaft. Aufbruch und Erneuerung in Deutschland seit 1990« bei der Bundeszentrale für politische Bildung veröffentlicht.

- Die Stadt als nachmoderner Raum: Arbeitswelten, Migration, Public Health und Identitäten in urbanen Zentren des Ostseeraums (Prof. Dr. Thomas Großböling)

Finanziert von der Forschungsförderung der Stadt Hamburg im Programm zum »Aufbau internationaler Forschungskooperationen« bringt die für 2021 geplante Konferenz Forscher\*innen aus Ostseeanrainerstaaten zusammen, die gemeinsam nach den urbanen Spezifika des Übergangs in die Nachmoderne fragen und europäisch vergleichend Umbrüche und Transformationen in den Politikfeldern Arbeitswelt, Migration, Public Health und kollektive Identitätsstiftung analysieren. Untersuchungsraum sind urbane Räume in Ost-, West- und Nordeuropa seit den 1970er Jahren. Themen sind die Materialität der Stadt ebenso wie die sozialen Praktiken und die kulturellen Repräsentationen von Urbanität. Globalisierungsprozesse sollen in ihrer glocalisierten Konkretion analysiert werden. Das Verhältnis von Zentralörtlichkeit und Peripherie sowie die Genese und Veränderung von Stadtöffentlichkeiten sollen ebenso untersucht werden wie die Vermittlung zwischen Homo- und Heterogenität in sozialer, kultureller, ökonomischer und national-ethnischer Hinsicht.

- Gewerkschaftliche Zeitpolitiken von den 1970er bis in die 2000er Jahre  
(Dr. Alexandra Jaeger)

In dem Projekt werden tarifpolitische Entscheidungen und Kontroversen um Arbeitszeiten rekonstruiert und auf ihre gesellschaftspolitischen Implikationen hin befragt. Die Analyse der gewerkschaftlichen Zeitpolitiken soll die Strategien, Konflikte und Netzwerke der gewerkschaftlichen Führungsebene herausarbeiten. Im Zentrum stehen der DGB und vier Einzelgewerkschaften (IG Metall, IG Chemie-Papier-Keramik (IG CPK), Gewerkschaft öffentliche Dienste, Transport und Verkehr (ÖTV), Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen (HBV)). Dabei werden vor allem die Unterlagen der jeweiligen Vorstandsabteilungen als Leitquellenbestände ausgewertet, auch hinsichtlich von Verbindungen und Netzwerken in Politik und Wissenschaft. Das Projekt wird von der Hans-Böckler-Stiftung für drei Jahre finanziert und begann im März dieses Jahres.

- Westdeutsche Pfarrerinnen und Pfarrer im Land der Apartheid. Wahrnehmungen, Erfahrungen und Reaktionen im südlichen Afrika von den 1970er bis zu den 1990er Jahren  
(Dr. Sebastian Justke)

Das Dissertationsprojekt wurde mit der Buchveröffentlichung im Februar 2020 abgeschlossen. Das Buch ist unter dem Titel »Brückenbauen« gegen Apartheid? Auslandspfarrer in Südafrika und Namibia« im Wallstein Verlag in der Reihe »Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte« erschienen.

### c. Jüngere und jüngste Zeitgeschichte

- Die Stadt als nach-moderner Raum: Arbeitswelten, Migration, Public Health und Identitäten in urbanen Zentren des Ostseeraums
- Gewerkschaftliche Zeitpolitiken von den 1970er bis in die 2000er Jahre
- Westdeutsche Pfarrerinnen und Pfarrer im Land der Apartheid. Wahrnehmungen, Erfahrungen und Reaktionen im südlichen Afrika von den 1970er bis zu den 1990er Jahren



- Die Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung (DGfS) von 1950 bis in die 1970er Jahre. Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und öffentlichem Sexualitätsdiskurs  
(Dr. Moritz Liebeknecht)

Das Dissertationsprojekt wurde mit der Veröffentlichung »Wissen über Sex. Die deutsche Gesellschaft für Sexualforschung im Spannungsfeld westdeutscher Wandlungsprozesse« abgeschlossen. Das Buch erschien im Wallstein Verlag in der Reihe »Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte«.

- Nichtstun. Zur Konstruktion gesellschaftlicher Ordnung seit den 1950er Jahren  
(Dr. Yvonne Robel)

Das Projekt nimmt die gegenwärtig nahezu inflationäre Hinwendung zu Muße, Müßiggang und Faulheit zum Ausgangspunkt, um nach Kontinuitäten und Wandlungsprozessen in der öffentlichen Wahrnehmung dieser Phänomene seit den 1950er Jahren zu fragen. Ziel ist es zum einen zu zeigen, dass sich Menschen im Sprechen über Phänomene des Nichtstuns nicht nur über ihr Verhältnis zu Arbeit und Zeit verständigen, sondern auch über Ideen vom menschlichen Zusammenleben, über Zukunftsvorstellungen, über Eigen- und Fremdzuschreibungen, Körperbilder sowie ihren Bezug zu Wohlstand und Konsum. Zum anderen soll diskutiert werden, wie sich das hierbei zutage tretende Wechselspiel aus Ängsten, Sehnsüchten und Selbstermächtigungen zu einer Geschichte der Liberalisierung und zu dem für die 1970er Jahre vielfach konstatierten gesellschaftlichen Wandel verhält. Das Projekt befindet sich in der Phase der Niederschrift.

- Pioniere des Digitalen. Die Hacker- und Mailboxszene der 1980er Jahre (Matthias Röhr, M.A.)

Eine Publikation der 2020 abgeschlossenen Dissertation ist für 2021 geplant.

## PROJEKTE AUSSERHALB DER SCHWERPUNKTE

- Oral-History.Digital. Informationsinfrastruktur für die Erschließung, Recherche und Annotation von audiovisuellen narrativen Interviews (Dr. Linde Apel)

Erstmals wird an der FZH ein Projekt bearbeitet, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft im Programm »e-Research-Technologien« des Bereichs »Wissenschaftliche Literaturversorgungs- und Informationssysteme« gefördert wird. Am Projekt Oral-History.Digital sind der Lehrstuhl für Medieninformatik an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, das Archiv Deutsches Gedächtnis im Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität Hagen, der Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte mit dem Schwerpunkt der Geschichte Osteuropas an der Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg, das Center für Digitale Systeme der Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin, das Bayerische Archiv für Sprachsignale der Ludwig-Maximilians-Universität München und die Werkstatt der Erinnerung an der FZH beteiligt.

Die WdE als eine von drei Sammlungsinhaberinnen stellt einen Interviewbestand für die exemplarische Bearbeitung zur Verfügung und konzipiert und gestaltet die geplante Informationsinfrastruktur mit, die Unterstützung bei der Archivierung, Erschließung, Bereitstellung und sammlungsübergreifenden Recherche sowie Annotation von audiovisuellen narrativen Interviews leisten soll. Die Projektlaufzeit beträgt drei Jahre.

### c. Jüngere und jüngste Zeitgeschichte

- Die Deutsche Gesellschaft für Sexualforschung (DGfS) von 1950 bis in die 1970er Jahre. Zum Verhältnis von Sexualwissenschaft und öffentlichem Sexualitätsdiskurs
- Nichtstun. Zur Konstruktion gesellschaftlicher Ordnung seit den 1950er Jahren
- Pioniere des Digitalen. Die Hacker- und Mailboxszene der 1980er Jahre

### Projekte außerhalb der Schwerpunkte

- Oral-History.Digital. Informationsinfrastruktur für die Erschließung, Recherche und Annotation von audiovisuellen narrativen Interviews

- Mannwerdung »hinter Mauern«. Internatserziehung und Männlichkeit(en) in Deutschland und England, 1870–1930 (Dr. Daniel Gerster)

Die Frage, was einen Jungen zum »Mann« werden ließ, war in den bürgerlichen Gesellschaften Europas seit dem 19. Jahrhundert umstritten. Eltern und Kinder, Pädagogen und Politiker hatten je nach Alter, sozialem Stand, religiöser und politischer Weltanschauung eigene Vorstellungen von »Männlichkeit«, die zugleich alle nicht notwendigerweise mit den gelebten Sozialisationspraktiken in Einklang standen. Die geschilderte Problemlage wird in dem von der DFG seit Dezember 2019 für drei Jahre geförderten Forschungsvorhaben anhand der Internatssozialisation von Jungen der bürgerlichen Mittel- und Oberschicht in Deutschland und England in den Jahren zwischen 1870 und 1930 erörtert. Internate eignen sich hierzu besonders, weil sie einen Raum bilden, in dem die zentralen Akteure jugendlicher Sozialisation – Familie, Schule und Peergroup – in einem engen Austausch miteinander standen, der sich anhand von Quellen gut nachzeichnen lässt. Die Studie leistet einen Beitrag zu unterschiedlichen historischen Debatten. Sie thematisiert die historische Bedingtheit von Männlichkeitsvorstellungen und -praktiken im Kontext der Sozialisation von Jugendlichen gehobener sozialer Schichten. Sie beschreibt, indem sie diese in ein Verhältnis zu den sozialen Umbrüchen, technischen Neuerungen, Kriegen und Krisen der Zeit setzt, den wandelhaften Charakter der Epoche zwischen 1870 und 1930 neu. Und sie diskutiert mithilfe des transnationalen Vergleichs nationale Differenzen und Verflechtungen von europäischen Gesellschaften. Im vergangenen Jahr wurden im Rahmen der Studie weitere Archivrecherchen durchgeführt sowie erste Ergebnisse bei Kolloquien und auf Tagungen zur Diskussion gestellt und verschriftlicht.

- Evangelische Spezifika: Kirche und Gesellschaft, Teilprojekt A im Forschungsverbund ForuM: Forschung zur Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt und anderen Missbrauchsformen in der evangelischen Kirche und Diakonie in Deutschland (Prof. Dr. Thomas Großbölting / Dr. Sebastian Justke / Prof. Dr. Martin Wazlawik, Hochschule Hannover)

Das an der FZH bearbeitete Teilprojekt fragt aus einer interdisziplinären kulturhistorischen, religionshistorischen und sozialpädagogischen Perspektive nach möglichen evangelischen Spezifika im Kontext des Auftretens, des Umgangs mit und des Bekanntwerdens sexualisierter Gewalt in der evangelischen Kirche. Dazu fragen die Forschenden, was sexualisierte Gewalt in protestantischen Organisationen und Kommunikationszusammenhängen ermöglichte oder begünstigte bzw. was diese einschränkte. In Kooperation und in Ergänzung zu sozialwissenschaftlichen und sozialmedizinischen Zugriffen in den im Verbund fünf Projekten konzentriert sich das Fallprojekt auf ausgewählte Segmente (Pfarrerausbildung, Personalführung und disziplinarischer Umgang mit Fehlverhalten) und ausgewählten Fallstudien (Pfarrhaus, kirchliche Schul- und Heimeinrichtungen) in der alten Bundesrepublik, in der früheren DDR und im wiedervereinigten Deutschland. Auf diese Weise werden die Praktiken von sexualisierter Gewalt speziell in Wechselwirkung zu den politisch-gesellschaftlichen Rahmenbedingungen untersucht.

- Aufarbeitung des Missbrauchs an Minderjährigen im Bistum Münster durch katholische Priester, Diakone und Ordensangehörige (Kooperationsprojekt mit der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster) (Prof. Dr. Thomas Großbölting)

Ein Team von fünf Wissenschaftler\*innen untersucht das Ausmaß, die Qualität wie auch die Dynamik von sexuellem Missbrauch im Bistum Münster seit 1945 bis heute. Auch nach der MHG-Studie

Projekte außerhalb der Schwerpunkte

- Mannwerdung »hinter Mauern«. Internats-erziehung und Männlichkeit(en) in Deutschland und England, 1870–1930
- Evangelische Spezifika: Kirche und Gesellschaft, Teilprojekt A im Forschungsverbund ForuM: Forschung zur Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt und anderen Missbrauchsformen in der evangelischen Kirche und Diakonie in Deutschland
- »Aufarbeitung des Missbrauchs an Minderjährigen im Bistum Münster durch katholische Priester, Diakone und Ordensangehörige«

2018, in der eine erste quantitative Näherung erreicht wurde, blieben viele Fragen offen: Es melden sich nicht nur weiterhin Betroffene, die in ihrer Kindheit und Jugend sexualisierte Gewalt erfahren mussten, öffentlich oder im Rahmen der kirchlichen Anerkennungsleistungen zu Wort. Auch bleibt zu klären, welche situativen und strukturellen Momente die Taten begünstigten und wie die Kirchenleitungen auf die Vorwürfe gegen einzelne Priester reagierten, wie das kirchliche Umfeld in den Gemeinden mit den häufig nur angedeuteten Vorfällen umging. Das vom Bistum Münster geförderte Forschungsprojekt geht diesen Fragen nach.

- Zeiterfahrung – Zeitdeutung – Zeitgeschichte: Eva Gabriele Reichmann  
(Prof. Dr. Kirsten Heinsohn)

Die Niederschrift des Projektes wird fortgesetzt. 2020 wurde außerdem ein weiterer biografischer Text über Eva Reichmann verfasst, der 2021 erscheinen soll.

## DRITTMITTEL

(Birgit Steude, M. A. / Susanne Linnig)

Für die laufenden Forschungsprojekte an der FZH wurden 2020 insgesamt 488 823,35 Euro an Drittmitteln zur Verfügung gestellt. Davon stellten die Evangelische Kirche in Deutschland 178 470,00 Euro, die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) 126 880,00 Euro, die Hans-Böckler-Stiftung 78 528,00 Euro, die Wirtschaftsgeschichtliche Forschungsstelle für die Handelskammer Hamburg 36 500 Euro, der Senat der Freien und Hansestadt Hamburg 35 700,00 Euro, und die Hamburger Behörde für Wissenschaft, Forschung, Gleichstellung und Bezirke (BWFGB) 32 745,35 Euro bereit.

Die Evangelische Kirche in Deutschland finanziert bis September 2023 im Rahmen des Forschungsvorhabens das Projekt

»ForuM – Forschung zur Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt und anderen Missbrauchsformen in der evangelischen Kirche und Diakonie in Deutschland«.

Dank der Deutschen Forschungsgemeinschaft konnte das Projekt »Nutznießer des Nationalsozialismus nach 1945. Vermögenskontrolle und materielle Entnazifizierung in Hamburg und München« fortgeführt werden. Ein weiteres Projekt »Mannwerdung hinter Mauern. Internatserziehung und adoleszente Männlichkeit(en) in Deutschland und England, 1870 – 1930« wurde an die FZH übertragen und ein neues Projekt »Abschied von ›Hochwürden‹. Die Priesterkrise nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil« gestartet.

Die Finanzierung durch die Hans-Böckler-Stiftung ermöglicht bis in das Jahr 2023 eine Untersuchung zum Thema »Gewerkschaftliche Zeitpolitiken seit den 1970er Jahren«.

Die Wirtschaftsgeschichtliche Forschungsstelle finanziert für die Handelskammer Hamburg aus Spenden das Projekt zur »unabhängigen wissenschaftlichen Erforschung ausgesuchter Biografien führender Vertreter der Handelskammer Hamburg in der NS-Zeit«.

Die Gelder des Hamburger Senats ermöglichten die Vorbereitung einer Ausstellung des Projektes zur »historischen Aufarbeitung des sogenannten Radikalenerlasses von 1972 in Hamburg«.

Mithilfe des Geldes der Behörde für Wissenschaft, Forschung, Gleichstellung und Bezirke (BWFG) konnte die IT-Ausstattung der FZH aktualisiert und anstehende Renovierungsarbeiten durchgeführt werden. Die Veröffentlichung der Monografie »Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik« des ehemaligen Direktors der FZH Axel Schildt konnte ebenfalls dank der Mittel der BWFG finanziert werden.

Wir danken allen Förderer\*innen für ihre Unterstützung.

Projekte außerhalb der  
Schwerpunkte

- Zeiterfahrung –  
Zeitdeutung –  
Zeitgeschichte:  
Eva Gabriele Reichmann

Drittmittel

## 3. KOOPERATIONSBEZIEHUNGEN

Die FZH ist mit der Universität Hamburg satzungsgemäß verbunden: Der Direktor der FZH ist zugleich Professor für Neuere Geschichte/Zeitgeschichte am Fachbereich Geschichte der Universität Hamburg. Die stellvertretende Direktorin ist seit 2020 ebenfalls Professorin für Neuere Geschichte und zwei wissenschaftliche Mitarbeiter\*innen sind Privatdozent\*innen am Fachbereich Geschichte. Die Universität ist durch zwei Mitglieder im Wissenschaftlichen Beirat der FZH repräsentiert, ein Vertreter der Universität ist Mitglied im Kuratorium.

### SONSTIGE INSTITUTIONELLE KOOPERATIONS- BEZIEHUNGEN

#### A) MITGLIEDSCHAFT IN VEREINIGUNGEN VON HISTORIKERINNEN UND HISTORIKERN

Arbeitskreis für Historische Frauen- und Geschlechter-  
forschung e. V., Vorstandsmitglieder: Kirsten Heinsohn,  
Hannah Rentschler

Arbeitskreis für Historische Frauen- und Geschlechter-  
forschung e. V., Regionalkoordinatorin Nord: Claudia  
Kemper

German Labour History Association, Vorstandsmitglied:  
Knud Andresen

Kommission für Zeitgeschichte (Bonn), Mitglied der  
wissenschaftlichen Kommission: Thomas Großbölting  
Verein für Hamburgische Geschichte, Vorstandsmitglied:  
Linde Apel

B) MITGLIEDSCHAFT IN GREMIEN ZEITHISTORISCHER INSTITUTE  
UND ANDERER EINRICHTUNGEN

Forschungsstelle für regionale Zeitgeschichte und Public  
History, Mitglied der Wissenschaftlichen Beratung: Kirsten  
Heinsohn

Gesellschaft für Urbanisierungsforschung und Stadt-  
geschichte, Vorstandsmitglied: Thomas Großbölting  
Institut für vergleichende Städtegeschichte, Münster,  
Stellvertretender Vorsitzender des Beirats und Mitglied im  
Kuratorium: Thomas Großbölting

Zentrum für Zeithistorische Forschungen Potsdam,  
Wissenschaftlicher Beirat: Thomas Großbölting

C) MITGLIEDSCHAFT IN GREMIEN ÖFFENTLICHER  
EINRICHTUNGEN

Arbeitskreis Hamburger Archive (AHA): Kirsten Schaper  
Bertelsmann-Stiftung, Mitglied im Expertenkreis des  
Religionsmonitors: Thomas Großbölting

Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung, Internationaler  
Wissenschaftlicher Beirat: Kirsten Heinsohn

Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur,  
Vorsitzender des Wissenschaftlichen Beirats: Thomas  
Großbölting; Wissenschaftlicher Beirat: Claudia Kemper

Ehemaliger Hannoverscher Bahnhof, Mitglied der  
Expertenrunde: Linde Apel

Handelskammer Hamburg, Kommission »Verantwortungs-  
biographien«: Kirsten Heinsohn

Hamburger Überlieferungsverbund Nachlässe (HÜV):  
Kirsten Schaper

Haus der Geschichte NRW, Planungsgruppe »Geschichte,  
Politik und Demokratie Nordrhein-Westfalens«, Beirat:  
Thomas Großbölting

Kulturbehörde, Gedenkort Stadthaus, Beirat: Kirsten  
Heinsohn

Landeszentrale für politische Bildung Hamburg, Beirat:  
Kirsten Heinsohn

Sonstige institutionelle  
Kooperations-  
beziehungen

a) Mitgliedschaft in  
Vereinigungen von  
Historikerinnen und  
Historikern

b) Mitgliedschaft in  
Gremien zeithistorischer  
Institute und anderer  
Einrichtungen

c) Mitgliedschaft in  
Gremien öffentlicher  
Einrichtungen



Stiftung Hanseatisches Wirtschaftsarchiv, Beirat: Christoph Strupp  
Stiftung Hamburger Gedenkstätten und Lernorte zur Erinnerung an die Opfer der NS-Verbrechen, Mitglied der Fachkommission: Kirsten Heinsohn  
Verein der Freunde des Museums der Arbeit, kooptiertes Vorstandsmitglied: Knud Andresen  
Villa ten Hompel, Gedenk- und Bildungsstätte der Stadt Münster, Beirat: Thomas Großbölting

D) MITGLIEDSCHAFT IN GREMIEN PRIVATER STIFTUNGEN

Cusanuswerk, Bischöfliche Studienförderung, Vertrauensdozent: Thomas Großbölting  
Friedrich-Ebert-Stiftung, Promotionsprogramm »Erforschung der sozialen Demokratie(n) und ihrer Bewegungen. Historischer Wandel, gegenwärtige Effekte und Perspektiven für die Zukunft«, Beirat: Knud Andresen  
Friedrich-Ebert-Stiftung, Vertrauensdozent: Thomas Großbölting  
Hans-Böckler-Stiftung, Vertrauensdozent: Knud Andresen  
Herbert und Elsbeth Weichmann Stiftung, Wissenschaftlicher Beirat: Kirsten Heinsohn  
Körper-Stiftung, Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten, Beiratsmitglied: Thomas Großbölting  
Max-Brauer-Preis der Alfred Toepfer-Stiftung F.V.S., Kuratorium: Linde Apel  
Stiftungsfond Hamburger Geschichtswerkstätten, Wissenschaftlicher Beirat: Linde Apel

E) MITGLIEDSCHAFT IN GREMIEN HISTORISCHER BZW. ZEITGESCHICHTLICHER ZEITSCHRIFTEN UND BUCHREIHEN

Archiv für Sozialgeschichte, Redaktionsmitglied: Kirsten Heinsohn  
feministische studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Wissenschaftlicher Beirat: Kirsten Heinsohn

Forschungen zur Regionalgeschichte, Reihe des LWL-Instituts Westfälisches Institut für Regionalgeschichte, Beiratsmitglied: Thomas Großbölting  
 H-SOZ-KULT, Redaktionsmitglied: Kirsten Heinsohn, Hannah Rentschler  
 Hamburger Schlüsseldokumente zur deutsch-jüdischen Geschichte, Online-Quellenedition <http://juedische-geschichte-online.net/>, Mitherausgeberin: Kirsten Heinsohn  
 Hamburger Selbstzeugnisse, Reihe des Vereins für Hamburgische Geschichte, Herausgeberin: Linde Apel  
 Konfession und Gesellschaft, Mitglied des Herausgebergremiums: Thomas Großbölting  
 Religion und Moderne, Schriftenreihe des Centrums für Religion und Politik in der Moderne (Münster), Mitglied des Herausgebergremiums: Thomas Großbölting  
 sehpunkte. Onlinerezensionsorgan, wissenschaftlicher Beirat: Thomas Großbölting  
 Stormarn Lexikon Online, Redaktion: Hannah Rentschler  
 Veröffentlichungen der Kommission für Zeitgeschichte (»Blaue Reihe«), Beiratsmitglied: Thomas Großbölting  
 WerkstattGeschichte, Mitglied der Redaktion und des Herausgeberkreises der Zeitschrift: Yvonne Robel

Sonstige institutionelle Kooperationsbeziehungen

- c) Mitgliedschaft in Gremien öffentlicher Einrichtungen
- d) Mitgliedschaft in Gremien privater Stiftungen
- e) Mitgliedschaft in Gremien historischer bzw. zeitgeschichtlicher Zeitschriften und Buchreihen

## 4. BIBLIOTHEK

(Dorothee Mateika, Dipl. Dok. / Hartmut Finkeldey)

Das Jahr begann in der Bibliothek mit personellen Veränderungen: Die Leitung der Bibliothek übernahm Dorothee Mateika. Hartmut Finkeldey wurde als Bibliotheksassistent eingestellt.

Die Arbeit der Bibliothek war 2020 geprägt von den Einschränkungen durch die Corona-Pandemie. So musste die Bibliothek Mitte März für einen Monat geschlossen werden. Am 20. April

konnte die Bibliothek mit verkürzten Öffnungszeiten, einer reduzierten Zahl der Leseplätze und einem Verfahren zu Terminvergabe für Nutzer\*innen wieder geöffnet werden. Das Angebot nutzten zunächst vor allem Studierende, die ihre Abschlussarbeiten schrieben oder sich auf Prüfungen vorbereiteten. In den ersten Wochen erreichten uns auch viele Anfragen und Scanaufträge von Bibliotheken aus dem deutschsprachigen sowie von Forschenden aus dem europäischen Raum. Familienforscher\*innen, die Unterstützung bei der Suche nach geeigneten Archiven benötigten, konnten dieses Jahr nur telefonisch beraten werden.

Die pandemiebedingten Einschränkungen spiegeln sich in den Ausleihen wider: es wurden 1740 (2019: 1800) Titel ausgeliehen, Medienhäuser wie »Der Spiegel« oder »Die Zeit« entliehen 159 (2019: 250) Bücher. Der Bibliotheksbestand konnte um 1316 Titel erweitert werden (2019: 916) und beläuft sich jetzt auf rund 105 000 Titel.

Aus Platzgründen kann die Bibliothek nur noch ausgesuchte Buchspenden annehmen. In diesem Jahr waren das einige Bände zur NS-Geschichte sowie zur Film- und Kinogeschichte, außerdem die Jahrgänge der *tageszeitung (taz)* von 1979 bis 1982 sowie eine Reihe von Broschüren und Zeitschriften aus dem linksautonomen Milieu.

Die beiden DFG-finanzierten Digitalisierungsprojekte der Hamburger Staats- und Universitätsbibliothek wurden in diesem Jahr fortgeführt. In dem auf mehrere Jahre angelegten Projekt »Hamburger Kulturgut im Netz (HAKIN)« digitalisiert die Staatsbibliothek relevante Bestände wissenschaftlicher Hamburger Bibliotheken und präsentiert sie auf ihrer Website. Die 500 Titel, die bereits im Vorjahr zur Digitalisierung aus dem Haus gegeben wurden, und weitere 500 Titel aus diesem Jahr werden 2021 online zur Verfügung stehen. Ebenso verhält es sich mit den Digitalisaten von Veröffentlichungen der Parteipresse aus der Zeit der Arbeiterbewegung und des Nationalsozialismus. Diese werden im Rahmen der DFG-Förderlinie »Digitalisierung historischer Zeitungen des deutschen Sprachraums« erstellt, über die die Zeitungsseiten in Volltext in den Verbundkatalogen, der Deutschen Digitalen

Bibliothek, der Europeana und in der Staatsbibliothek greifbar gemacht werden.

Im Herbst führte Hartmut Finkeldey mit der Unterstützung von zwei Studierenden eine Revision des Bibliotheksbestandes durch. Die Revision ergab einen Verlust von insgesamt 133 Titeln über einen Zeitraum von sieben Jahren, was einer Quote von 0,13 Prozent entspricht. Dieser gute Wert bestätigt die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit unseren Nutzer\*innen. Die fehlenden Titel werden, sofern bestellbar und erforderlich, wiederbeschafft.

Für den im November erstmalig versendeten Newsletter der FZH schrieb Dorothee Mateika für die Bibliothek einen Beitrag über den »Excelsior«, den einmalig erschienenen Vorläufer des Hamburger Abendblattes.

Die studentische Mitarbeiterin Mona Tilgner kümmerte sich auch dieses Jahr um Fernleihen und besorgte Bücher aus anderen Hamburger Bibliotheken. Hartmut Finkeldey erledigte neben der Beratung, der Buchausgabe und -rückgabe auch die Einarbeitung von Buchspenden und vertrat die Leitung. Karl-Otto Schütt war vorrangig zuständig für alle die Digitalisierung betreffenden Fragen und übernahm Urlaubsvertretungen.

## 5. ARCHIV

(Kirsten Schaper, M. A.)

Die Zahl der Anfragen an das Archiv lag mit 115 deutlich hinter dem Vorjahr zurück (2019: 158). Der allgemeinen Situation geschuldet fanden mit 39 Personen auch weniger Benutzer\*innen den Weg in den Lesesaal (2019: 61), wobei einige von ihnen das Archiv mehrmals besuchten. Im Unterschied dazu wurden mehr Kopien und Scans zur Verfügung gestellt, um weite Anfahrtswege zu ersparen (19 Aufträge statt 2019: 13). In der Summe sind somit 58 aktive Benutzungsvorgänge zu verzeichnen (2019: 74). Die Recherchen in den FZH-Beständen zu den übrigen 55 Anfragen

ergaben negative Ergebnisse oder führten zur Weitervermittlung an andere Archive.

Im Jahr 2020 nahmen 23 Personen mit dem Archiv Kontakt auf, um Unterlagen anzubieten. Zehn Übernahmen wurden vereinbart. Zur Hälfte handelt es sich um Nachlieferungen zu bereits vorhandenen Beständen. Neuzugänge sind

- der Familiennachlass Diederichs und Schönberg, der anhand von Briefen, Tagebüchern, Fotoalben und Lebenserinnerungen Einblicke in die private, geschäftliche und politische Lebensgeschichte einer Hamburger Kaufmannsfamilie mit Handelsbeziehungen nach Südostasien, die Verstrickungen von Familienmitgliedern in der Zeit des Nationalsozialismus, alltägliche Entbehrungen nach 1945 und eine von Widersprüchen geprägte Hamburger Kindheit in der Nachkriegszeit bietet;
- ein Erinnerungsbericht von Christian F. Ahrenkiel, 1950 Gründer der gleichnamigen Reederei sowie Vorstandsmitglied der Hamburg-Amerika-Linie;
- ein Sammelalbum mit Kriegspoese aus den Jahren 1914–1918;
- die Briefe einer deutschnational gesinnten Göttinger Familie nach England aus den Jahren 1932/33;
- der Nachlass der im Oktober 2019 verstorbenen Psychotherapeutin und Sexualwissenschaftlerin Sophinette Becker, der am Sammelschwerpunkt »Geschichte der Sexualität« anschließt, zu dem der Nachlass von Günter Amendt und das Beate-Uhse-Archiv bereits vorhanden sind.

Ein häufig genutzter Bestand in diesem Jahr waren die Tagebücher von Luise Solmitz. Während im Staatsarchiv ihre von 1905 bis 1953 geführten Tagebücher vollständig vorhanden sind, befinden sich im Archiv der FZH die von Luise Solmitz 1950/51 für die Forschungsstelle gefertigten Abschriften aus dem Zeitraum 1913 bis 1945 in handschriftlicher und maschinenschriftlicher Fassung, letztere doppelt, da auch ein Schreibmaschinendurchschlag vorliegt. Die Zweitexemplare der Jahre 1930 bis 1934 wurden für

die Dauer der Projektvorbereitungen »denk.mal Hannoverscher Bahnhof« an die KZ-Gedenkstätte Neuengamme ausgeliehen.

Weiterhin wurden mehrfach Akten aus dem Bestand der Notgemeinschaft der durch die Nürnberger Gesetze Betroffenen, aus dem Hans-Schwarz-Archiv, dem Bestand des Hamburger Jugendringes, dem Dienstenachlass von Günter Will mit Unterlagen zum Konzept der Inneren Führung in der Bundeswehr und dem Beate-Uhse-Archiv bestellt, ebenso der Nachlass von Martin Weiß, Kommandant mehrerer Konzentrationslager und im Dachau-Hauptprozess zum Tode verurteilt, und die Pressesammlung von Kurt Eisfeld, 1928 Hamburgs erster Professor für Betriebswirtschaftslehre.

Mehrere Leihgaben, darunter die antisemitischen Klebmarken des Deutschvölkischen Schutz- und Trutz-Bundes aus dem Nachlass von Alfred Roth, kamen vorzeitig zurück in die Forschungsstelle. Ende März erreichte uns die Nachricht, dass aufgrund der Schließung des Jüdischen Museums in Augsburg die Ausstellung »DIE STADT OHNE. Juden Ausländer Muslime Flüchtlinge« vorzeitig zu Ende ging. Die geplante Fortsetzung der Sonderausstellung »Verschwörungstheorien – früher und heute« im LWL Landesmuseum Stiftung Kloster Dalheim im City Museum Luxemburg wurde ebenfalls storniert.

Noch kurz vor den bundesweiten Maßnahmen zur Eindämmung der COVID-19-Pandemie im Frühjahr konnte am 7. März der Tag der Archive unter dem Motto »Kommunikation – Von der Depesche bis zum Tweet« stattfinden. Im Staatsarchiv präsentierten sich zu diesem Anlass auch mehrere dem Arbeitskreis Hamburger Archive (AHA) angehörende Einrichtungen. Der Stand der FZH zog mit Anschauungsmaterialien aus Archiv und Werkstatt der Erinnerung etliche interessierte Besucher\*innen an, von denen sich einige im Laufe des Jahres mit Rechercheanfragen an das Archiv wandten.

Am 3. Dezember kam der Hamburger Überlieferungsverbund (HÜV) zu einer virtuellen Sitzung via Skype zusammen, um den Stand der Zusammenarbeit bei der Bewahrung von Nachlässen und Informationen zu wichtigen Übernahmen aus den einzelnen

am Verbund beteiligten Häusern zu besprechen. Die Realisierung der vor einem Jahr diskutierten Überlegung, ein gemeinsames Internetportal zu gestalten, hängt an einer möglichst kostenfreien Lösung, die bisher nicht gefunden wurde. Leider gelang es auch nicht, für den Nachlass des im Februar 2020 in Hamburg verstorbenen Cartoonisten Alfred von Meysenbug, der dem Archiv der FZH angeboten worden war, eine Unterbringung zu finden.

Eine der umfangreichsten großen Aufgaben in diesem Jahr war die Einrichtung der neuen Archivdatenbank ActaPro, die zusammen mit der Werkstatt der Erinnerung genutzt werden wird. Diese Verzeichnungssoftware, die auf die Anforderungen von Archiven zugeschnitten ist, ermöglicht die hierarchische Verzeichnung des Archivgutes von der Bestandsebene bis auf die Ebene des Einzeldokumentes. Es können Thesauri zu Personen, Körperschaften und Sachbegriffen angelegt und mit der Gemeinsamen Normdatei (GND) verlinkt sowie Digitalisate eingebunden werden. Auch die Möglichkeit, zwischen den Einträgen der Werkstatt der Erinnerung und denen des Archivs untereinander zu verweisen, erweitert die Informations- und Recherchemöglichkeiten. Es bedurfte zweier Anläufe, bis die Erschließungsinformationen des Archivs aus der bisherigen Access-Datenbank vollständig in das neue System migriert waren. Anschließend mussten kleinere, aber zeitaufwändige Korrekturen vorgenommen werden, bevor damit begonnen werden konnte, neue Bestände zu verzeichnen.

Svenja Röhling, die studentische Mitarbeiterin des Archivs, der an dieser Stelle noch einmal herzlich für ihre fast dreijährige Unterstützung gedankt werden soll, schied im September aus dem Archiv aus und geht nun ihrem Studienabschluss entgegen. Ein großer Teil ihrer Arbeit in diesem Jahr bestand zum einen darin, lose Ansammlungen von Presseauschnitten aus den vergangenen Jahren den thematischen Sammlungsgruppen des Archivs zuzuordnen, zum anderen war sie damit beschäftigt, die Pressesammlung des Betriebswirtschaftsprofessors Kurt Eisfeld (1886–1969), die früher auf mehrere Sammlungsgruppen verteilt worden war, wieder zu einem geschlossenen Bestand zusammenzuführen.

Zwei Studenten, Eike Eberhardt und Leandro Fangmann, und

eine Auszubildende aus dem Fachbereich Medien- und Informationsdienste, Lina Chakhachiro, absolvierten ein Praktikum im Archiv.

## 6. WERKSTATT DER ERINNERUNG – HAMBURGER LEBENSLÄUFE (WDE)

(Dr. Linde Apel / Lena Langensiepen, M. A. /  
Dr. Andrea Althaus)

An die Werkstatt der Erinnerung wurden im Berichtsjahr 274 Anfragen gerichtet (2019: 200). Daraus folgten 34 Besuche von Benutzer\*innen zur Recherche vor Ort (2019: 36). Beraten wurden 40 Personen, Einrichtungen und Initiativen (2019: 51). Insgesamt wurden 486 Interviews und biografische Dokumente eingesehen (2019: 545). Studierende und Universitätsangehörige aus dem In- und Ausland sind die wichtigsten, aber nicht die einzigen Nutzer\*innen der Sammlungen der WdE. Dementsprechend hatte die Mehrheit der Anfragen einen wissenschaftlichen Hintergrund und die eingesehenen Interviews wurden für Arbeiten im Rahmen des Studiums oder für akademische Abschlussarbeiten genutzt. An zweiter Stelle standen Anfragen aus dem pädagogischen oder dem erinnerungskulturellen Bereich. Hinzu kamen Anfragen aus familiengeschichtlichen und journalistischen Interessen. Neben Anfragen aus der Bundesrepublik stammten diese auch aus den USA, Großbritannien, Österreich, Japan, Australien, Schweiz, Schweden, Kanada und Israel. Die pandemiebedingten Vorsorgemaßnahmen und die Teilschließung der FZH führten also nicht dazu, dass das Interesse an den Beständen der WdE nachließ, wenn auch in diesem Jahr weniger Interviews geführt werden konnten.

Für die Nutzung zugänglich gemacht wurden in diesem Jahr 59 Interviews, die im Rahmen des Projekts »Kaffeewelten. Handel, Verarbeitung und Konsum von Kaffee im 20. Jahrhundert«



von Dorothee Wierling und Christine Berth entstanden sind. Das Besuchsprogramm für die Gruppe verfolgter ehemaliger Bürgerinnen und Bürger Hamburgs und ihrer Kinder fand in diesem Jahr nicht statt. Die studentische Mitarbeiterin Marlen Sundermann korrigierte weiterhin Transkripte, glich sie mit der Aufnahme ab und ergänzte teils fehlende Passagen.

Die WdE ist auch in diesem Jahr Kooperationen eingegangen bzw. hat sie fortgeführt. Eine neue Kooperation besteht mit dem Projekt »Kinder des Widerstands«. Von besonderem Interesse sind dabei Fragen nach Formen der transgenerationalen Weitergabe von psychischen Folgen der Beteiligung am Widerstand an Kinder und Enkel. Die Interviews mit Nachkommen von Frauen und Männern, die in der NS-Zeit Widerstand leisteten, werden nach Abschluss des Projekts in der WdE archiviert und zugänglich gemacht. Fortgeführt wurde die Kooperation mit dem Adolf-Ernst-Meyer-Institut für Psychotherapie in Hamburg. Im »Erinnerungswerk Hamburger Feuersturm« unter Leitung von Ulrich Lamparter und Mitarbeit von Hendrik Althoff entstehen Interviews, in denen die Erfahrungen der Bombenangriffe im Sommer 1943 und ihre Verarbeitung und Deutung im Zentrum stehen. Nach Abschluss des Vorhabens werden die Interviews in der WdE archiviert und für die wissenschaftliche Nutzung zur Verfügung gestellt. Die WdE kooperiert weiterhin mit der KZ-Gedenkstätte Neuengamme im Rahmen des Interviewprojekts zur Gründungsgeschichte der Gedenkstätte.

Für folgende Veröffentlichungen, Ausstellungen bzw. Aufführungen wurden Interviews oder Dokumente aus der WdE genutzt:

- die Ausstellung der KZ-Gedenkstätte Neuengamme »Überlebt! Und nun? NS-Verfolgte in Hamburg nach ihrer Befreiung«, 16. Januar bis 9. Februar 2020 im Hamburger Rathaus, sowie den gleichnamigen Katalog: Alyn Beßmann / Lennart Onken, Überlebt! Und nun? – NS-Verfolgte in Hamburg nach ihrer Befreiung, hrsg. von der Stiftung Hamburger Gedenkstätten und Lernorte zur Erinnerung an die Opfer der NS-Verbrechen, Hamburg 2020

- Michael Batz, Dokumentarstück 75 Jahre Kriegsende – Gedenken in Hamburg, Mahnmal St. Nikolai, 9. Mai 2020

Zum Jubiläum der WdE schreibt Linde Apel ausführlich in ihrem Beitrag »30 Jahre Oral History in der Werkstatt der Erinnerung. Zur Geschichte und Zukunft eines Interviewarchivs« in diesem Jahresbericht.

## 7. ÖFFENTLICHKEITSARBEIT

(Maike Raap, M. A.)

Die FZH präsentierte ihre Forschungen 2020 durch Einzelveranstaltungen, Publikationen und eine Vortragsreihe. In den ersten beiden Monaten des Jahres konnten noch Präsenzveranstaltungen in der FZH stattfinden: Die im Herbst 2019 gestartete Reihe »Diverses. Neue Forschungen zur Geschlechtergeschichte« wurde mit zwei Vorträgen im Januar fortgesetzt und abgeschlossen. Auch das »Netzwerktreffen Oral History« inklusive einer öffentlichen Podiumsdiskussion konnte Ende Februar mit zahlreichen Teilnehmer\*innen und Gästen in der Forschungsstelle stattfinden. Diese Veranstaltungen wurden mitgeschnitten und können als Audioaufzeichnungen auf [lecture2go](#), der zentralen Medienplattform der Universität Hamburg, nachgehört werden.

Die Auswirkungen der Corona-Pandemie brachten im weiteren Verlauf des Jahres besondere Herausforderungen mit sich. Neue digitale Formate mussten erarbeitet und erprobt werden. Im November wurde eine Veranstaltung anlässlich des 30-jährigen Bestehens der Werkstatt der Erinnerung (WdE) sowie die Präsentation des Buches »Brückenbauen gegen Apartheid« per Livestream aus dem Lesesaal gesendet. Wir erreichten zahlreiche Zuschauer\*innen im In- und Ausland, die sich mit Fragen und Anmerkungen im Chat beteiligten. Die Aufzeichnungen der Veranstaltungen sind weiterhin über unsere Website abrufbar. Für

2021 wurden weitere Online-Veranstaltungen geplant und vorbereitet.

Ein neues digitales Format ist auch der Newsletter der FZH, der von Maike Raap und Hannah Rentschler, unterstützt durch den IT-Verantwortlichen Rupert Marienfeld, konzipiert und umgesetzt wurde. Die Abonnent\*innen des Newsletters erhalten Informationen zu Forschungen, Veröffentlichungen und Veranstaltungen sowie über besondere Bestände in Bibliothek, Archiv und Werkstatt der Erinnerung. Damit werden die regelmäßigen Mailings an Einzelpersonen, Medien und weitere Multiplikator\*innen durch ein weiteres Format ergänzt.

Auch in den Social Media war die FZH mit ihrem Twitter-Account regelmäßig aktiv. Ein Schwerpunkt lag dabei auf der Werkstatt der Erinnerung: Das »Netzwerktreffen Oral History« wurde via Twitter begleitet. Hier war Eike Eberhardt, der zwei Wochen seines Praktikums im Bereich Öffentlichkeitsarbeit absolvierte, mit großem Engagement unterstützend tätig. Anlässlich des 30-jährigen Jubiläums wurde mit den Kolleginnen der WdE eine Twitter-Serie mit einem »Interview des Monats« ausgearbeitet. Wir freuen uns, dass der Account mit bald 1000 Follower\*innen im vergangenen Jahr weiter angewachsen ist.

Gemeinsam mit Rupert Marienfeld aktualisiert und pflegt Maike Raap die Website der FZH. Birgit Steude kümmert sich um die Statistik. Über die Website werden zahlreiche ältere Publikationen aus den FZH-Buchreihen als Retrodigitalisate zum Download angeboten. Die größte Nachfrage galt 2020 Veröffentlichungen, die sich mit NS-Themen befassen. Ganz oben auf der Liste der Downloads stand der von Michael Wildt, Peter Witte u. a. herausgegebene Quellenband »Der Dienstkalender Heinrich Himmlers 1941–42« aus der Reihe »Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte«.

Die Anfragen der Medien an die FZH waren 2020 zahlreich und sehr vielfältig. Mehrfach Beachtung fand das 30-jährige Jubiläum der Werkstatt der Erinnerung etwa in der *taz*, dem NDR und dem Deutschlandradio. 2020 wurde an das Kriegsende vor 75 Jahren und die Wiedervereinigung vor 30 Jahren erinnert, zu beiden

Themenkomplexen wurde die Expertise der Mitarbeiter\*innen der FZH angefragt. Im Zusammenhang mit der aufzuarbeitenden NS-Vergangenheit des Bauer-Verlags wurde Jessica Erdelmann u. a. für den Spiegel, die Zeit und dem NDR interviewt. Das im Oktober posthum erschienene Buch des ehemaligen FZH-Direktors Axel Schildt über »Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik« erhielt große mediale Aufmerksamkeit und wurde u. a. in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung und der Süddeutschen Zeitung sowie bei Soziopolis sehr positiv besprochen und Ende des Jahres auf Platz 1 der von Welt, WDR 5, NZZ und Österreich 1 veröffentlichten Sachbuch-Bestenliste gesetzt. Alle Medienberichte zur FZH werden archiviert; sofern die Beiträge online abzurufen sind, werden sie mit der FZH-Website verlinkt. Eine Auswahl ist in diesem Jahresbericht in der Rubrik Medienecho zu finden.

Weiterhin gehört auch der vorliegende Jahresbericht »Zeitgeschichte in Hamburg« in den Bereich der Öffentlichkeitsarbeit. Er wird in einer Auflage von 1000 Exemplaren gedruckt und ist auf der Website als Download abrufbar. Maïke Raap ist gemeinsam mit der stellvertretenden Direktorin Kirsten Heinsohn und dem Lektor Stefan Mörchen ständiges Redaktionsmitglied und verantwortet neben der Redaktionstätigkeit auch die Herstellung der Druckversion in Absprache mit der ausführenden Grafikerin. »Zeitgeschichte in Hamburg« wird seit 2003 herausgegeben und wird kostenlos an wissenschaftliche Institutionen im In- und Ausland, an Bibliotheken, an die Mitglieder der Hamburgischen Bürgerschaft, an Vertreter\*innen der Medien und Interessierte verschickt.

## 8. VORTRÄGE / TAGUNGEN / VERANSTALTUNGEN 2020

### VORTRAGSREIHEN

(Die Vortragsreihe war auch Teil des Allgemeinen Vorlesungswesens der Universität Hamburg)



#### ■ DIVERSES. NEUE FORSCHUNGEN ZUR GESCHLECHTERGESCHICHTE

(Fortsetzung aus dem Wintersemester 2019 / 2020)

Konzeption: Linde Apel / Kirsten Heinsohn / Yvonne Robel

**23.1.2020**

Jürgen Martschukat (Erfurt): Männlichkeit, Macht und Hegemonie in der jüngsten Zeitgeschichte der USA

Moderation: Knud Andresen (Hamburg)



*Knud Andresen und Jürgen Martschukat, Foto: FZH.*

**30.1.2020**

Jens Elberfeld (Halle): Selbstverwirklichung in der Beziehung? Zur Therapeutisierung von Ehe und Familie seit den späten 1960er Jahren

Moderation: Yvonne Robel (Hamburg)

### TAGUNGEN UND WORKSHOPS

#### ■ NETZWERKTREFFEN ORAL HISTORY

27.2. / 28.2.2019

Veranstalter: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) in Kooperation mit dem Archiv der Sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung

Donnerstag, 27.2.2020

Linde Apel (Hamburg), Stefan Müller (Bonn): Begrüßung, Einführung, Vorstellung der Teilnehmenden ■ Linde Apel (Hamburg): Zur Werkstatt der Erinnerung. Geschichte von unten oder Geschichte von oben? ■ Nicole Immler (Utrecht), Eva Kovacs (Wien): Zum politischen Anspruch der Oral History ■ Dorothee Wierling (Berlin) und Alexander von Plato (Hornburg) im Gespräch mit Linde Apel (Hamburg) zur Geschichte, Gegenwart und Zukunft der Oral History (Öffentliche Veranstaltung)

Freitag, 28.2.2020

Roundtable-Gespräch: Oral History zwischen politischem Impuls, Wissenschaft und Auftragsforschung. Almut Leh (Hagen) im Gespräch mit Stefan Müller (Bonn), Ina Czub (Aabenraa), Andreas Keller (Stuttgart), Manfred Grieger (Gifhorn) ■ Lena Langensiepen (Hamburg): Lebensgeschichtliche Interviews mit Akteur/innen der Hamburger Geschichtswerkstätten-Bewegung ■ Almut Leh (Hagen), Cord Pagenstecher (Berlin): Schöne neue Welt: Oral History und KI

#### Vortragsreihen

- Diverses. Neue Forschungen zur Geschlechtergeschichte

#### Tagungen und Workshops

- Netzwerktreffen Oral History



*Dorothee Wierling, Alexander von Plato, Linde Apel, Foto: Maike Raap.*

## WEITERE ÖFFENTLICHE VERANSTALTUNGEN

### ■ WIEDERVEREINIGUNGSGESELLSCHAFT – GESPRÄCH IM LIVESTREAM

14.10.2020, Vorstellung des Buchs »Wiedervereinigungsgesellschaft – Aufbruch und Entgrenzung in Deutschland seit 1989/1990« von Hans-Georg Golz (Leiter des Fachbereichs Print der bpb) und Thomas Großbölting.

Veranstalter: Bundeszentrale für Politische Bildung in Kooperation mit der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH)

#### Weitere öffentliche Veranstaltungen

- Wiedervereinigungsgesellschaft – Gespräch im Livestream

- 8. VORTRÄGE  
TAGUNGEN  
VERANSTALTUNGEN  
2019
- 9. VERÖFFENTLICHUN-  
GEN DER FZH
- 10. VERÖFFENTLICHUN-  
GEN DER MIT-  
ARBEITERINNEN  
UND MITARBEITER  
DER FZH



Andrea Althaus, Foto: Maike Raap.

■ **30 JAHRE ERZÄHLEN, ZUHÖREN, GESCHICHTE MACHEN**

3.11.2020, Eine digitale Festveranstaltung aus der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg anlässlich 30 Jahre Werkstatt der Erinnerung

Begrüßung: Thomas Großbölting, Grußwort: Katja Karger (Vorsitzende DGB Hamburg / stellvertretende Vorsitzende Kuratorium FZH)  
Gespräch: Andrea Althaus und Linde Apel (beide FZH, Werkstatt der Erinnerung)

Livestream und Aufzeichnung: <https://vimeo.com/470075336>

■ **»BRÜCKENBAUEN« GEGEN APARTHEID? AUSLANDS-  
PFARRER IN SÜDAFRIKA UND NAMIBIA**

19.11.2020, Präsentation des Buches »Brückenbauen« gegen Apartheid? Auslandspfarrer in Südafrika und Namibia« von Sebastian Justke

Gespräch: Sebastian Justke, Thomas Großbölting (beide FZH) und Rudolf Hinz (ehemaliger Afrika-referent im Kirchlichen Außenamt der EKD)

Livestream und Aufzeichnung: <https://vimeo.com/474667547>



Sebastian Justke, Thomas Großbölting, Rudolf Hinz, Foto: Maike Raap.

## 9. VERÖFFENTLICHUNGEN DER FZH

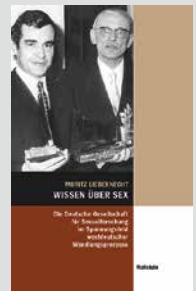
(Lektorat: Joachim Szodrzynski)

- Sebastian Justke, »Brückenbauen« gegen Apartheid? Auslands-pfarrer in Südafrika und Namibia, Göttingen 2020 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 59).
- Moritz Liebeknecht, Wissen über Sex. Die deutsche Gesellschaft für Sexuallforschung im Spannungsfeld westdeutscher Wandlungsprozesse, Göttingen 2020 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 60).

## 10. VERÖFFENTLICHUNGEN DER MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER DER FZH

KNUD ANDRESEN

- Die Gewerkschaften. Ein klassisches Objekt der Organisationssoziologie, in: Marcus Böick / Marcel Schmeer (Hrsg.), Im Kreuzfeuer der Kritik. Umstrittene Organisationen im 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. / New York 2020, S. 437–452.
- Unruhe in der berufstätigen Jugend. Proteste zur beruflichen Bildung und jugendkulturelle Distinktionen nach 1970, in: Mitteilungen Archiv der Arbeiterjugendbewegung H. 1 (2020), S. 10–17.
- Politisierung am Rande? Anmerkungen zu Verschränkungen von Lehrlingsbewegung und Gewerkschaftsjugend um 1970, in: Lu Seegers (Hrsg.): 1968. Gesellschaftliche Nachwirkungen auf dem Lande, Göttingen 2020, S. 211–223.
- Memories of Being Punk in West Germany: Personal and Shared Recollections in Life Stories, in: Bart van der Steen / Thierry P.F. Verburgh (Hrsg.), Researching Subcultures, Myth and Memory, Basingstoke 2020, S. 197–214.



- Knud Andresen



- Das Vergessen der Lehrlingsbewegung. Anmerkungen zur Erinnerungsarbeit in Gewerkschaften, Arbeitspapier aus der Kommission »Erinnerungskulturen der sozialen Demokratie«, Düsseldorf 2020, [www.boeckler.de/erinnerungskulturen.de](http://www.boeckler.de/erinnerungskulturen.de)
- A »Negotiated Revolution«? Trade Unions and Companies in South Africa in the 1980s, in: Pepijn Brandon / Peyman Jafari / Stefan Müller (Hrsg.), *Worlds of Labour Turned Upside Down. Revolutions and Labour Relations in Global Historical Perspective* (Studies in Global Social History, Bd. 41), Leiden / Boston 2020, S. 286–302.

#### LINDE APEL

- (mit Karin Orth), Oral History in der akademischen Lehre. Einführung in den Schwerpunkt, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 31 (2018), H. 1, S. 3–8 (erschienen 2020).
- Erinnern, erzählen, deuten. Oral History in der universitären Lehre, in: BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebensverlaufsanalysen 31 (2018), H. 1, S. 23–34 (erschienen 2020).
- Oral History im Wissenschaftstransfer. Ein Workshop in Indien, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), *Zeitgeschichte in Hamburg 2019*, Hamburg 2020, S. 114–126.

#### JESSICA ERDELMANN

- »Praktisch kein Vermögen besessen«. Der Umgang mit den Vermögenswerten NS-belasteter Funktionseliten am Beispiel des ehemaligen Hamburger NSDAP-Gauleiters Karl Kaufmann, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), *Zeitgeschichte in Hamburg 2019*, Hamburg 2020, S. 79–97.

#### DANIEL GERSTER

- Zwischen Volksmasse und christlicher Familie – Vergemeinschaftungsvorstellungen in der katholischen Internatserziehung im frühen 20. Jahrhundert, in: Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte 114 (2020), S. 19–34.

- Retreat into the »Pedagogical Province«? Boarding Schools and the Changing Perception of »Nature« in German Secondary Education around 1900, in: Paedagogica Historica 56 (2020), H. 1/2, S. 85–100.

#### THOMAS GROSSBÖLTING

- Wiedervereinigungsgesellschaft. Aufbruch und Entgrenzung in Deutschland seit 1990, Bonn 2020.
- (mit Olaf Blaschke) (Hrsg.), Was glaubten die Deutschen 1933–1945? Religion und Politik im Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. 2020.
- (mit Olaf Blaschke), Was glaubten die Deutschen 1933–1945?, in: dies. (Hrsg.), Was glaubten die Deutschen zwischen 1933 und 1945? Religion und Politik im Nationalsozialismus, Frankfurt a. M. 2020, S. 9–40.
- (mit Benedikt Brunner / Klaus Große Kracht / Meik Woyke) (Hrsg.), »Sagen, was ist«. Walter Dirks in den intellektuellen und politischen Konstellationen Deutschlands und Europas, Bonn 2019 (erschienen Januar 2020).
- (mit Benedikt Brunner / Klaus Große Kracht / Meik Woyke), »Den Roten zu schwarz, den Schwarzen zu rot«. Walter Dirks im Kontext der deutschen und der europäischen Geschichte, in: dies. (Hrsg.), »Sagen, was ist«. Walter Dirks in den intellektuellen und politischen Konstellationen Deutschlands und Europas, Bonn 2019, S. 7–22 (erschienen Januar 2020).
- (mit Stefan Lehr) (Hrsg.), Politisches Entscheiden im Kalten Krieg, Göttingen 2020.
- Politisches Entscheiden in Ost und West – zur Einleitung, in: ders. / Stefan Lehr (Hrsg.), Politisches Entscheiden im Kalten Krieg, Göttingen 2020, S. 7–22.
- Bikonfessionalismus, Säkularisierung und religiöser Pluralismus – das religiöse Feld der Nachkriegszeit im Wandel, in: Gabriele Clemens u. a. (Hrsg.), Reformation, Religion und Konfessionen an der Saar (1517–2017), Saarbrücken 2020, S. 329–344.
- Säkularisierung und Entkonfessionalismus nach 1945, in: Blätter für deutsche Landesgeschichte 155 (2019), S. 219–232 (erschienen 2020).

- Knud Andresen
- Linde Apel
- Jessica Erdelmann
- Daniel Gerster
- Thomas Großbölting



- Wem gehört die Friedliche Revolution? Die Pollack-Kowalczyk-Kontroverse von 2019 als Lehrstück von Wissenschaftskommunikation, in: Deutschland Archiv, 14.7.2020, [www.bpb.de/312786](http://www.bpb.de/312786)

KIRSTEN HEINSOHN

- Archiv für Sozialgeschichte, Bd. 59 (2019): Die Welt verändern. Revolutionen in der Geschichte (Mitherausgeberin).
- (mit Dietmar Süß), Probleme und Perspektiven der Revolutionsforschung, in: Archiv für Sozialgeschichte 59 (2019), S. 3–18.
- Bürgerliche und Proletarische Frauenbewegung bis in die 1890er Jahre / Die Anfänge der Frauenbewegung / Die Hamburger Frauenbewegung im Kaiserreich / Die Hamburger Frauenbewegung während des Ersten Weltkriegs; in: Digitales Hamburg Geschichtsbuch, <http://geschichtsbuch.hamburg.de/>
- Die eigene Geschichte erzählen. Erinnerungskulturen der deutschen Frauenbewegung, Arbeitspapier aus der Kommission »Erinnerungskulturen der sozialen Demokratie, <https://www.erinnerungskulturen.boeckler.de/forschung-14003.htm>
- Sigrid Hunke ... und weitere antiliberalen Vordenkerinnen, in: Zentrum für liberale Moderne Berlin (Hrsg.), Das alte Denken der Neuen Rechten. Die langen Linien der antiliberalen Revolte, Berlin 2020, S. 73–80, und in: Ralf Fücks / Christoph Becker (Hrsg.), Das alte Denken der Neuen Rechten. Die langen Linien der antiliberalen Revolte, Frankfurt a. M. 2020, S. 126–139.
- Universität und Stadt – eine spannungsreiche Beziehung, in: Rainer Nicolaysen / Eckart Krause / Gunnar B. Zimmermann (Hrsg.), 100 Jahre Universität Hamburg. Studien zur Hamburger Wissenschaftsgeschichte in vier Bänden, Bd. 1: Allgemeine Aspekte und Entwicklungen, Göttingen 2020, S. 56–86.
- Zusammenbruch und Kontinuitäten. Konservative Reaktionen auf die Revolution 1918/19, in: Zwischen Novemberrevolution und Weimarer Verfassung – Aspekte der Demokratisierung in Niedersachsen. Veranstaltung und Podiumsdiskussion mit der Historischen Kommission für Niedersachsen und Bremen e. V. am 12. November 2019 (Heft 65 der Schriftenreihe des Niedersächsischen Landtages) Hannover 2020, S. 38–46.

- 1919 – Aufbruch in die Demokratie. Das Wahlrecht für Frauen, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), *Zeitgeschichte in Hamburg* 2019, Hamburg 2020, S. 98–113.

ALEXANDRA JAEGER

- *Abgrenzungen und Ausschlüsse. Die Unvereinbarkeitsbeschlüsse in der GEW Hamburg in den 1970er Jahren*, hrsg. von Dirk Mescher im Auftrag der GEW Hamburg, Weinheim 2020.
- *Klima des Misstrauens. Die Bildungsgewerkschaft GEW und der »Radikalerlass« – eine Fallstudie*, in: *neues deutschland. Die Woche*, 12.9.2020.

SEBASTIAN JUSTKE

- *»Brückenbauen« gegen Apartheid? Auslandspfarrer in Südafrika und Namibia*, Göttingen 2020 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 59).
- *Apartheid und Ökumene. Evangelische Auslandsgemeinden im südlichen Afrika von den 1930er bis zu den 1970er Jahren*, in: Andreas Gestrich / Siegfried Hermle / Dagmar Pöpping (Hrsg.), *Evangelisch und deutsch? Auslandsgemeinden im 20. Jahrhundert zwischen Nationalprotestantismus, Volkstumspolitik und Ökumene*, Göttingen 2020, S. 131–165.

CLAUDIA KEMPER

- (mit Cord Arendes / Karoline Dölling / Mareike König / Thorsten Logge / Angela Siebold / Nina Verheyen), *Geschichtswissenschaft im 21. Jahrhundert. Interventionen zu aktuellen Debatten*, Frankfurt a. M. 2020.
- *»Wir können und dürfen diesen Wahnsinn nicht mehr dulden, wenn unsere Erde überleben soll.« NGOs als Emotionsagenturen internationaler Konflikte*, in: Hélène Miard-Delacroix / Andreas Wirsching (Hrsg.), *Emotionen und internationale Beziehungen im Kalten Krieg*, München / New York 2020, S. 365–384.
- *Die Organisation von Geschlechtern und das Geschlecht von Organisationen. Eine zeitgeschichtliche Perspektive auf NGOs*, in: Muriel Gonzalez Athenas / Falko Schnicke (Hrsg.), *Popularisierungen*

- Thomas Großbölting
- Kirsten Heinsohn
- Alexandra Jaeger
- Sebastian Justke
- Claudia Kemper

10. VERÖFFENTLICHUNGEN DER MITARBEITERINNEN UND MITARBEITER DER FZH
11. REZENSIONEN ÜBER VERÖFFENTLICHUNGEN DER FZH UND VON MITARBEITERINNEN UND MITARBEITERN DER FZH

von Geschlechterwissen in der (Vor-)Moderne. Konzepte und Analysen (Historische Zeitschrift / Beihefte N. F. 79), Berlin / Boston 2020, S. 269–294.

- Zur Diskrepanz von Geschlecht und Gedöns. Geschlechter(un-)gerechtigkeit und Geschichtswissenschaft im 21. Jahrhundert, in: Cord Arendes / Karoline Dolling / Claudia Kemper / Mareike König / Thorsten Logge / Angela Siebold / Nina Verheyen, Geschichtswissenschaft im 21. Jahrhundert. Interventionen zu aktuellen Debatten, Frankfurt a. M. 2020, S. 57–66.

#### HANNAH RENTSCHLER

- Axel Schildt, in: Stormarn Lexikon Online, <https://www.stormarnlexikon.de/axelschildt>
- Luise Zietz, in: Stormarn Lexikon Online, <https://www.stormarnlexikon.de/luisezietz>

#### YVONNE ROBEL

- Von passiven Gammlern zu professionellen Müßiggängern? Mediale Bilder des Nichtstuns seit den 1960er Jahren, in: Petra Terhoeven / Tobias Weidner (Hrsg.), Exit. Ausstieg und Verweigerung in »offenen« Gesellschaften nach 1945, Göttingen 2020, S. 290–312.

#### CHRISTOPH STRUPP

- Im Bann des Authentischen? Historische Schiffe und maritime Museen in Hamburg, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), Zeitgeschichte in Hamburg 2019, Hamburg 2020, S. 18–39.
- »Mittler zwischen Ost und West« und »Tor zur Welt«. Die Hamburger Sehnsucht nach einer geopolitischen Sonderstellung im Kalten Krieg, in: Frank Becker / Darius Harwardt / Michael Wala (Hrsg.), Die Verortung der Bundesrepublik. Ideen und Symbole politischer Geographie nach 1945, Bielefeld 2020, S. 177–193.
- Wendezeit in Hamburg. Auf dem Weg zur Deutschen Einheit, in: Wieder vereint!? Dreißig Jahre deutsche Einheit in Hamburg, <https://wieder-vereint.hamburg/einheit/>

# 11. REZENSIONEN ÜBER VERÖFFENTLICHUNGEN DER FZH UND VON MITARBEITERINNEN UND MITARBEITERN DER FZH

(in Auswahl)

*Knud Andresen, Gebremste Radikalisierung. Die IG Metall und ihre Jugend 1968 bis Mitte der 1980er Jahre, Göttingen 2016 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 56).*

- Johanna Wolf, Rezension, in: Sozial.Geschichte Online. Zeitschrift für historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts, Nr. 26 (2020), S. 138–145. <https://duepublico2.uni-due.de/go/sozial.geschichte-online/index.xml>

*Alexandra Jaeger, Auf der Suche nach »Verfassungsfeinden« Der Radikalenbeschluss 1971–1987, Göttingen 2019 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 58).*

- Larry Frohman, Rezension, in: German History 38 (2020), S. 182–184.
- Frieder Günther, Rezension, in: Historische Zeitschrift 311 (2020), H. 1, S. 259–261.
- Timo Hebler, Rezension, in: Zeitschrift für Beamtenrecht 68 (2020), H. 1/2, S. 66–68.
- Dominik Rigoll, Rezension, in: sehepunkte 20 (2020), Nr. 10, <http://www.sehepunkte.de/2020/10/33301.html> [15.10.2020].

*Alexandra Jaeger, Abgrenzungen und Ausschlüsse. Die Unvereinbarkeitsbeschlüsse in der GEW Hamburg in den 1970er Jahren, hrsg. von Dirk Mescher im Auftrag der GEW Hamburg, Weinheim 2020 (Beiträge zur Geschichte der GEW).*

- Lothar Zieske, Klima des Misstrauens. Gewerkschaftlicher Antikommunismus: Die Unvereinbarkeitsbeschlüsse in der Hamburger GEW in den 1970er Jahren, in: Junge Welt, 2.11.2020.

- Claudia Kemper
- Hannah Rentschler
- Yvonne Robel
- Christoph Strupp

11. REZENSIONEN  
ÜBER VERÖFFENT-  
LICHUNGEN DER  
FZH UND VON MIT-  
ARBEITERINNEN  
UND MITARBEITERN  
DER FZH

*Alexandra Jaeger/Julia Kleinschmidt/David Templin (Hrsg.), Den Protest regieren. Staatliches Handeln, neue soziale Bewegungen und linke Organisationen in den 1970er und 1980er Jahren, Essen 2018.*

- Matthias Lieb, Rezension, in: Neue Politische Literatur 65 (2020), H. 3, S. 562–565.

12. VORTRÄGE UND  
ÖFFENTLICHE  
AUFTRITTE DER  
MITARBEITERIN-  
NEN UND MIT-  
ARBEITER DER  
FZH

*Sebastian Justke, »Brückenbauen« gegen Apartheid? Auslandspfarren in Südafrika und Namibia, Göttingen 2020 (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte, Bd. 59).*

- Monika Remé, Gratwanderung im Namen Gottes. Die Schwierigkeiten der Evangelischen Kirche in Deutschland mit der Apartheid, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 26.5.2020.
- Gisa Bauer, Rezension in: H-Soz-Kult, <http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-29577> [29.9.2020].

*Cord Arendes/Karoline Dölling/Claudia Kemper/Mareike König/Thorsten Logge/Angela Siebold/Nina Verheyen, Geschichtswissenschaft im 21. Jahrhundert. Interventionen zu aktuellen Debatten. Berlin 2020.*

- Sina Steglich: Rezension, in: H-Soz-Kult, [www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-50681](http://www.hsozkult.de/publicationreview/id/reb-50681) [10.12.2020].

*Axel Schildt, Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik, hrsg. und mit einem Nachwort versehen von Gabriele Kanzora und Detlef Siegfried, Göttingen 2020.*

- Markus Mohr, Frühphase der BRD, in: Der Freitag 50 (2020).
- Marko Martin, Die Streitkultur der Adenauerzeit, in: Deutschlandfunk Kultur, 7.12.2020.
- Tanjev Schultz, Debattenlust und Theoriedurst, in: Süddeutsche Zeitung, 6.12.2020.
- Jörg Später, Auftritte der Meinungsbildner, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 20.11.2020.
- Frauke Hamann, Diskursproduzenten der Bonner Republik, in: [www.sozio.polis.de](http://www.sozio.polis.de) [10.11.2020].
- Hendrikje Schauer, Die Noblen, die Fiesen und die Unverbesserten, in: Der Tagesspiegel, 10.11.2020.

- Frauke Hamann, Das milde Licht der Entschuldung, in: taz nord, 23.10.2020.

*Dorothee Wierling, Mit Rohkaffee handeln. Hamburger Kaffee-Importeure im 20. Jahrhundert, Hamburg 2018 (Forum Zeitgeschichte, Sonderband).*

- Martin Lutz, Rezension, in: Neue Polititische Literatur 65 (2020), S. 329–332, <https://doi.org/10.1007/s42520-020-00240-3>

- Andrea Althaus
- Knud Andresen

## 12. VORTRÄGE UND ÖFFENTLICHE AUFTRITTE DER MITARBEITERIN- NEN UND MITARBEITER DER FZH

ANDREA ALTHAUS

- Moderation des Vortrags von Linde Apel, Zur Werkstatt der Erinnerung. Geschichte von unten oder Geschichte von oben? Netzwerktreffen Oral History, Hamburg, 27.2.2020.
- 30 Jahre erzählen, zuhören, Geschichte machen. Zum Jubiläum der Werkstatt der Erinnerung (mit Linde Apel), Online-Veranstaltung, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, 3.11.2020.

KNUD ANDRESEN

- Unruhe in der berufstätigen Jugend – Proteste zur beruflichen Bildung und jugendkulturellen Abgrenzung. Vortrag auf der Jahrestagung des Archivs der Arbeiterjugendbewegung, Oer-Erkenschwick, 17./18.1.2020.
- Das Vergessen der Lehrlingsbewegung in den Gewerkschaften. Vortrag auf der 8. Sitzung der Kommission »Erinnerungskulturen der sozialen Demokratie«, Online-Tagung, 16./17.7.2020.
- Impulsvortrag zur deutschen Besetzung in Norwegen im Rahmen der Filmvorführung »The Teachers Protest«, GEW Hamburg und Neue Gesellschaft, Curiohaus Hamburg, 8.9.2020.



LINDE APEL

- Einführung ins 8. Treffen des Netzwerks Oral History, Hamburg, 27.2.2020.
- Zur Werkstatt der Erinnerung. Geschichte von unten oder Geschichte von oben? Hamburg, 27.2.2020.
- Moderation des Podiumsgesprächs »Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Oral History« mit Dorothee Wierling, Alexander von Plato, Hamburg, 28.2.2020.
- Mündliche Quellen und Forschungsethik, Arbeitskreis »Sozialdaten und Zeitgeschichte«, Bad Homburg, 5./6.10.2020.
- 30 Jahre erzählen, zuhören, Geschichte machen. Zum Jubiläum der Werkstatt der Erinnerung (mit Andrea Althaus), Online-Veranstaltung, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, 3.11.2020.

DANIEL GERSTER

- Reform als Erziehungsprogramm. Internate in den bürgerlichen Gesellschaften seit dem 19. Jahrhundert, Vortrag im Colloquium zur Zeitgeschichte von Prof. Dr. Paul Nolte, FU Berlin, 4.6.2020.
- »Leben und Frieden«. Lorenz Jaeger, Pax Christi und die katholische Suche nach Frieden im Kalten Krieg, 1945–1973, Vortrag auf der Fachtagung »Lorenz Kardinal Jaeger als Kirchenpolitiker«, Katholische Akademie Schwerte, 27.–29.8.2020.
- Forschungskolloquium des Arbeitskreises Historische Friedens- und Konfliktforschung (mit Julia Eichenberg und Jan Hansen, HU Berlin), HU Berlin, Online-Tagung, 22.10.2020.
- Exclude to Include: Global Perspectives on Boarding Schools, their Participants and Processes during the 19th and 20th Centuries (mit Felicity Jenz, Westfälische Wilhelm-Universität Münster), Internationale Online-Tagung an der Westfälische Wilhelm-Universität Münster, 5./6.11.2020.
- Jahrestagung des Schwerter Arbeitskreises Katholizismusforschung (mit Florian Bock, Ruhr-Universität Bochum), Katholische Akademie Schwerte, Online-Tagung, 21./22.11.2020.

THOMAS GROSSBÖLTING (seit 1.8.)

- Der verlorene Himmel. Glaube in Deutschland seit 1945, Forum Oldenburg, 3.9.2020.
- Sexueller Missbrauch und Pastoralmacht im deutschen Katholizismus, oder: Wie und warum sich die Grenzen des Sagbaren verschieben, Vortrag auf der Tagung »Katholische Dunkelräume. Die Kirche und der sexuelle Missbrauch«, Bonn, 8./9.10.2020.
- Buchpräsentation »Wiedervereinigungsgesellschaft – Aufbruch und Entgrenzung in Deutschland seit 1989/1990«, Gespräch mit Hans-Georg Golz, Bundeszentrale für Politische Bildung Bonn in Kooperation mit der FZH, Online-Veranstaltung, 14.10.2020.
- Wege der Kirche ins 21. Jahrhundert? Was sich aus der jüngeren Vergangenheit über die Zukunft lernen lässt, Montagsakademie Paderborn, 26.10.2020.

KIRSTEN HEINSOHN

- Moderation eines Panels auf der Autorentagung des Archivs für Sozialgeschichte »Eliten und Elitenkritik vom 19. bis zum 21. Jahrhundert«, Online-Tagung, 29.10.2020.
- Diskussionsbeiträge zum Workshop »Netzwerkantrag Queere Zeitgeschichte«, FU Berlin, Online-Tagung, 6.11.2020.
- Kommentar und Abschlussdiskussion auf der Tagung »Konfliktreiche Beziehungen oder produktive Reibungen? Verflechtungen in der Geschlechtergeschichte«, FU Berlin, Online-Tagung 11./12.11.2020.

ALEXANDRA JAEGER

- Auf der Suche nach »Verfassungsfeinden«. Der Radikalenbeschluss 1971–1987, Vortrag im Forschungskolloquium des Instituts für Geschichte am Karlsruher Institut für Technologie, 16.1.2020.
- »Wie links dürfen Lehrer sein?« Die Umsetzung des Radikalenbeschlusses in Hamburg, Vortrag auf dem Workshop »Ideen, Praktiken, Kontroversen. Politische Bildung und Demokratisierung nach 1945« am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte der Friedrich-Schiller-Universität Jena, 21.1.2020.

- Linde Apel
- Daniel Gerster
- Thomas Großbölting
- Kirsten Heinsohn
- Alexandra Jaeger

- Gewerkschaftliche Zeitpolitiken von den 1970er bis in die 2000er Jahre, Präsentation des Forschungsprojekts im wissenschaftlichen Beirat der Hans-Böckler-Stiftung (mit Knud Andresen), Online-Tagung, 5.5.2020.
- Von »Verfassungsfeinden« zu guten Lehrerinnen und Lehrern. Der Wandel der Hamburger Überprüfungspraxis im Laufe der 1970er Jahre, Vortrag auf der Tagung »Innere Sicherheit, Kulturkampf, Demokratisierung? Der ›Radikalenerlass‹ von 1972 und seine Folgen bis in die Gegenwart«, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Lehrstuhl für Zeitgeschichte, 29.9.2020.

SEBASTIAN JUSTKE

- »›Brückenbauen‹ gegen Apartheid? Auslandspfarrer in Südafrika und Namibia«, Buchpräsentation und Podiumsgespräch mit Thomas Großbölting und Rudolf Hinz, Online-Veranstaltung, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, 19.11.2020.

LENA LANGENSIEPEN

- »Spuren suchen und Spuren hinterlassen« – Lebensgeschichtliche Interviews mit Akteurinnen und Akteuren der Hamburger Geschichtswerkstätten, Vortrag im Rahmen des achten Treffens des Netzwerks Oral History (NOH) in Hamburg, 28.2.2020.

YVONNE ROBEL

- Moderation des Vortrags »Selbstverwirklichung in der Beziehung? Zur Therapeutisierung von Ehe und Familie seit den späten 1960er Jahren« von Jens Elberfeld (Halle-Wittenberg) in der Reihe »Diverses. Neue Forschungen zur Geschlechtergeschichte«, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, 30.1.2020.
- Erfahrung(en) des Neubeginns? Hamburger Sinti und Roma in der frühen Nachkriegszeit. Tagung »NS-Verfolgte nach der Befreiung – Ausgrenzungserfahrungen und Neubeginn«, KZ-Gedenkstätte Neuengamme, Online-Veranstaltung, 30.10.2020.
- Hamburger Sinti und Roma nach 1945. Tagesseminar im Fortbildungsprogramm der KZ-Gedenkstätte Neuengamme (mit Sarah Grandke), Online-Veranstaltung, 6.11.2020.

- Die Abschaffung der Arbeitshausstrafe 1969. Ein Ausdruck gesellschaftlicher Liberalisierung im Umgang mit Nicht-Arbeit? Vortrag im Kolloquium zur Geschichte der Neuzeit der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel, Online-Veranstaltung, 30.11.2020.

CHRISTOPH STRUPP

- Aufstieg und Niedergang der »Ölstadt Hamburg« im 20. Jahrhundert, Vortrag beim Johann Georg Büsch Forum der Wirtschaftsgeschichtlichen Forschungsstelle e. V., Hamburg, 10.9.2020.

- Alexandra Jaeger
- Sebastian Justke
- Lena Langensiepen
- Yvonne Robel
- Christoph Strupp

## 13. MEDIENECHO

(in Auswahl)

- Sophie Stritzelberger, Aufbrüche: Geschichte der Frauenbewegung im 20. Jahrhundert, Tagungsbericht in: H-Soz-Kult, <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8577> [6.1.2020] (FZH)
- Kira Gantner, Tanz auf dem Vulkan? Die neuen Zwanzigerjahre, in: NDR Fernsehen – Kulturjournal, 6.1.2020 (Kirsten Heinsohn)
- Sebastian Friedich, Zeit des Nationalsozialismus: Bauer-Verlag stellt sich der Geschichte, in: tagesschau.de, 15.1.2020 sowie: Verdrängt: Nazi-Vergangenheit der Bauer Media Group, in: NDR Fernsehen – ZAPP, 15.1.2020 (Jessica Erdelmann)
- Nils Klawitter, Bauers braune Jahre. Grundstückskäufe, wirtschaftlicher Aufschwung, Anbiederung an die Machthaber: Wie sehr hat der Bauer-Verlag vom Nationalsozialismus profitiert?, in: Der Spiegel online, 15.1.2020 sowie: Ein Verlag stellt sich seiner Nazivergangenheit, in: Der Spiegel Online, 15.1.2020 (Jessica Erdelmann)
- Ursula Storost, 30 Jahre »Werkstatt der Erinnerung«, in: Deutschlandfunk, 5.3.2020 (Linde Apel)
- Aus dem Vergessen gerückt, in: Hafencity-News, März 2020, Ausgabe 58, S. 1–2 (Linde Apel)

- Claas Christophersen, Das Kriegsende in Norddeutschland vor 75 Jahren, in: NDR Info, 28.3.2020 (FZH)
- Laura Bieler u. a., »Ich habe gedacht, ich wäre im Paradies angekommen«. Flucht aus der DDR, in: <https://fink.hamburg/2020/03/ich-habe-gedacht-ich-waere-im-paradies-angekommen/>, 5.3.2020 (Christoph Strupp)
- Hergen Riedel, »No Hamburg – no Beatles«, in: Senioren Magazin Hamburg, März 2020, S. 4–9 (Christoph Strupp)
- Radio Corax, Zum Leben und Wirken von Ernst Thälmann, Interview mit Knud Andresen, 15.4.2020
- Lisa Hellriegel, Ahtes Netzwerktreffen Oral History 2020, Tagungsbericht in: H-Soz-Kult, <https://www.hsozkult.de/conferencereport/id/tagungsberichte-8726> [17.4.2020] (FZH)
- Petra Volquardsen, Kriegsende 1945 in Hamburg: Die Entnazifizierung, in: NDR 90,3, 3.5.2020 (Joachim Szodrzynski)
- Danny Marques u. a., Kriegsende und Aufbruch in Hamburg, in: NDR 90,3, 6.5.2020 (Kirsten Heinsohn)
- U-Bahn-Plan der Nationalsozialisten für Hamburg 1940, in: ZEIT-Magazin, 7.5.2020, S. 18 (Christoph Strupp)
- Radio 98 eins, Good Evening Greifswald, Interview mit Knud Andresen, 21.5.2020
- Konkret, »Lückenhafte Erinnerungen«. Interview mit dem Historiker Moritz Liebeknecht über die Geschichte der ältesten deutschen Fachgesellschaft für Sexualwissenschaft, Ausgabe 7/2020
- Ursula Storost, Nichtstun, in: Deutschlandfunk, 16.7.2020 (Yvonne Robel/Knud Andresen)
- Petra Schellen, »Da lief vieles zusammen«. Thomas Großbölting, neuer Chef von Hamburgs Forschungsstelle für Zeitgeschichte, erforscht NS-Zeit, die Rolle der Kirchen und Repression in der DDR, in: taz nord, 18.8.2020
- »Wertvolle historische Quellen«, Interview von Petra Schellen mit Linde Apel, taz nord, 20.8.2020
- Hauke Friederichs, Die Bauers und die Nazis [...]. Die Bauer Media Group beginnt nur zögernd mit der Aufarbeitung, in: Die Zeit (Hamburg), 27.8.2020 (Jessica Erdelmann)

- Ursula Storost, 1968 auf dem Lande, in: Deutschlandfunk, 3.9.2020 (FZH)
- 30 Jahre Deutsche Einheit, in: NDR Hamburg Journal, 3.10.2020 (Christoph Strupp).
- Peter Pappert, 30 Jahre Deutsche Einheit. Feiern, klagen, ehrlich bleiben, Interview mit Thomas Großbölting, in: Aachener Zeitung, 3.10.2020
- KNA, »Große Verunsicherung«. Historiker beklagen Hindernisse bei Aufarbeitung von Missbrauch, in: Domradio.de, <https://www.domradio.de/themen/sexueller-missbrauch/2020-10-08/grosse-verunsicherung-historiker-beklagen-hindernisse-bei-aufarbeitung-von-missbrauch> [8.10.2020] (Thomas Großbölting)
- KNA / Markus Nolte, Historiker beklagen zunehmende Hindernisse bei Missbrauchs-Aufarbeitung. Thomas Großbölting: Große Verunsicherung bei Namensnennung, in: Kirche und Leben, 8.10.2020
- Peter Heiling, 30 Jahre »Werkstatt der Erinnerung«, NDR Kulturjournal, 3.11.2020 (Linde Apel)

## 14. LEHRVERANSTALTUNGEN

### SOMMERSEMESTER 2020

KNUD ANDRESEN

- »Arbeit ist das halbe Leben«, Wandel der Arbeitswelten im 20. Jahrhundert, Einführung I, Universität Hamburg, Fachbereich Geschichte

KIRSTEN HEINSOHN

- (mit Angelika Schaser): Doktorand\*innenkolloquium, Universität Hamburg, Fachbereich Geschichte

## WINTERSEMESTER 2020/21

KNUD ANDRESEN

- »Arbeit ist das halbe Leben«, Wandel der Arbeitswelten im 20. Jahrhundert, Einführung II, Universität Hamburg, Fachbereich Geschichte

THOMAS GROSSBÖLTING

- BR D DR. Die Geschichte der Wiedervereinigungsgesellschaft, Vorlesung, Universität Hamburg, Fachbereich Geschichte
- Vom Moloch zur Smart City. Stadtgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, Hauptseminar, Universität Hamburg, Fachbereich Geschichte
- (mit Kirsten Heinsohn und Angelika Schaser): Doktorand\*innenkolloquium, Universität Hamburg, Fachbereich Geschichte

KIRSTEN HEINSOHN

- Demokratie und gesellschaftliche Demokratisierung nach 1945, Einführung I, Universität Hamburg, Fachbereich Geschichte
- (mit Angelika Schaser und Thomas Großbölting): Doktorand\*innenkolloquium, Universität Hamburg, Fachbereich Geschichte

## ABBILDUNGSNACHWEISE

- Seite 15: Postkarte der WdE. Digitalisiertes Glasplattennegativ, überlassen von Frieda Herzog, Foto: unbekannt, o.O., o.J., Interview mit Frieda Herzog (1898–1994) am 22.2.1994, Interviewer: Alfons Kenkmann, FZH/WdE 234.
- Seite 19: Postkarte der WdE. Collage von Fotos aus der WdE. Abgebildet sind von links oben nach rechts oben: Franz (Mosche) Wolff, Hamburg 1932, Foto: unbekannt (Eugenie Wolff?), FZH/WdE 437; Leo Arbel, Foto: Linde Apel, Hamburg 2012, FZH/WdE 1302; Inge Pein, Foto: unbekannt, Hamburg 1945, FZH/WdE 9. Von links unten nach rechts unten: Rosamunde Pietsch, Foto: unbekannt, Hamburg, o.J., FZH/WdE 42; unbekannte Frau mit Kind, Foto: unbekannt, o.O., o.J., FZH/WdE 3; Detlef Krüger, Foto: unbekannt, o.O., o.J., FZH/WdE 317.
- Seite 35: Postkarte der WdE. Tova Lev im Strandkorb rechts mit ihrer Schwester, zwei Brüdern und ihrer Tante Erika, Foto: unbekannt, o.O., o.J. (um 1933).] Das Foto stellte der Sohn von Tova Lev (1923–2011, geboren als Gesa Schreiber in Hamburg) nach ihrem Tod der WdE zur Verfügung. FZH/WdE 1307.
- Seite 122: Die hochfliegende Planung des Lunaparks in einem Schaubild von 1913. Quelle: StAHH 424-15\_795.
- Seite 123: Respektables Vergnügen in Parklandschaft. Quelle: StAHH 720-1\_151-3=15\_00052.1.
- Seite 127: Der verschwenderisch beleuchtete Eingang zum Luna Park als Postkartenmotiv. Quelle: StAHH 720-1\_151-3=15\_00051.
- Seite 142: Tweets von Christian Bunnenberg, 22. März 2020, Quelle: <https://twitter.com/ChBunnenberg/status/1241712362199093257>, 22.3.2020, 14:04 Uhr.
- Seite 149: Beitrag zur Körper Mitmach-Aktion von Timon Loibl (11 Jahre) aus Höhenkirchen-Siegertsbrunn, Quelle: [https://www.koerber-stiftung.de/fileadmin/user\\_upload/koerber-stiftung/redaktion/geschichtswettbewerb/images/2020/mitmach-aktion/5\\_Beitrag.jpg](https://www.koerber-stiftung.de/fileadmin/user_upload/koerber-stiftung/redaktion/geschichtswettbewerb/images/2020/mitmach-aktion/5_Beitrag.jpg)
- Seite 149: Beitrag zur Körper Mitmach-Aktion von Nina Böttcher (16 Jahre) aus Mainz, Quelle: [https://www.koerber-stiftung.de/fileadmin/user\\_upload/koerber-stiftung/redaktion/geschichtswettbewerb/pdf/2020/mitmach-aktion/43\\_Beitrag.pdf](https://www.koerber-stiftung.de/fileadmin/user_upload/koerber-stiftung/redaktion/geschichtswettbewerb/pdf/2020/mitmach-aktion/43_Beitrag.pdf)
- Seite 152: Instagram-Post des coronarchiv-Beitrags von Meike Mittmeyer-Riehl mit Kommentar, Quelle: <https://www.instagram.com/p/CKs63CBAW2M/>



**Daher möge die Bürgerschaft beschließen:**

Es ist ein Projekt "Hamburger Lebensläufe-Werkstatt der Erinnerung" einzurichten, das beitragen soll, die geschichtliche Erinnerung noch lebender Zeitzeugen, vor allem an die Jahre 1933 - 1945, vor dem Vergessen zu bewahren. Zu diesem Zweck sollen Zeitzeugen interviewt werden und die Interviews, sowie möglichst alle von anderen Initiativen in Hamburg geführten Interview-Projekte, so gesammelt und dokumentiert werden, daß sie der Nachwelt für Forschung und politische Bildung zugänglich sind.

Aus einem Antrag der Bürgerschaftsabgeordneten Jan Jalass, Jan Klarmann und Dorothee Stapelfeldt (alle SPD) an die Hamburgische Bürgerschaft vom 5. April 1989, in: Archiv FZH 376-22.



**FZH** Forschungsstelle  
für Zeitgeschichte  
in Hamburg